
HW 2RJB D





Anno Neun und Dreizehn

Biographisches Gedenkblatt

aus den

deutschen Freiheitskämpfen

2 Bände.

„An's Vaterland, an's teure schließ Dich an,
Das halte fest mit Deinem ganzen Herzen!
Hier sind die starken Wurzeln Deiner Kraft."
Schiller's Tell.

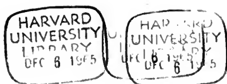
Von

Robert Byr.

(Robert von Bayer)

2. Auflage.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1906.



Druck der Wagner'schen Universitäts-Buchdruckerei.

Dem Land

Vorarlberg

gewidmet.

Dir Alpenland, bespült von Bodans Wellen,
Dir schönes Land vom Arl bis zum Rhein,
Mit Deinen vielen blutgetränkten Stellen, —
Dir soll dies Buch von mir gewidmet sein.

Es schuf Dein Volk mit aller Kräfte Ringen
Am hehren Bau — doch blieb er unvollbracht,
Und die geträumten Freiheitssonnen gingen
Blutqualmend unter in der alten Nacht.

Kein Denkmal nennt des wackern Volkes Namen
Und kaum ein Lied besingt die stolze Tat,
Kein Forscher frägt: wer streute jenen Samen
Und weshalb welkte jene edle Tat? —

Wie's kömmt ... sinnst Du ... daß so die Würfel rollen?
Der einzle Mensch ist auch der Völker Bild: —
Des Glücks Erfolg, — das Werden — nicht das Wollen
Verleihet ihm des Adels Wappenschild.

Und die Geschichte läßt auf ihren Seiten
Nur die Erfolge eingegraben seh'n. —
Komm Du mein Volk! wir wollen sie bestreiten,
Sie soll nicht stumm an Dir vorübergeh'n!

Vorrede zur 1. Auflage.

Eine Vorrede an der Spitze eines Romanes ist wohl sehr übel angebracht und zwar aus doppelter Ursache. Einmal, weil sie nur von Wenigen gelesen wird und für's zweite, weil die Anforderung an den Autor nur gerechtfertigt ist, er solle durch seine Arbeit selbst zeigen, was er mit ihr gewollt habe. Die Vorrede erweckt im Leser immer einigen Zweifel, ob ihm dies gelungen sei und es drängt sich unwillkürlich die Voraussetzung auf, daß die Vorrede den Leser zur Partei machen und ihn bestechen wolle, die Lücken im Buche mit dem Teer und Werg der Vorrede zu kalfatern.

Das weiß ich und setze mich dennoch dem Vorurteile aus — aber ich kann eben nicht ander

Der Leser, der so freundlich war, diese Zeilen nicht zu überschlagen, wird finden, daß sie kein Attentat auf sein selbständiges Urteil, keine captatio benevolentiae um jeden Preis enthalten. Ich befinde

mich auch auf keinem eigentümlichen, unerhört genialen Standpunkte, zu dem ich den Leser erst durch eine neuentdeckte Ton- und Farbenlehre heraufziehen müßte, damit er die Dinge von derselben Seite ansehen lerne, von der ich sie betrachte. Ich will keine originelle Definition des Romans geben; — nichts von alledem.

Diese Vorrede steht aber auch überhaupt nicht an der Spitze eines Romans — und diese Versicherung ist ihr einziger Zweck.

Auf den ersten Blick mag diese Biographie wohl als ein Roman erscheinen, weil sie das Gewand dem in neuester Zeit so stark verbreiteten biographischen Roman entlehnte, — dennoch ist sie es nicht. Sie ist keine romantische Gruppierung und Ausschmückung historischer Tatsachen, kein mehr oder minder gewissenhaft zugerichtetes und mit den verschiedensten Gewürzen versetztes Geschichtsragout; sie ist Geschichte ganz und gar.

Es sollte mir leid tun, wenn ich es mit dieser Erklärung bei zwei Parteien meiner Leser verschütte, und mir die ernste das leichte Gewand, die heitere im Gegenteile das allzuängstliche Festhalten an der Wirklichkeit zum Vorwurfe macht. Darein muß ich mich eben fügen — die Erklärung aber hielt ich für meine Pflicht.

Um den peinlichen immer wiederkehrenden Zitaten und Versicherungen unter dem Texte auszuweichen, spreche ich es hier ein für allemale aus, daß alle bedeutenderen Vorgänge, ebenso wie alle ange-

führten Schriftücke vollkommen authentisch und den verläßlichsten Quellen entnommen sind. Unter diesen führe ich an:

Lebensbilder aus den Befreiungskriegen vom Freiherrn v. Hormayr.

Detto Geschichte Andreas Hofers (Leipzig 1817).

Der Gesellschafter, Blätter für Geist und Herz, Jahrgang 1820.

Briefe und Dokumente des Josef Sigmund Nachbauer aus Brederis, im Privatbesitze.

Das ungedruckte Tagebuch aus dem Jahre 1809 des damaligen Rentamtoberschreibers Anton Christof Kayser.

Die im Vorarlberger Landesmuseum befindlichen Dokumente aus den Jahren 1809–1815.

Eine bedeutende Anzahl auf jene Periode bezüglicher Dokumente, Entwürfe, Briefe &c., die sich aus dem Doktor Anton Schneider'schen und Christoph Kayser'schen Nachlaß im Privatbesitze befinden.

Und endlich die mündlichen Mitteilungen der Witwe des Appellationsrates Doktor Anton Schneider.

Ich habe es absichtlich unterlassen, in diesen Beitrag zur vaterländischen Geschichte die Vorgänge in Europa, in Österreich oder auch nur aus dem Verlauf der Tiroler Insurrektion, von Schlosser, Rotteck oder sonst einem Geschichtswerke kopiert, einzufügen, da sie ja allgemein bekannt sind; ebenso enthielt ich mich jeden Raisonnements, jeder Beurteilung von weltgeschichtlichem Standpunkte aus, der doch am Ende mit der Individualität des Beurteilers wechselt.

Beim Abschätzen der Tat eines Einzelnen, wie eines Volkes wiegt rechtlich doch nur die Summe ihrer eigenen Motive und ihres Kraftaufwandes, nicht aber die Einwirkung auf das Kulturleben aller Menschen und aller Zeiten mit. Wollte man diese berücksichtigen, mancher Bannfluch müßte sich in Segen verwandeln, manche hoch gepriesene Tat sänke zum unseligen Verbrechen herab.

Kein Mensch kann anders urteilen als — menschlich d. i. wandelbar, einseitig. Drum vermag er wohl den Hebeln einer Handlung Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ihre Tragkraft aber zu ermessen, genügt sein Ahnen nicht — „das Urteil soll Gottes sein."

Um nur einen Beweis der Verschiedenheit in Ansichten und Urteilen zu geben, bemerke ich hier, daß Stafflers topographisch-statistisch-historischem Werke über Tirol und Vorarlberg (Innsbruck 1841) „ein Register über die merkwürdigen Personen" beider Länder angefügt ist. Es findet sich in demselben nur ein Name Schneider „Johann Baptist, Pfarrer." Man schlägt nach, um zu sehen, was er tat. — Als Pfarrer zu Völs im Jahre 1809 durch Zufall mit dem Kuraten von Vals verwechselt, wurde er von den Franzosen zum Tode verurteilt; er erlag, obwohl der Irrtum noch zur rechten Zeit erkannt wurde, infolge der übermäßigen Aufregung einem Schlagflusse.

Den ehemaligen Generalkommissär Vorarlbergs, den Appellationsrat Doktor Anton Schneider findet

Staffler nicht merkwürdig genug, um ihn anzuführen. — Eigentümlich!

Nun, ich hege gerade die entgegengesetzte Ansicht; möge dies Buch mein Urteil vertreten. Gelingt dies mir, dann ist mein Wunsch erreicht: Ich habe mitgeholfen, einem Ehrenmann seinen Platz in dem Gedächtnisse seines Volkes — dem Volke eine hochherzige Erinnerung zu wahren.

Der Verfasser.

I. Band.

„Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst. —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenüber steht —
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen
Gegen Gewalt. — Wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!"

Schiller's Tell.

I.

Es war schon ziemlich spät gegen Abend des 25. April 1809, als eine hübsche, hellgrüne Kutsche, auf der Straße von Kempten durch's Allgäu kommend, in den kleinen Marktflecken Weiler einlenkte und vor einem unbedeutenden Häuschen anhielt. Es zeichnet sich dieses vor den andern zur Rechten und zur Linken nur durch ein messingenes Barbierbecken aus, das blank gescheuert über dem Eingange hing und in den Strahlen der sinkenden Sonne blitzend, vom Winde hin und hergeschaukelt wurde.

Die über und über mit Kot bespritzten Pferde mochten das Häuschen gut kennen, denn sie waren beinahe von selber vor demselben stehen geblieben und hielten geduldig, während der Kutscher vom Bocke gesprungen war und den Schlag des eleganten Wagens zu öffnen eilte. Doch kam er schon zu spät.

Mit einem raschen übermütigen Sprunge setzte sein Herr über das Hindernis und die Stufe weg zu Boden, warf dem Kutscher noch den Befehl, im Wirtshause einzustellen, zu und trat dann in das Häuschen, aus dem ihm der helle Metallklang eines gestoßenen Mörsers entgegenschallte.

Die Küche war nur durch ein braungeräuchertes Holzgitter von dem Gange getrennt, den der Eingetretene jetzt durchschritt, und die Türe am Ende desselben führte in ein mittelgroßes Erdgeschoß, aus dem offenbar die hellen Klänge kamen.

„Ah, Du bist's Agath',“ sagte der eben Angekommene, als er das Dienstmädchen erkannt hatte, das in einer Ecke des Zimmers emsig mit Zuckerstoßen beschäftigt war. „Ist niemand daheim?“ Dabei flog sein feuriger rascher Blick wie unzufrieden durch das Gemach, in dem rings herum an den Wänden hohe Kästen mit vielen kleinen Fächern standen, wie sie in Kaufmannsläden gebräuchlich sind. Sonst zeigte aber dasselbe keine Ähnlichkeit mit anderen Lokalen, die zu diesem Zwecke verwendet werden. Vielmehr stand inmitten des sehr reinlich gehaltenen Zimmers ein alter gepolsterter Stuhl als einziges Möbelstück, über dessen Rücklehne eine etwas feuchte Serviette hing. Eine Seifenschale, einige Rasiermesser, eine Scheere und ein Abziehriemen auf dem schmalen Fenstersimse wiesen auf die Bestimmung dieser Stube hin, die übrigens, den Kästen und dem Spezereiduft nach zu schließen, eine doppelte war.

Die Magd, die ihre Arbeit nicht aussetzte und daher auch die Frage mehr erraten als gehört haben mochte, schien sich sehr lange auf eine Antwort besinnen zu müssen. Endlich murmelte sie halb unverständlich ein paar Worte, es klang wie:

„Doch — oben!“

Der Fragende machte eine ungeduldige Bewegung

und warf die Türe wieder zu. Zwischen den Zähnen brummte er etwas, wie eine Verwünschung. Er kam damit aber nicht zu Ende, denn von der Treppe her klang ein herzlicher Gruß herüber.

„Gott grüß Dich, Bruder! Habe gerade Deinen Wagen rollen gehört. Das ist recht lieb von Dir, daß Du zurückkehrst. Hätt's heut gar nicht erwartet."

„Hast Du's doch gehört?" versetzte er lachend, „ich hätte gedacht, die schöne Musik der Agath da drinnen müßte alles andere übertönen. Aber grüß Gott, Stanzi," schloß er dann freundlich und bot die Hand hin.

Die beiden Geschwister standen sich jetzt gegenüber Hand in Hand, Aug in Aug — ein schönes Menschenpaar, und doch so verschieden in ihrer ganzen Erscheinung und selbst auch in ihrem Wesen. Schlank und gut gewachsen waren sie beide und doch drückte des Mädchens Haltung das derbe bäuerliche Element aus, indessen des Bruders Gestalt die Biegsamkeit und Leichtigkeit der Bildung zeigte. Feurig blitzte sein großes, schönes Auge wie das ihre. Energie und Intelligenz lag hinter dieser wie hinter jener hohen Stirne, aber es war bei ihm die entwickelte Intelligenz des Wissens und Erfassens — bei ihr nur die Intelligenz der Ahnung, — der natürliche gesunde Verstand. Wie auf seinem Antlitze der edle Ehrgeiz, die Neigung zum plötzlichen Aufbrausen und zum flammenden enthusiastischen Aufschwung, lag auf dem ihren die harte eiserne Konsequenz, das starre Festhalten, die Entschiedenheit ihrer Zu- und Ab-

neigung ausgeprägt. Sein Auge konnte schelmisch lächeln, sein Mund sich spöttelnd verziehen, diese feinen Lippen waren Meister des Wortes und konnten es wohl eben so leicht subtil zuspitzen, als entzündend hervorbrechen lassen. Ihr Auge blickte strenge und ihre Sprache blieb ernst, mochte das Wort auch noch so treu und innig sein.

Obgleich der Vater kein Bauer gewesen, sondern als Chirurg auf dem Lande sogar eine Art ärztlicher Praxis ausgeübt hatte, trug sie sich doch, wie es dazumal in den untern Ständen im Lande üblich war, und so wich sie auch nicht von dem breiten derben Dialekte, wie er im Allgäu gesprochen wird, wenn sie auch das bessere Deutsch, wie es ihr Bruder sprach, recht gut verstand. Eigentliche wissenschaftliche Erziehung hatte sie wohl keine erhalten, nichts destoweniger stand sie bei allen, mit denen sie verkehrte, selbst bei ihren Geschwistern in Ansehen. Sie hatte jenen natürlichen Takt, der sie nie fehlgreifen ließ, und ihr Bruder sagte oft mit dem ihm eigenen Gemisch von Ernst und Laune: — Ja die Stanzi trifft den Nagel eben immer auf den Kopf.

„Glaubst halt, nur so ein berühmter Doktor und Advokat wie Du, hab' alles im kleinen Finger und alle anderen Leut' sind auf den Kopf gefallen?“ erwiderte sie dann wohl einmal und das war ein Beweis, daß sie besonders heiter und gut gelaunt sei. Ein helles volles Lachen hatte man von ihr seit ihrer Kindheit nicht mehr gehört. Es lag in dieser ernsten Haltung eine unbewußte Majestät, die sie

selbst in den gewöhnlichsten Beschäftigungen bewahrte, was oft genug einen sonderbaren Gegensatz hervorrief.

Ernst und freundlich war ihre Begrüßung gewesen und langsam schritten sie jetzt die Treppe hinauf in das erste Stockwerk, wo die Wohnstube gelegen war.

„Ist die Mutter mit Marianne noch immer nicht zurück?" fragte der Bruder und auf das leise Kopfschütteln Stanzi's setzte er hinzu: „Wird ihnen doch nichts Arges widerfahren sein."

„Glaub's nicht," versetzte Stanzi kurz und öffnete, oben angelangt, die Türe in's Wohnzimmer. Es war ein freundliches kleines Gemach, sehr einfach, aber für die damalige Zeit und die Verhältnisse der Familie dennoch nicht ärmlich eingerichtet. Zwei Glasschränke standen an den beiden kürzeren Wänden, die allerlei zweckmäßige und unnütze Dinge enthielten. Gläser, Leuchter und goldgeränderte Kaffeetassen standen dicht aneinander. Sogar ein silberner Becher befand sich darunter, ein Patengeschenk des seligen Herrn Chirurgus Schneider, das er vom damaligen Landrichter zu Weiler erhalten und alle Jahre ein paarmal an hohen Gedenktagen zur besonderen Feierlichkeit vor sein Gedeck gestellt hatte, um daraus langsam und andächtig einen Schoppen Extra-Markgräfler zu schlürfen.

Zwischen den beiden Fenstern, an denen blühend weiße Gardinen niederhingen, befand sich unter dem überhängenden Spiegel in schwarzem Rahmen ein

dünnfüßiges Kanapee, wie die sechs dazu gehörigen Stühle mit dunkelfärbigem Kattun überzogen und über den runden Tisch davor lag eine gehäkelte Decke gebreitet, freilich in den Farben schon sehr stark verblichen, aber dennoch ein Zeichen bescheidenen Wohlstandes und Schönheitssinnes.

„Hu! da ist's ja warm wie in einem Backofen," rief der junge Advokat, als er eintrat, „ist denn geheizt?"

Hastig warf er den Oberrock ab und legte ein ziemlich großes Portefeuille mit Druck- und Schriftstücken auf den Tisch, das er früher unter dem zugeknöpften Rocke getragen hatte.

„Es ist ja auch mein Backofen," gab die Schwester ruhig zurück. „Der Herr Landrichter will für heut Abend eine Torte. Er gibt seinen Beamten, aus lauter Freud' über die französischen Siegesnachrichten, heut einen Schmaus, und das muß abends sein, weil das so die neumodische wälsche Art ist, wie er sagt."

„Ich möchte an seiner Stelle mein Jubelessen doch noch bis auf weiteres verschieben," spottete Schneider, „da kanns dann vielleicht ein Leichenessen werden. Und ich fürchte nicht einmal, daß Deine Torte altbacken wird, Stanzi."

„Meinst?" sagte sie kurz und ging nach dem großen braunen Kachelofen. Sie öffnete die Türe des darin angebrachten Rohres, zog eine Platte näher an sich heran und prüfte bedächtig das sich schon

allmählig bräunende Kunstwerk, das einen angenehmen Duft in der Stube verbreitete.

„Ich hätte beinahe Lust, dem Herrn Landrichter ein wenig von seinen patriotischen Genüssen vorweg zu nehmen, so vorzüglich duftet dein Werk,“ sagte der Bruder lachend, indem er sich's in der Ecke des Kanapees bequem machte, „ein echter freier Kolonialduft, ich mache mich schon der Verletzung der Kontinentalsperre schuldig, indem ich ihn nur einsauge. Also der Herr Landrichter haltet einen Schmaus? sieh, sieh! um die höchst fraglichen Siege des Herrn Buonaparte zu feiern, und Du bäckst die Kaisertorte dazu. Ist's wirklich möglich?“

„Ich frag nicht viel um den Zweck für meine Torten,“ gab Stanzi zurück, die einstweilen das Türchen wieder geschlossen und sich mit einem Strickstrumpf in der Hand ihrem Bruder gegenüber niedergelassen hatte. „Der Hauptzweck ist, daß sie gegessen werden und daß sie den Leuten schmecken“

„Und dafür ist die Stanzi Schneider weit und breit berühmt, daß sie das versteht, wie Keine, und daß es keine bessere Köchin gibt im ganzen Allgäu und Vorarlberg. Halt!“ unterbrach sich der junge Doktor und fuhr dann mit weit bitterem Spotte fort: „‚Illerkreis‘ wollte ich sagen. Aber meine Herren Professores haben mir eben die Geographie so fest eingetrichtert, als ich noch ein Knabe war, daß ich meine verfehlten Begriffe jetzt als Mann gar nimmer los werden kann trotz aller königlichen Verordnungen und aller kaiserlich-französischen Beschlüsse.

'S ist eine fatale Sache damit und die ungefügige Zunge kann sich gar leicht verschnappen. Also durch den ganzen ‚Illerkreis' und dabei bleibt's."

„Nein, das tut's, so Gott will, nicht," fiel Stanzi dezidiert ein. „Vorarlberg gehört zu Österreich und nicht zu Baiern, und weil's die drei bis vier Jahr her blauweiße Mautschranken und Schilderhäuser hat, deswegen ist's noch alleweil nicht bairisch, und heut oder morgen kann die Wirtschaft ein End' haben."

„Ich wette, daß der Herr Landrichter nicht derselben Meinung ist, sonst hätte er Deine Kunst heute nicht in Anspruch genommen. Vor und hinter dem Arlberg das ist zweierlei. Wir sind hier traitabler, lassen uns viel mehr gefallen und sind nicht so verstockt gegen alle Aufklärung, wie unsere Nachbarn die Tiroler, die alles mit dem Rosenkranz anfangen und beendigen. Wir machen uns im Gegenteil nur Ehre daraus, den huldvollsten Beglückungs- und Aufklärungsversuchen unserer väterlichen Regierung mit der allerdevotesten Untertanenwonne und Gelehrigkeit entgegenzukommen."

„Red' nicht so," verwies die Schwester den schlauen Spötter, „red' nicht so, 's ist doch nicht Deine Überzeugung. Wenn auch die Vorarlberger dem Fortschritt nicht so Feind sind, so wurmt sie die Fremdherrschaft doch im Herzen, g'rad so wie die Tiroler. Der Druck und die Gewalttätigkeiten der Beamten, die Mautplackereien, die Konskription, das sind Dinge, die halt ein jedes Land empfindet. Ich

glaub' nicht, daß in ganz Vorarlberg ein Einziger ist, der den alten Namen und die alte Verfassung schon so leicht und schnell verschmerzt hätte. Und Du selber tust nur so, als käm' Dir alles so leicht und lustig vor, warum? das weiß ich nicht, aber das weiß ich recht gut, daß Du unmöglich vergessen haben kannst, wie Du Anno neunundneunzig und Anno achtzehnhundert gegen die Franzosen gekämpft hast, daß Dir die Innsbrucker für Deinen Mut gar taxfrei die Doktorswürde geschenkt haben."

„Nicht geschenkt und nicht für meinen Mut, Stanzi," lachte der Advokat auf, „sondern für mein bischen Fleiß. Übrigens, liebe Schwester, war ich damals noch gar ein junger Bursch."

Sein Auge senkte sich bei den letzten Worten langsam auf das Portefeuille vor ihm, auf welchem der Blick nachdenklich haften blieb. Auf seiner Stirne lag ein leichter Schatten und seine Stimme klang mit jedem Worte ernster. Die Schwester, die um mehrere Jahre jünger und doch so viel ernster war, als er, sah ihn eine Weile an, als sei ein leichter Zweifel in ihr aufgestiegen, dann aber schüttelte sie leise den schönen Kopf und sagte:

„Warst aber kein junger Bursch mehr, als Du vor vier Jahren die Hauptmannschaft über die Hofsteiger übernommen hast. Warst kein junger Bursch mehr, sondern schon wohlbestallter Hofgerichtsadvokat, als Du vor zwei Jahren dem König im Namen der Vorarlberger die Wahrheit gesagt hast."

„Ist mir auch in Ulm unter Schloß und Riegel wohl bekommen," unterbrach er sie, „und was hat mein Reden genützt? Hat man etwa dem Land Steuern erlassen, oder die alte Verfassung zurückgegeben? Hat man die ungerechten, harten Beamten fortgeschickt, oder etwas für die in den Kriegsjahren verarmten Gemeinden getan? Nichts ist geschehen," rief er bitter aus, ging aber bald wieder in seine frühere sarkastische Weise über. „Siehst Du, liebe Schwester, Ruhe ist die erste Bürgerpflicht, und ein angehender Familienvater ist per se ruhig, folglich ist ein Familienvater ein braver Bürger. Und zurückgeschlossen wieder, da ich ein liebes Weibchen habe und bald auch eine kleine Nichte oder einen kleinen Neffen für Dich dazu, so verlange ich als braver Bürger nur Ruhe, gebe Ruhe, erstrebe Ruhe und stifte Frieden, wie mir's heute wieder bei der Tagsatzung in Kempten geglückt ist. Die Parteien haben sich versöhnt."

„Also aus Kempten kommst Du heute?" fragte Stanzi aufmerksam und setzte einen Augenblick lang sogar mit Stricken aus — ein auffallender Beweis ihres Interesses, da bisher ihre Finger wie mechanisch fortgearbeitet hatten. „Nun wie ist's? Sind die Tiroler über Reutte herausgerückt, wie's schon vorgestern geheißen hat?"

„Keine Seele! 'S ist nur wieder so ein blinder Lärm, wie der am letzten Freitag. Und die Herren von der Regierung, das sind schon die allerwackersten Löwenherzen, mit all ihrer Prahlerei und Aufge-

blasenheit. Sie schaden ihrer Sache viel mehr, als sie ihr je in ihrem ganzen Leben genützt haben. Bei Trompeten- und Trommelschall lassen sie die unglaublichsten französischen Siege ausrufen und dabei ergreifen sie hinterher so eiligst und entschieden das Hasenpanier, daß die ganze Bevölkerung notwendigerweise das gerade Gegenteil von ihren Proklamationen glauben muß. Oder soll noch jemand an einem übereilten Rückzug zweifeln, wenn sie nicht schleunig genug die Salzlager von Bregenz, Lindau und Feldkirch weiterschaffen können, so daß gar der Salzhandlungskommissär Sulzer gekommen ist, um anzutreiben, weil's ihm zu langsam herging? Über Hals und Kopf werden alle Schiffe vom ganzen Landgerichtsbezirke nach Buchhorn beordert, um das von Ravensburg dahin geschaffte Depot in aller Eile nach Konstanz zu überführen. Und so treiben sie alles mögliche, um den Leuten selber den Kopf unruhig zu machen, die ohnedem durch die zahlreichen Übergriffe erhitzt und aufgehetzt genug sind."

„Aber, Anton", rief Stanzi freudig aus, „das sind ja wirklich die besten Zeichen für unser Recht!"

„Das ist's eben, wo ich nicht zustimme," erwiderte er mit Wärme, „das alles macht den Leuten nur den Kopf heiß, das Blut ist aufgeregt genug durch die Nachrichten aus Tirol und alle die Mißgriffe der Beamten bringen es endlich zum Sieden und Überwallen. Das Pulver blitzt los und tut Niemanden Schaden als dem Lande selber, weil der Schlag zur unrechten Zeit fällt. Am Ende werden

alle Hoffnungen nur allzu bitter enttäuscht. Der traurige Anfang ist schon gemacht. Am Samstag flüchtete der Landrichter von Nüziders durch Bregenz. Er fand es nicht mehr rätlich auf seinem Posten zu bleiben, weil man sich nicht darauf beschränkte, ihm öffentlich Sottisen zu sagen, sondern ihm sogar in die Fenster geschossen hatte."

„Also ist's im Oberland schon los?" fragte Stanzi erregt.

„Leider, leider!" versetzte ihr Bruder, der nun allen Humor verloren zu haben schien. „Die Flamme, die im Verborgenen glomm und von Tirol herüber geschürt wurde, ist im Begriffe hell aufzulodern. Das Landvolk, so brav und ehrbar es dort ist, hat noch seine natürliche Rauhheit bewahrt und wenn es einmal mit Exzessen beginnt, so ist nicht abzusehen, womit es endet. Wir haben die traurigen Erinnerungen an das Jahr 1796, wo es in seinem unseligen Irrtume den Kreishauptmann von Indermauer und seine Begleiter im Kloster St. Peter tötete. Die Fideliskolben von Anno dazumal, die den armen Beamten den Garaus machten, können wieder in patriotischer Verblendung den Unschuldigen zerschmettern. Wenn der Bauer ergrimmt ist, zerbricht er, was ihm in die Hand kommt, ob es den Rechten trifft, weiß er ja meist gar nicht zu unterscheiden.— Und wo soll am Ende die Flamme hinaus, als zum eigenen Hausdach, wenn ihr jeder andere Ausweg versperrt ist?"

„So versperrt ihn halt nicht, ihr klugen bedenklichen Herren aus der Stadt, schafft Euch ein wenig von der Begeisterung des Landvolks an.“

„Die sollte nicht fehlen, wenn's an der Zeit wäre,“ widersprach Schneider eifrig, „aber das ist eben die Hauptsache. Nicht wir versperren den Ausweg, sondern die Umstände selber, fürcht' ich, tun's.“

„Denk' nicht grad' 's Böse, Anton; es ist doch sonst Deine Art nicht. Schau lieber nach Tirol hinüber, wie's dort ausgeschlagen hat. Ist's ihnen nicht wunderbar gelungen?“

„Für den Augenblick wohl, durch die Überraschung,“ versetzte der Bruder düster, „aber ob's hält? und was dann weiter wird, wenn sich die Baiern wieder erholt haben von dem Schreck und neuerdings in's Land rücken?“

„Dazu hat's, so Gott will, noch Zeit,“ meinte Stanzi trotzig; „vorderhand haben sie an andere Sachen zu denken, und müssen acht geben, daß man ihnen nicht zum letzten Tanz aufspielt. Hat ja der König selber keine ruhige Statt, wo er sein Haupt hinlegen könnt'. München ist in den Händen der Österreicher, und unser Erzherzog Karl wird's schon festhalten.“

„Wie lange?“ entgegnete Schneider und seinen feinen Mund umspielte ein schwermütiges Lächeln; „das waren gar dumpfe Kanonenschläge, die letzten Tage her.“

„Also glaubst Du auch an die entsetzlichen Geschichten, die sie überall austrommeln lassen?“

sagte Stanzi, indem ein leiser Zug von Verachtung ihre Lippen streifte. An die fürchterliche Niederlag' der Kaiserlichen mit den dreißigtausend Gefangenen und den unzähligen verlorenen Kanonen, Kassen und Bagagewägen, an den Tod des Erzherzogs und der zwanzig Generäle, und an den vollen Rückzug der Armee, so daß der Napoleon schon in Landshut sein soll? Hätt' nicht gedacht, daß mein Bruder auch so leichtgläubig ist und die Aufschneidereien für wahr haltet, die das wälsche Pack aussprengt, um sein Mißgeschick nicht schaukundig werden zu lassen."

Schneider hatte die Schwester ruhig ausreden lassen und suchte einstweilen in seinem Portefeuille nach einem Zeitungsblatt, das er der Schwester hinreichte, als sie geendigt hatte.

„Was die Gerichte austrommeln lassen," sagte er ernst, „das halte ich eben nicht für unumstößliche Wahrheit, und ich habe schon gesagt, daß diese Ostentation, mit der sie ihre übertriebenen amtlichen Nachrichten an Mann bringen wollen, ein Unglück für sie und das Land ist. Weil die Nachrichten unglaublich sind, glaubt man lieber gleich das Gegenteil und das erzeugt falsche Hoffnungen, die in entgegengesetzter Richtung dann ebenso ins Maßlose gehen. Die Zeitungen mit ihren einfachen Berichten werden mit den Posten zurückgehalten — das glimmt dann im Land. Da hast Du die Augsburger, lies den Artikel," er wies dabei auf eine mit Rötel bezeichnete Stelle, „da findest Du die Bestätigung von der Niederlage der kaiserlichen Armee. Ja ja, die

Schlachten von Abensberg und Eckmühl sind verloren.“ —

„Mein Gott! mein Gott!“ murmelte Stanzi schmerzlich erregt vor sich hin.

„Der Erzherzog ist im vollen Rückzug,“ fuhr der Bruder fort, „das französische Hauptquartier in Landshut und der König zieht vielleicht heute schon in München ein, — die österreichische Armee muß über den Inn zurück oder gar nach Böhmen, denn sie ist zu sehr zerrüttet, um dem Feind in offener Feldschlacht noch einmal entgegentreten zu können. Du siehst, die Hauptsache ist wahr, was tut das weiter, wenn statt dreißigtausend nur zwölftausend gefangen sind, oder auch noch weniger und wenn die Zeitung von den Erzherzogen und Generälen auch nichts erwähnt? Die Niederlage ist furchtbar genug, der Rückschlag auf Tirol wird nicht ausbleiben und wir können Gott danken, daß Vorarlberg ruhig geblieben und sich die Rache der Baiern nicht auf den Hals geladen hat.“

„Ich kann nicht so sagen,“ nahm Stanzi energisch das Wort, „ich kann's nicht ruhig mit ansehen, wenn ich an die braven Tiroler denk', an ihren heldenmütigen Aufstand und jetzt an das Schicksal, das Du ihnen profezeist. Was Recht ist, bleibt Recht, und so kann ich's nur loben, was die tapfern Nachbarn getan haben und es ist eine Schande, wenn wir sie im Stich lassen, wo wir doch grad dieselbe Ursach haben, den Stutzen von der Wand zu nehmen. Wer sich nicht wehrt, verdient nicht, daß man ihn

ehrt und ich begreif's nicht, wie Du, der Du in Innsbruck doch so viel Gut's genossen hast, jetzt so gleichgültig darüber reden kannst, wenn von Unrecht und Elend die Red' ist. Hör', Anton, Du g'fallst mir nimmer. Seit Du so ein berühmter Advokat bist, den die Leut' überall hin im ganzen Land und gar nach St. Gallen in die Schweiz hinüber holen wegen seinen schönen und ausgiebigen Reden, hast Du, scheint mir, 's grade Wort verlernt und bist egoistisch worden und nur auf Dich bedacht."

Eine leichte Röte flog bei diesen herben Worten des erregten Mädchens über die hohe Stirne des Bruders, aber es war nicht das Erröten der Verlegenheit. Der Vorwurf hatte ihn nicht getroffen.

„Wir sehen den Stand der Dinge eben verschieden an, Stanzi," lehnte er in milder Weise ihr Urteil ab, „aber egoistisch bin ich im Lauf der Jahre nicht geworden, wenn ich auch das allzurasch aufwallende Blut ein bischen dämpfen gelernt habe. Das Dreinschlagen tut's nicht bei allem auf der Welt, und ein kluges Wort im rechten Moment richtet's oft besser, als der wildeste Schlag mit unbesonnener Faust. Gerade weil ich nicht auf mich allein bedacht bin, sondern mein kleines Vaterland aus voller Seele liebe, gerade deshalb bitt ich, Gott möge es verhüten, daß das Unheil weiter greife. Für den ersten Augenblick würde freilich vielleicht mancher über den raschen Erfolg triumphieren, aber nachhaltig können wir das Land nicht gegen einen äußern regulären Feind verteidigen. Das bischen militärische

Schulung, das der Landsturm noch von neunundneunzig und achtzehnhundert her hat, gibt nicht viel aus. Ja damals war's ein ganz anderer Fall und wer darauf hinweist, verwechselt die Verhältnisse. Das Land war österreichische Provinz, von österreichischen Soldaten besetzt, die Verteidigung von österreichischen Generälen geleitet. Der Kriegsschauplatz in Deutschland war mit den Trümmern der besiegten französischen Armee bedeckt. Da war es eine Lust und eine Freude zu fechten und ein Massena selber mußte sich am Kapf mit all seinen Franzosen erfolglos den Kopf anrennen. — Das alles ist heute ganz anders. Wir wären eine Provinz im Aufstande, hätten keine Truppen zur Unterstützung, keine Generäle, die uns führen, keine Offiziere die uns Schanzen bauen, und würfen wir diese auch mit ungeübter Hand selber auf, so fehlen uns doch am Ende die Kanonen, um sie zu verteidigen. In Deutschland steht die siegreiche Armee, die uns von jeder Hilfe und Verbindung mit Österreich abschneidet. Wo soll da die innere Kraft herkommen, mit der unser Ländchen dem äußern Drucke widerstehen und sich auf die Länge unabhängig behaupten soll?"

„Wo hat's Tirolerland die Kraft hergenommen?" fragte das Mädchen noch immer mit strengem Blick zurück. „Ist das anders dran als Vorarlberg?"

„Es war's wenigstens vor vierzehn Tagen noch," gab Schneider zur Antwort, „damals marschierte Erzherzog Karl über den Inn und erklärte dem König Max und dem Marschall Lefebvre den Krieg,

heute ist er auf dem vollen Rückzuge. In Tirol rückten, so viel ich bis jetzt gehört, am selben Tage kaiserliche Truppen ein und gaben dem Landvolk den nötigen Halt, der Erzherzog Johann selber versprach zu kommen."

„Und können kaiserliche Soldaten nicht auch zu uns über den Arlberg kommen?"

„Davon behüt' uns der Himmel, denn dann haltet nichts mehr die Bauern aus dem Oberland zurück. Aber ich denke, es soll nicht so werden und ohne einen Anstoß von Außen kommt's bei uns im Land nicht zum Ausbruch und geht alles mit einigen leichten Drohungen und Exzessen vorüber. So wünsche ich's und so wird's hoffentlich sein."

Er stand jetzt von dem Sofa auf und trat ganz nahe an die Schwester heran, auf deren Schulter er die Hand legte, sie aber sah nur immer fest auf die Arbeit, während er fortfuhr:

„Das ist meine aufrichtige Meinung, Stanzi, und ich hab sie äußern müssen, obwohl ich weiß, daß sie mit der Deinigen nicht ganz übereinstimmt. Ich rede am liebsten gar nicht über diese Dinge. Wenn Du Deiner Erregung Meister geworden bist, wirst Du schon selber sehen, daß ich weder Egoist, noch ein Abtrünniger bin, dafür kennst Du mich zu gut. Du weißt auch, daß ich nicht zurückbleiben werde, wenn mich das Land braucht und daß ich die Bayern ebenso wenig mag, als Du. Aber die königliche Regierung gibt uns Frieden und den braucht das arme, arg heimgesuchte Ländchen nur zu sehr, wenigstens

für jetzt. Fürchte nicht, daß wir die Gelegenheit verpassen. Kommt einmal der rechte Moment, dann will ich selber der Erste sein, der ruft: „Jetzt los! jetzt ist's an der Zeit!" —

Er beugte sich näher zu ihr herab und seine Hand suchte die ihre. Der Ton, mit dem er weiter sprach, drang weich und warm zu Herzen.

„Ich habe mich Dir gegenüber ausgesprochen", sagte er, „weil ich nicht wollte, daß Du mich mißverstehen solltest; — wir waren immer treue Geschwister, Stanzi, und ich meine, wir sollten's bleiben.

Seine Hand fühlte den festen anhaltenden Druck ihrer Rechten, aber das Mädchen ließ die Rührung nicht über sich Herr werden. Rasch sprang sie auf, als hätte sie sich plötzlich erinnert.

„Der Tausend, die Torte!" rief sie und eilte nach dem Ofen; „jetzt habe ich mit dem Diskurs halt ganz drauf vergessen. Na, das wird eine saubere Bescheerung geben."

„Ist auch kein Schade, wenn die Sieges- und Jubeltorte ein wenig verbrennt. Ich wollte, es würden sich alle, die davon essen, den Mund an ihr verbrennen," lachte Schneider, der schon wieder seinen frühern Humor gefunden hatte.

„Hör' mir auf mit Deiner Siegestorte," versetzte die Schwester halb unmutig, „sonst kannst sie am End noch selber essen."

„Wäre mir ganz recht, hab' ohnehin einen gesunden Appetit."

„Warum sagst nichts? Hättest ein Wort geredet, so hätt' ich Dir längst was vorsetzen können. Ich will Dir gleich was bringen," sagte Stanzi, hob die Torte aus dem Rohre und war im Begriffe aus der Stube zu eilen, als sie der Bruder zurückhielt.

„Laß gut sein, Stanzi" meinte er freundlich scherzend, „habe schon gesehen, daß man die Leute hier verhungern läßt."

„Hast spät genug gegiehnt" *), unterbrach ihn die Schwester, er aber fuhr heiter fort.

„Traurig genug, daß es das erst braucht. Ja, ja, es ist mir Ernst, Schwester. Aber jetzt bin ich gekränkt und nehme nichts mehr. Werd's meiner Frau und der Schwester Therese schon sagen, wenn ich heim komme, wie man hier in Weiler bewirtet wird. Nun, was läßt Du den beiden sagen? soll ich sie grüßen?"

„Das versteht sich und recht vom Herzen. Wenn die Marie vielleicht ein eingemachtes Obst nötig hat, so kann ich zwei Gläser schicken. Ich habe noch genug bis zum Herbst, für die Kostherren."

„Und von der Mutter kann ich nichts sagen?" fragte Schneider; „hast Du seit der letzten Botschaft nichts mehr gehört?"

„Nichts, Anton, aber ich denk' halt, sie ist gut aufgehoben in Innsbruck drinn beim Kaufmann Oberrauch, wo sie abgestiegen ist, und in der letzten Zeit wird's halt mit den Geschäften nicht recht vor-

*) angespielt, gestichelt.

wärts gegangen sein. Aber horch! da haltet ja ein Wagen vor'm Hause. Ob's nicht gar die Mutter selber ist?"

Und mit beflügeltem Schritte eilte sie zum Fenster, an das Anton schon getreten war, und einen Augenblick später eilten die Geschwister die Treppe hinab.

„Ja Grüß Gott, Kinder! wie geht's Euch denn?" tönte es ihnen schon im Hausflur entgegen; und ehe sie sich's versahen, hatte sie die starke rasche Frau nach einander an die Brust gedrückt. Nun trat auch Schneider's zweite Schwester Marianne in die Türe; man konnte kaum etwas von ihrer Gestalt erkennen, so sehr war sie mit Tüchern und Bündeln beladen, die sie eben erst aus dem Wägelchen genommen, das jetzt schon wieder davonrollte, nachdem Frau Schneider noch ein: „Vergelt's Gott, Adlerwirt!" hinausgerufen hatte.

Die Geschwister begrüßten sich herzlich, aber weder Stanzi noch Anton kamen zum Reden, eine solche Menge Fragen nach Haushalt und allerlei andern Dingen tat die Mutter noch durcheinander.

„Fortfahren willst schon?" sagte sie jetzt zum Sohne, „nichts wird daraus. Jetzt bleibst erst recht noch eine Weile da. Hab Dir mächtig viel zu erzählen und bei Dir daheim ist alles wohlauf. Hab' im Vorbeifahren ein bisl nachg'schaut. 'S geht den Weibsleuten nichts ab und sie werden Dich schon noch erwarten können."

Damit schritt sie munter ihren Kindern voran die Treppe hinauf in die Oberstube, wo sie sich nach und

nach all ihrer überflüssigen Kleidungsstücke entledigte und dabei fortwährend sprach.

Sie war etwas kleiner als Stanzi und nicht unbedeutend stämmiger als diese, in ihren Bewegungen auch noch rühriger, in ihren Worten rascher, sonst hatte sie aber sehr viel Ähnlichkeit mit dieser ihrer ältesten Tochter. Trotz ihrer fünfzig Jahre sah man noch immer, daß sie eine hübsche Frau gewesen, ihre Augen funkelten jetzt noch lebhaft und gescheit unter den etwas starken Brauen hervor.

Die Nase war von den Jahren nicht verunstaltet, sondern gerade und tadellos, und unter derselben lag es auf der Oberlippe wie ein leichter Schatten. Das feste Kinn, die breite, hohe Stirne, die sie mit ihren beiden ältern Kindern gemein hatte, harmonierten mit dem kleinen Schnurrbart. Sie war eine rasche, wohlfertige Frau, die jetzt seit mehr als dreißig Jahren eine ungeminderte Tätigkeit für das Wohl ihres Hauses und ihrer Familie entfaltete. Es war ihr auch gelungen, allmählig einen kleinen Wohlstand zu erringen, auf den sie mit Recht stolz war, der sie aber durchaus nicht zum Müssiggange und Wohlleben verleitete.

Während Stanzi daheim dem Hauswesen vorstand, den Kaufladen und seit dem Tode des Vaters auch die Barbierstube führte, reiste die rastlose Frau meist in Gesellschaft der zweiten Tochter landaus landein und trieb bis weit nach Tirol hinein, durch's ganze Vorarlberg und in's Flachland gegen Augsburg hinab einen Handel mit Schmalz, Flachs und Kirsch-

wasser. Man kannte sie in den Städten und Flecken, in allen Tälern und im Herrenhaus wie in der Bauernhütte, und nannte sie überall willkommen, denn sie war reell und billig und hatte dabei immer eine gute Neuigkeit, ein munteres Wort, einen vernünftigen Rat und einen ehrlichen Handschlag.

Sie sah jetzt in ihrer schwarzen Radhaube fast noch besser aus, als Marianne, die neben ihr stand und aus einem Bündel allerlei Kleinigkeiten, wie Seide, Zwirn, Leinwand, Wolle, die in Innsbruck besser zu bekommen waren, auspackte.

Das Mädchen war nicht schön und verschwand neben Stanzi gänzlich, aber es trug in seinem Gesichte und in seinem ganzen Wesen den unverkennbaren Ausdruck reiner Seelengüte und teilnehmender Sorgsamkeit.

„Die Geschäfte sind gut gegangen," beantwortete die rührige Frau jetzt eine Frage, „aber das ist diesmal nicht die Hauptsache. Wir haben andere Geschäfte mit angesehen, nicht wahr Marianne!? Der Oberrauch hat uns einsperren wollen in unser Kammerl, aber da hat's mich nicht gelitten und hinaus bin ich mitten in all den Rummel hinein."

„Willst was zu essen, Mutter?" fragte Stanzi, aber die Mutter wies sie zurück.

„Hab's ja schon gesagt, daß wir eingesprochen haben in Bregenz bei der Frau Schwiegertochter und sie müßt' keine Tochter vom Sauserbäck' sein, wenn sie uns hungrig weiter gelassen hätt'! War noch ein Braten da vom Mittag und eine Suppe hat uns

die Theres' gewärmt mit Leberspätzle drin. Es war recht gut, denn in ein Wirtshaus hätten wir doch nicht können, es waren alle voll zum Ersticken. Die Spannung ist halt auch gar zu groß."

„Was gibt es denn, Mutter?" fragte Anton besorgt; „ist wieder ein Mißgriff von Seite der Beamten vorgefallen? — der Landrichter ist doch ein Ehrenmann und auch sonst . . "

„Das weiß ich nicht," unterbrach ihn die Mutter, „aber schon seit Mittag ist die Nachricht dort ausgesprengt, daß die Tiroler und kaiserlichen Soldaten über den Arlberg herausrücken und Bludenz schon besetzt haben. Davon habe ich freilich nichts gesehen und bin doch heut über Nacht dort gewesen. Aber in Hohenems haben wir einen kaiserlichen Offizier mit ein paar Jägern eingeholt. Sie haben uns erst gar nicht vorbei lassen wollen, aber der alte Riedmüller, der mit dem Ellensohn und noch ein Stücker vierzig Bludenzern und Rankweilern dabei war, — na, der Riedmüller, sag' ich, der kennt mich schon eine halbe Ewigkeit, und der hat mich gleich gegrüßt und Fürsprach für mich eingelegt. Den Adlerwirt kennen sie auch alle und so haben sie uns denn weiter fahren lassen und nur noch nachgerufen: „Grüßt uns die Bregenzer und bis heut Abend sind wir bei ihnen!"

„Also doch," murmelte Schneider, „und wie ich gesagt habe, von einer Streifpatrouille lassen sie sich aufbieten und die Gerüchte sind die einzigen Hilfs-

truppen. Kein Mensch denkt an Vorarlberg und nicht eine Kanone wird das Land unterstützen."

„Diesmal hast nicht recht, Herr Doktor," fiel die Mutter mit gutmütigem Spotte ein und aus ihrem Antlitze leuchtete der Triumph, „ich hab' zwar vor dem Arlberg außer dem Häufel keine Kaiserlichen gesehen, aber drüben im Inntal steckt alles voll rebellischer Bauern und Soldaten und die können jede Stund von Landeck aufbrechen uns zu Hilf! Und daß kein Mensch an uns denkt, das ist auch nicht so richtig, Herr Sohn, und Du hast's nicht eraten, so gelehrt als Du auch sonst bist. Da schau und les' einmal!"

Aus der Tasche, die sie früher am Arme getragen, zog sie jetzt ein bedrucktes Blatt und reichte es dem jungen Advokaten; — der schlug es hastig auseinander und las dann mit halblauter Stimme, aber immer rascher und rascher:

„Gruß von Tirol

an

„Seine Nachbarn die Vorarlberger!

„Ihr habt es uns Tirolern in den verwichenen „Kriegsjahren schwer gemacht, Euern Ruhm von Va- „terlandsliebe und Tapferkeit zu erreichen. Vielleicht „hier und dort waren wir sogar noch ein Stück weit „hinter Euch zurück.

„Siehst was uns für Ehr' widerfahrt!" unterbrach den Vorleser die Mutter, aber er ließ sich nicht stören und fuhr fort:

„Nun hat aber unser Bürger und Bauer — mit-
„unter auch mancher wackere Beamte, Biedermann
„aus der Klasse der sogenannten Herren — ein Tag-
„werk verrichtet, welches es Euch schwer machen wird,
„unsere Nationalehre zu erreichen. Erreicht Ihr die-
„selbe, oder übertreffet Ihr uns sogar, so wird Euch
„Euer eigenes Wohl, der Dank des Vaterlandes, das
„allerhöchst-landesväterliche Wohlgefallen unseres
„angebeteten Landesfürsten, die Achtung der Welt
„und der Segen der Nachkommenschaft dafür lohnen.

„Tirol hat die Fesseln der französisch-bayrischen
„Knechtschaft durch eigene Mannskraft zerbrochen, hat
„sie den Söldnern ihrer Wort- und Traktatbrüchigen
„Unterdrückern in das Gesicht geworfen: hat vorge-
„arbeitet den Kaiserlichen-österreichischen Truppen, so
„daß dieselben mindestens im nördlichen Teile des
„Landes — nichts mehr zu tun fanden, als — vor-
„zurücken und ihre Siege zu verfolgen.

„Kurz, wir haben uns losgerissen von den raub-
„gierigen Klauen des heißhungrigen Löwen und dann
„von freien Stücken unter die Flügel des österrei-
„chischen Adlers uns begeben.

„Von freien Stücken?" murmelte Schneider nach-
denklich, aber er las weiter:

„Unserseits ist also der Lorbeer des Sieges und
„das Eichenzierd unverwelkbarer Untertanstreue
„errungen. Sie liegen als Opfer am Altare der Va-
„terlandsliebe, zwischen ihnen die Konstitution unserer
„Freiheiten und Vorrechte — vor dem Trone eines

„Monarchen, der es wert ist, solche Untertanen zu „haben.

„Uns bleibt demnach nur noch übrig, dafür zu „sorgen, zu wachen und im Falle des Bedarfes die „äußersten Kräfte anzustrengen, daß wir nicht mehr „zurückgeschleppt werden in die babilonische Gefan„genschaft.

„Vorarlberger! Ehrenvolle Nachbarn! — im We„sentlichen ist Euer Schicksal das unsrige.

„Wir haben Euch nicht nur Signale zu Eurer „ebenmäßigen Wiedererlösung gegeben, sondern diese „Botschaft begleitet ein paar Männer aus unserer „Mitte — von höhern Behörden gesandt, die Euch „sagen werden, was unter uns geschehen ist. Was „Ihr sodann auf Eurer Seite wollet, hängt von Euch, „hängt von Eurer Liebe für Fürst und Vaterland ab; „denn die Bedeckung, die sie mit sich bringen, ist nur, „um, wenn Euch damit gedient ist, Uebelgesinnte zu „entfernen, Unordnungen zu verhüten, die Bahn zu „brechen.

„Unsere Sache ist gerecht, ist heilig. Entheiligt „sie also nicht durch Ausschweifungen, leidenschaftliche „Mißhandlungen und Gewalttätigkeiten. Wir können „und sollen nicht zugleich Kläger, Richter und Scharf„richter sein: Recht und Urteil soll entscheiden: durch „Schandtaten erwerben wir uns den Segen des „Himmels nicht, ohne welchen wir aus uns selbst „nichts vermögen: wir ziehen uns sogar Strafe und „Rache von dem Allgerechten zu.

„Somit nun bieten wir Euch unsere freundnach-

„barliche Hand: Bietet uns die Eurige entgegen und „zeiget, zeiget Euch wieder — als Vorarlberger!“ —

„Ja als Vorarlberger!“ rief Frau Schneider begeistert aus, „das heißt, werft die blauweiße Jacke von Euch und seid wieder die Alten, die Ihr immer wardt. Wir brauchen keinen König, wir wollen unsern Kaiser Franz und unsere alten Rechte.“

„Ja, Mutter,“ gab Anton sinnend zurück, „das wollen wir freilich, aber wer hilft uns dazu? Die da unterschrieben sind, die bringen uns nicht weit.“

„So, ist Dir das nicht genug?“ fragte die Mutter böse, und Stanzi setzte hinzu:

„Wer ist denn unterschrieben? Treu gemeint ist es gewiß.“

„Das mag wohl sein,“ antwortete Schneider, „besser gemeint als stilisiert;“ das leise Lächeln war aber rasch wieder verschwunden und er las, wie es gedruckt stand: „Landeck, am zweiundzwanzigsten April 1809. Martin Teimer, k. k. Major und Tirolerlandes-Defensions-Oberkommandant von Oberinntal und Vintschgau. — Ignaz von Stöckler, k. k. Pfleger. — L. M. Senn, gewester Richter zu Pfunds, jetzt zu Nauders. — Johann Linser, Richter zu Landeck“ . . . dann murmelte er: „Sieh, sieh, der Teimer; hat er also seine Ökonomie und seinen Tabakverlag in Klagenfurt wieder aufgegeben? Hätt's nicht gedacht, als wir miteinander in Innsbruck Jus studierten!“

„Und ich frag' noch einmal, ist Dir das nicht

genug?" rief die Mutter, „was willst Du denn noch? der Oberkommandant, der Major selber!"

„Kommt nicht herüber," ergänzte Schneider den Satz und sein Ton klang spöttisch, obwohl nicht zu verkennen war, daß sich seine Stimmung schon wieder gehoben hatte, denn zum langen Gedrücktsein war sein sanguinischer Charakter, der gemildert den der Mutter wiederspiegelte, doch viel zu federkräftig, „und nicht ein einziges Bataillon verspricht uns der Herr Major, nicht die allerkleinste Kanone, nicht ein Pfund Pulver, nicht einen Heller Geld. Und wenn sie schon mit dem Versprechen so sparsam sind, so dürfte es mit der Tat wohl noch schmäler aussehen. Auf deutsch heißt eigentlich der ganze lange Gruß!: „Es wäre uns schon recht, wenn Ihr ein bischen rebellieren tätet, das deckt uns den Rücken — aber ausbaden könnt ihr den Schaden selber. Wünsch' viel Glück und Gott befohlen.""

„Und Gott befohlen ist unsere Sach' auch und der wird helfen," nahm die alte Frau das Wort, „und wird uns nicht untergehen lassen. Das hab' ich in den drei Tagen in Innsbruck gesehen. Wären dort lauter solche Trauminichtrecht gewesen wie Du, — 's Tirolerlandl und Innsbruck dazu wär' heut noch bayrisch, der General Kinkel säß' heutigen Tag's noch so fest bei der Tafel, die 's Land bezahlen mußte, mit allen seinen Offizieren. Ja, das kann ich sagen, Männer braucht's zum Dreinschlagen, dann ist wohl von keinem Schaden die Rede. Aber wenn alle die Köpfe nur in die Bücher und Akten stecken,

wenn alle zaudern und zagen, wann sie nur schön reden, aber die Arme nicht rühren wollen und bald fürchten, es sei zu früh und bald, es sei zu spät, — da kann der Kaiser noch lang warten, bis er's Land, und's Land, bis es seine Verfassung kriegt, wie's der Teimer doch als gewiß zusagt."

„Ereifert Euch nur nicht, Mutter!" bat Schneider, aber die einmal in Feuer geratene Frau fuhr fort:

„Aber das ist das Rechte, daß man Euch Herren nicht erst viel fragt. In Innsbruck haben sie auch nicht auf die feinen Röck gewartet. Der Bauer hat die Baiern hinausgeworfen, der Bauer hat die Franzosen abgefangen, der Bauer hat's Land befreit, der Bauer hat's getan und der Bauer wird's auch bei uns tun, Im Oberland sind's — . . ."

Die gute Frau kam in ihrer begeisterten Rede nicht weiter, denn die Magd öffnete jetzt die Türe, und indem sie mit ihren wäss'rigen, unsteten Augen blöde umhersah, rief sie die Stanzi ab, die Frau Landrichterin habe um die Torte geschickt und der Herr Aktuar Kutter wünsche rasiert zu werden.

„Der geschniegelte Geck!" sagte Stanzi unmutig, „ich kann ihn nicht leiden, mit seinen zudringlichen Flattusen. Was kommt er denn auch immer am Abend und nicht wie andere ordentliche Leute in der Früh. Ich komm' gleich, laß ich sagen," wandte sie sich an die Magd, „und richt' mir den Zucker zum Bestreuen."

„Hab' Dir was mitgebracht, Agath'," nickte Ma-

rianne noch freundlich der die Türe wieder schließenden Magd zu.

„Weshalb gibst Du das Rasieren nicht überhaupt ganz auf?“ fragte Schneider die Schwester im freundlich-vorwurfsvollen Tone — „Ihr habt es ja nicht mehr nötig, besitzt doch einen ganz hübschen Notpfennig, auch wenn ich nicht wäre.“

„Wär' schön, wenn wir andern noch zur Last fielen,“ gab die Mutter zurück, „und wenn wir auch leben können, zuviel hat man nie.“

„Das verstehst du nicht,“ fügte noch Stanzi hinzu, ehe sie mit der Torte hinausging. „Das Rasieren ist Frauensach! das können so derbe, ungeschickte Männerhände längst nicht so sanft und glattweg. Laßt sich jeder lieber von einem Mädel rasieren.“

„Besonders von einem hübschen, nicht wahr Stanzi?,“ lachte Anton der errötend davoneilenden Schwester nach. Dann sah er zum Fenster hinaus, wo es schon zu dämmern begann, und indem er die Hand der Mutter hinstreckte, sagte er herzlich:

„Nichts für ungut, Mutter, wir kommen schon noch überein. Gebt mir ein freundliches Wort mit auf den Weg.“

„Willst doch nicht schon gehen?“ fragte die Matrone.

„Ich muß wohl, es wird finster.“

„Und willst nicht einmal anhören, was wir alles mit angesehen haben. Ich hab' ja noch gar nichts erzählt. Von der Kanone, die's gegen die Höt-

tinger auf der Innbrücke aufgestellt haben, und von die Dragoner, die auseinander gejagt worden sind. Und wie's auf der Hauptwach' gekämpft und alles niedergemacht und gefangen haben, und von den viertausend Baiern und Franzosen, die am andern Tag wie hergeblasen vor Wiltau gestanden sind, bis zum Inn hinunter von der Gallwiese an. Und wie die Burschen vom Berg Isel herunter den Feind bedient haben, bis der Teimer mit dem französischen General abgemacht hat, daß alle gefangen sind ohne Ausnahme. Ja und was Dir das für ein Jubel war und jetzt sind schon die Österreicher in Innsbruck. Ich bin nur so lange geblieben, weil früher an ein Geschäft gar nicht zu denken war. Sind Alle wie ganz andere Menschen gewesen, völlig ausgewechselt. Das muß ich dir alles noch erzählen — bin überall mit dabei gewesen."

„Ich komme eigens nächstens einmal heraus, Mutter, um Euch mit Muse anzuhören," lehnte Schneider ab, indem er seinen Oberrock wieder anzog und sich fertig machte. „Die Details werden mich im höchsten Grade interessieren, aber die Hauptsache ist uns ja ohnehin schon so ziemlich bekannt, und für heute ist's zu spät. Denkt nur, Mutter, was meine Frau für einen Schreck haben wird, wenn der österreichische Offizier und die Bauern aus dem Oberland heute noch nach Bregenz kommen. Ohne Spektakel geht's da nicht ab, und wenn auch die Schwester bei der Marie ist, so könnte sie sich doch ängstigen und Ihr wißt, Mutter, es ist grad jetzt besser,

wenn sie keinen Schreck und keine Unruhe hat. Also Gott befohlen Mutter und Schwester — ich komme sicher bald wieder heraus, habe ja in Kempten noch zu tun."

„In Gottes Namen denn," sagte die Mutter, die sich nur ungern die Gelegenheit zum Erzählen entschlüpfen sah. „Ich weiß schon — Dein Frauerl ist Dir lieber, als mein Geschwätz' — na, 's ist auch recht so. — Adjes, Anton, und komm gut heim. Aber mit dem Aufschieben ist's nichts, das sag' ich Dir. Der Baier muß hinaus!"

Schneider nickte halb lächelnd, halb nachdenklich mit dem Kopfe, sagte aber nichts als:

„Grüß Euch Gott und grüßt mir die Stanzi, ich mag sie bei ihrer Kunstausübung nicht stören."

Noch einmal schüttelte er den Seinen die Hände, dann verließ er, die Brust voll widerstreitender Gefühle, das Vaterhaus.

II.

Aus den schroffen Schluchten des St. Gotthards stürzen wild und brausend die Quellen des deutschen Stromes hernieder in das enge, durch die Felsen gezwängte Vorder-Rheintal. Zahlreiche Zuflüsse — Bäche und Wildwasser — drängen sich tosend und schäumend herbei und schwellen den Fluß, der stürmisch über Felsblöcke und wildes Gestein dahineilt, bis er bei Chur den Lauf nordwärts wendet und durch ein immer breiter werdendes, wunderherrliches Tal nun allmählich ruhiger dahinfließt und die launenhaftesten Windungen und Ausweichungen mit blitzende Silberfäden in die lieblich grünenden Matten stickt, die wie ein weiter Teppich zwischen den untersten Stufen zweier Trone ausgebreitet liegen. Der im Westen ist der Sitz des souveränen Volkswillens, auf dem im Osten herrscht das Szepter des Monarchen.

Seht diesen Teppich, er war einst zerstampft von eisengepanzerten Rossen, und mehr als ein gewappnetes Heer durchzog das Tal und übersetzte zornmutig das silberne Band des Rheins. Ritter und Bauer haben hier mit einander gekämpft. Der Ritter rang um die

Macht, der Bauer um seine Freiheit — und an der Keule splitterte der Lanzenschaft. —

Jetzt ragt an dem einen Ufer in rotem Felde das freie Schweizerkreuz und über das andere breitet schirmend der Doppelaar die mächtigen Schwingen aus. Die beiden Symbole stehen sich nicht mehr feindlich gegenüber. Geschwunden ist seit Langem der alte Haß. Der Rhein ist die Grenze, aber er scheidet nicht, — er verbindet die beiden Länder. Der Nachbar reicht dem Nachbar treu die Hand und auch damals, da die so ferne hinausgerückte Provinz, durch Napoleons Machtspruch ein Teil Baiern's geworden war, reichten die Nachbarn, obwohl sie selber unter dem Drucke französischer Drohungen standen, dennoch hilfreich die Hand über den Rhein herüber. Aus der Schweiz kam manche rechtzeitige Warnung, manches teilnehmende Wort, und was mehr war, Munition und Waffen und nur durch die offene Neutralität und durch die heimlichen Sympatien der Republik wurde es dem kaum sechsundvierzig Quadratmeilen umfassenden und fast gänzlich in fremdes Gebiet eingekeilten Ländchen möglich, die Waffen zu erheben und sie eine Weile siegreich zu schwingen.

Verhältnismäßig offen, ist es keine Festung wie Tirol mit seinen himmelhohen Wällen aus Fels und Gletschereis. Die Berge sind hier niedriger und minder ungangbar. Wie ein schwächeres Vorwerk liegt es vor einem der Festungstore — vor dem Passe des Arlberges. Diesen zu beschützen ist es stark genug, wenn es vom Hauptwerke aus gehörig

unterstützt wird. Ein anderes aber ist die Aufgabe, sich selbständig zu halten.

Vom Arlberg aus senkt sich die Straße allmählich in's Tal der Ill und begleitet sie beinahe bis zu ihrer Einmündung in den Rhein. Doch etwas früher, wo der Fluß durch eine enge Klause in's Rheintal tritt, wendet sie sich von Feldkirch aus nordwärts und läuft dem Fuße der Berge entlang, die wohlhabendsten Orte verbindend, bis Bregenz und von hier aus über Vorarlbergs Grenze hinaus in's deutsche Reich.

Die beiden Vororte sind so gleichsam auch die Schlüsselpunkte des Landes. Ohne Feldkirch vorerst zu nehmen, ist die Invasion in Tirol über den Arlberg nicht leicht denkbar. Mit Bregenz hinwieder ist das ganze flache Land bis Feldkirch hin in den Händen der Besatzung und der Weg in die schönen Täler der Ach — in den Bregenzer Wald ist geöffnet und dieses ist auch der Fall für jede Okkupationsarmee, die den Rhein an irgend einem Punkte zwischen Bangs und seiner Mündung in den Bodensee überschreitet und so Bregenz tot zur Seite liegen läßt.

Die Neutralität der Schweiz gibt erst der Klause von Bregenz ihre Wichtigkeit, die schon die Schweden anerkennen mußten.

Dem Auge fast unabsehbar dehnt sich das schwäbische Meer von Ludwigshafen und Stein bis Bregenz, wo es mit seinen Wellen den Fuß des Pfänders und seiner Ausläufer umspült und so einen Paß von fast einer halben Meile Länge bildet.

Das Städtchen, — zu jener Zeit von etwa zweitausend Einwohnern, schließt diesen Paß, gleichsam wie das innerste Tor. Amphitheatralisch baut es sich in bezaubernder Lage vom Ufer auf und wird von der eigentlichen alten Stadt wie von einem Kastell dominiert. Zwei steile Fahrwege führten zur Oberstadt empor. Hinter dieser erhebt sich aus freundlichem Wiesengelände der waldige Bergrücken, auf dessen südlichstem Vorsprunge das kleine Wahlfahrtskirchlein von St. Gebhart, weit in die Welt hinaus sichtbar, an der Stelle und unter den Mauerresten des einstigen Montfort'schen Schlosses Hohenbregenz erbaut ist — ein Punkt, der unter den Touristen der H.utzeit europäischen Ruf genießt, und dessen herrliche Aussicht in's Rheintal auf die fernen Gletscher und über den weiten Spiegel des Bodensees, auf die lieblichen Gefilde Baierns und Würtembergs auch schon damals die ehrbaren Bürger der Stadt an friedlichen Sonntagsnachmittagen, bei einem Gläschen Seewein zu würdigen wußten.

Besonders im Frühling und Herbst pilgerten oft ganze Familien den steilen Pfad zum Schloßberge hinan. Sie erfreuten sich der erwachenden Natur oder kamen, um der ersterbenden noch den letzten Gruß zu sagen und mit einem langen Blicke all die Herrlichkeit zum Abschiede noch einmal in sich zu saugen. Sonst war's auch Brauch gewesen, den ersten Mai dort oben zu begrüßen, und es ging munter und fröhlich dabei zu, diesmal aber dachte Keiner an ein Fest zu Ehren des Frühlings. Auch heute — es war

Sonntag und man schrieb den dreißigsten April — kam Niemanden auch nur der Gedanke an einen Spaziergang in Wald und Berg. Die Leute hatten keine Zeit dazu — es gab heute keinen müßigen Sonntag mehr.

Die Bürger waren alle in der höchsten Aufregung, sie waren avisiert und konnten jeden Augenblick zusammengetrommelt werden, um für den Notfall alle Wachen zu übernehmen.

Sie kamen kaum in die Kirche, so viel gab's zu bedenken und zu beraten und ein großer Teil von ihnen stand in den Straßen der Stadt, vorzüglich vor der Seekapelle und auf dem Leutbühel beisammen. Mit gedämpfter Stimme tauschten sie ihre Meinungen und Sorgen aus und sahen dabei scheu um sich, ob sich auch kein Unberufener den Gruppen nahe.

Und Unberufene gab's genug in der Stadt, seitdem vor fünf Tagen um sieben Uhr Abends der kaiserliche Hauptmann Johann Camihel von den Salzburger Jägern, der mit einem kleinen Häuflein Soldaten von Innsbruck aus abgeschickt worden, mit den zugezogenen Schützen aus dem Oberlande, in die Stadt eingerückt war.

Noch in derselben Nacht hatte er Wachen vor alle Kanzleien mit Kassen und vor alle Häuser ausgestellt, wo Beamte wohnten, die keinen Menschen mehr ein und aus ließen und am andern Morgen setzte er sein energisches Auftreten damit fort, daß er sämtliche ärarische Kassen untersuchte und sie samt den Journalien versiegelte. Mit den königlichen Beamten

aber nahm er Protokolle auf, vermöge welcher sie sich verpflichten mußten, die Geschäfte ganz in derselben Weise wie bisher, jedoch nach der jetzt vorhergegangenen Besitznahme auf kaiserlich-österreichische Rechnung zu erheben und neue Journalien anzufertigen. Auch mußten sie sich verbindlich machen, bis auf Weiteres an keinen Ort zu korrespondieren, der nicht von österreichischen Truppen besetzt sei.

Nach diesem Akt erst wurden die Eingeschlossenen wieder frei und die Wachen zurückgezogen, insofern sie nicht von den Beamten, die sich vor Übergriffen des Volkes fürchteten, selbst als Sauvegarde erbeten wurden.

Dieses entschiedene Vorgehen hatte in der ganzen Stadt mehr Schrecken als Begeisterung verbreitet. Die Ereignisse waren zu überraschend, zu aufregend. Jede Tätigkeit wurde eingestellt, Jeder wollte mit dem Nachbar das Unerhörte besprechen.

Die widersprechendsten Nachrichten gaben Stoff genug zum Austausch der Gesinnungen. Bald regte sich die Freude über die Erhebung Österreichs, über den siegreichen Aufstand Tirol's, über die warme Strömung, die durch das Ländchen selber hinzog, bald die Schadenfreude über die Behandlung der wenig beliebten Beamten, bald wieder die Besorgnis um Haus und Familie. Wohin sollte man horchen? wem glauben? —

Hauptmann Camihel ließ eine Depesche zirkulieren, die ihm eine Staffette gebracht hatte. Da war alles gut und schön. Erzherzog Karl sollte der französischen

Armee schon ganz im Rücken sein; Erzherzog Johann nach einer zweitägigen Schlacht, bei der er sechstausend Gefangene gemacht habe, bereits an der Piave stehen. Trient hatte sich ihm nach diesen Nachrichten ergeben und um nun auch jede Sorge zu beschwichtigen, sollten nicht weniger als dreizehn Linienschiffe voll Piasters in Triest gelandet sein, indes England mit sechzigtausend Mann eine Landung in Neapel beabsichtigte.

Dem ersten Jubel folgte umso größere Niedergeschlagenheit, denn Einer hatte es gesagt und von Mund zu Mund ging's: — Reisende aus Lindau hätten ganz anders mitgeteilt, was dort unter Trompetengeschmetter publiziert worden sei. Sie erzählten von der unglücklichen Schlacht bei Regensburg. Erzherzog Karl sei total geschlagen und wenn er im Rücken der Franzosen stehe, so sei das, weil sie ihn eben überholt und sich im vollen Marsche auf Wien befinden. Wer konnte wissen, ob die andern Angaben richtiger seien? und am Ende war doch der Kriegsschauplatz in Deutschland der näher liegende.

Die Posten blieben aus, aber unter der Hand kamen Zeitungen aus Lindau, die alles bestätigten, was über die schweren Niederlagen des kaiserlichen Heeres schon im Umlauf war, die Münchner Zeitung wollte sogar von mehr als achtzigtausend gefangenen Österreichern wissen und ein Frankfurter Artikel sprach von siebzigtausend Russen, die sich in Schlesien an die Franzosen anschließen sollten, um gegen Böhmen

zu agieren, indeß der Vizekönig von Italien bereits bis Kärnten siegreich vorgedrungen sei.

Wer sprach die Wahrheit? wem sollte man vertrauen? Jeder tat nach seinen Neigungen, seinem Charakter. Der Mutige, der Sanguiniker glaubte an den Sieg, der Ängstliche, der Hypochonder an die Niederlage, aber diese wurden verspottet.

Bald war den lauten Hin- und Widerreden ein Ende gemacht. In seiner soldatischen Weise legte Camihel den ungünstigen Gerüchten einen Zaum an.

Schon am Freitag Nachmittag schritt der Stadttambour wirbelnd durch die Straßen und verlas eine Bekanntmachung des kaiserlichen Hauptmannes, in der er sich zum ersten Male „Kommandant in Vorarlberg" nannte und worin er die von einem Kourier aus Innsbruck angelangte Nachricht mitteilte, daß die kaiserliche Armee in Deutschland mit Zentrum und rechtem Flügel vorgerückt sei, so daß sie schon bei Nürnberg lagerte.

Diese freilich etwas verspätete Nachricht, die irrtümlich für eine neue galt, war aber nur die Einleitung zu dem darauf Folgenden — dem wahren Kerne der Publikation.

„Es ist daher evident," fuhr die Bekannt„machung an die frühere günstige Nachricht an„knüpfend, fort, „daß die im Druck erschienenen „und vorgeblich offiziellen Berichte ohne Unterschrift „— von Seiten des Feindes fälschlich ausgestreut, „und sicher laut übereinstimmend mir eingegangenen „Nachrichten, keinen anderen Zweck beabsichtiget, als

„eine unvermeidliche gänzliche Retraite dadurch zu „verbergen.

„Da man mit Mißvergnügen hat vernehmen „müssen, daß oben erwähnte und in Lindau noch ge„stern neuerdings auf Befehl des alldortigen Land„gerichtes publizierten Gerüchte bei dem Publikum „Besorgnisse erregen; so findet man sich hierdurch „veranlaßt, durch gegenwärtige Bekanntmachung das „Publikum zu beruhigen und zugleich zu warnen:

„Daß Jedermann, sowohl von Einheimischen als „Fremden, derlei schwankenden Gerüchten, oder was „immer feindlicherseits nicht nur kein Gehör zu geben, „sondern bei schärfster Strafe, selbe zu verbreiten — „sich zu enthalten haben." —

Auf dem letzten Satze ruhte der Akzent, das konnte Niemanden entgehen. — Man murrte, aber man murrte im Stillen. Die „schärfste Strafe" hatte die Zweifler eingeschüchtert, was um so leichter war, da ja gerade die Ängstlichern zu dieser Partei gehörten und die Besonnenen ihre Meinung lieber für sich behielten oder nur im Kreise der genauesten Bekannten äußerten. Zudem wußte man, daß der Kommandant seiner Drohung auch Nachdruck zu geben im Stande sei. Von Stunde zu Stunde rückten aufgebotene Bauern ein, die sich unter seinen Befehl stellten. Die Freiwilligen von Renzing, Gözis, Rankweil, Bratz und anderen Orten sammelten sich und die Nachricht des Einrückens von zweihundert Landecker Bauern in Feldkirch war ihnen selbst vorausgeeilt.

Mit der Bekanntmachung zugleich wurden die Proklamationen des Kaisers, sowie die des Erzherzogs Johann an die Tiroler, die Aufrufe des Erzherzogs Karl an die Armee und an die Völker Deutschlands, die schon vor Ausbruch des Krieges erflossen waren, in zahlreichen gedruckten Exemplaren verteilt.

Diese lebendigen warmen Worte sprachen zum Herzen, immer wieder bildeten sich Gruppen um die Vorleser, einer rief dem andern die Schlagworte jubelnd zu und in den bis zur Überspannung aufgeregten und gereizten Gemütern flammte endlich der Enthusiasmus in heller Lohe empor. Die Menschenhaufen schrien und jubelten, es war als habe die ganze Bevölkerung eine unbeschreibliche Seligkeit befallen, als feiere sie ein unausgesetztes allgemeines Tauf- und Hochzeitsfest.

Die Freude war zu lärmend, zu ausschweifend, um lange zu dauern. Am selben Tag noch kam der Rückschlag.

In später Abendstunde brachte ein Bürger, der in Lindau ein Geschäft abgewickelt hatte, die Nachricht, daß dort das Bürgermilitär von Tettnang und Wangen versammelt und mit Munition beteilt werden solle.

Der Kommandant tobte, als er die Nachricht hörte und ließ den Bürger zu sich kommen.

„Und Sie glauben, daß die Tollköpfe im Sinne haben uns hier anzugreifen?“ fragte er, nachdem er sich alle Einzelnheiten wiederholen hatte lassen.

„Wenigstens dürften ihre Maßregeln auf eine

ernsthafte Verteidigung Lindau's gerichtet sein," meinte der Bürger, „übrigens haben sie mir ihre Absichten nicht anvertraut."

Der Hauptmann stutzte, dann wurde er glühend rot in seinem fleischigen großen Gesichte, er ballte die Fäuste und fuhr zornig auf den so wenig Ehrerbietigen los:

„Wollt' es ihm auch nicht geraten haben zum Teufel! Will ihm aber noch etwas sagen, weil er's nicht gehört hat, wie ich's publizieren ließ. Halt' er das Maul, sonst laß ich ihm's stopfen, und zwar auf eine Weise, wie's ihm nicht gefallen dürfte. Ich brauche keine Verbreiter von üblen Gerüchten. Verstanden? — Jetzt kann er gehen!"

Der Erfolg dieser Besprechung war, daß die Bauern den Befehl erhielten, nicht in ihren Quartieren zu übernachten, sondern zu vierzig und fünfzig Mann vereinigt zu bleiben.

Die freudige Aufregung war einer gedrückten Gemütsstimmung gewichen, aber die Unruhe war dadurch natürlich nur im Wachsen. Die Einwohner der Stadt dachten ebenfalls nicht an's Schlafen und blieben auf den Straßen.

Die Nacht brach herein, aber es wurde nicht ruhig. Der Kommandant schien indessen zu einem Entschlusse gekommen zu sein. Es schlug vom Turme der Seekapelle 10 Uhr, als Oberleutnant Frick, der am Morgen als Kurier angekommen war, mit einer Aufforderung des Kommandanten zum Major Huber vom Bürgerbataillon kam, das Bataillon ausrücken

zu lassen. Die Absicht schien, auf Lindau loszurücken. Der Major verweigerte dies, mit der Äußerung, daß man sich auf keinen Bürgerkrieg mit seinen meist wohlbefreundeten Nachbarn einlassen könne. Oberleutnant Frick kehrte mit diesem Resultate zu Hauptmann Camihel zurück und dieser gab sich anscheinend zufrieden. Die Nacht verlief ohne weitere Unterbrechung, doch schon am frühen Morgen begann wieder das Einrücken von bewaffneten Bauern, die alle bei den Bürgern untergebracht wurden.

Der Kommandant hatte inzwischen einen neuen Entschluß gefaßt. Er sandte eine Aufforderung nach Lindau, die Stadt habe sich zu äußern, was sie mit ihren ungewöhnlichen Maßregeln bezwecke. In Folge davon kamen Nachmittags zwei Bürger aus den Patrizierfamilien Lindaus — Pfister und Gruber — als Deputierte der Stadt. Die Ergebnisse der Besprechung blieben aber für die Einwohner von Bregenz noch Geheimnis.

So standen die Ereignisse am Morgen des dreißigsten April und es war kein Wunder, daß die Gruppen der Bürger scheu bei einander standen. Sie hatten in den wenigen Tagen den sogenannten Kommandanten von Vorarlberg fürchten gelernt und selbst die am meisten für den Aufstand und für die Losreißung von Baiern Begeisterten, nährten einen stillen Widerwillen gegen den barschen rücksichtslosen Mann. Der Widerwillen war um so intensiver, als sie schweigen mußten, sich als willenlose Werkzeuge behandelt sahen, mit denen der von der Bauernschaar um-

gebene Hauptmann frei schalten und walten zu können vermeinte.

„Er will nach Lindau", sagte in einer Gruppe jüngerer Leute, die am Leutbühel vor dem Gasthaus zur goldenen Krone stand, der Doktorand Sander, der in der Kanzlei des Hofgerichtsadvokaten Schneider arbeitete, „glaubt mir's, es ist nichts anders, er ist ehrgeizig, träumt von Eroberungen und kann dem „Philisterpack," wie er sagt, ihr „Soldatenspiel" nicht verzeihen".

„Es grämt ihn wohl," meinte der Oberschreiber beim königlichen Rentamte, Christoph Anton Kayser, „daß die Bürger nicht so gleich bei der Hand sind, wie er meint und sich zu der unnützen Expedition nicht hergeben. Vielleicht gibt er's doch auf".

„Denkt nicht daran," widersprach der Advokat Doktor Willam, indem er die Stimme mäßigte, da gerade der alte Bernhard Riedmüller, der Wirt und Schützenhauptmann von Bludenz, vorüber gieng. „Ist gestern Nachts wieder eine Kompagnie Klostertaler von 170 Mann unter dem Hauptmann Purtscher hier eingerückt".

„Das ist auch ein braver Mann," sagte Kayser, indem er mit seinen freundlichen Augen dem Vorübergehenden nachsah.

„Ja, tüchtig ist er," bemerkte achselzuckend Sander, „aber leider nicht mehr so jung wie Anno 1799, wo er bei Feldkirch mit seiner Bludenzer Kompagnie überall vorne dran war. Aber zu scheuen braucht man den nicht — er hat eben eine besondere Ehrer-

bietung für den kaiserlichen Rock und drum hielt er es für eine Sünde, den Befehlen des Camihel nicht Folge zu leisten, aber Angeber ist er keiner".

„Ich habe auch nicht gerade seinetwegen leiser geredet," entschuldigte sich Doktor Willam, „sondern nur, weil's doch am besten ist, wenn man sich in Acht nimmt."

„Ei was! er wird uns doch nicht köpfen lassen," fiel Sander keck ein, „und daß er nach Lindau will, das sage ich meinetwegen auch ganz laut. Wär's nicht seine Absicht, weshalb hat er dann noch gestern um 10 Uhr Nachts alle Schiffmeister zu sich kommen lassen, damit sie immer für den Transport von Mannschaft parat seien? Und dann — aber sieh da, die schöne Frau Pietschnau!" unterbrach er sich und grüßte nach dem Fenster des Gasthofes hinauf. „Guten Morgen, Frau Postmeisterin".

„Guten Morgen, Frau Kronenwirtin," grüßten jetzt auch die beiden andern hinauf und der Herr Rentamtsoberschreiber ließ seinen Blick wie suchend von einem Fenster zum andern gleiten, als sich eine Bewegung von der Ecke gegen die Brücke her zeigte und einzelne Rufe laut wurden.

„Da kommt ja Herr Huber vom Kommandanten," sagte Doktor Willam, der sich rasch umgewendet hatte. „Guten Tag, Herr Huber, nun was gibt's?"

Der Bürgermajor blieb grüßend stehen und im Nu hatte si.h eine Menge um ihn geschaart, die seinen Worten lauschte.

„Der Herr Kommandant hat mich gefragt, ob wir nötigenfalls die Wachen übernehmen wollten, da er die hier kantonnierenden Bauern vorwärts rücken lassen will.“

„Ich sagt' es ja,“ ließ Sander selbstgefällig mit einfließen, „es gibt ihm keine Ruhe.“

„Nun Gott sei Dank, daß wir vorwärts kommen,“ rief ein mit mächtigem Schwerte gegürteter Mann, auf dessen gewöhnliches Gesicht die Verschlagenheit ihren Stempel gedrückt hatte, und der sich jetzt mit Arroganz vordrängte, „wir sind da um zu schaffen, nicht um herumzulieren. Frei wollen wir werden, nur alle Baiern und Franzosen erschlagen“. Der Mann mit dem großen Säbel und den großen Worten war der Schützenhauptmann Ch. Bernhard Müller aus Bludenz.

„Und Ihr habt doch zugesagt?“ fragte Sander den Bürgermajor.

„Natürlich,“ erwiderte dieser mit gelassenem Lächeln.

„Ja natürlich!“ machte Müller sich breit, „weil Euch dran gelegen ist, uns wieder los zu werden. Wollt Eure Spätzle allein essen! Die hochweisen Herrenleute der Stadt Bregenz wollen tun, als wären sie was Besseres und möchten gerne regieren und befehlen, sind auch gut Freund mit den bairischen Blutsaugern. Aber das soll anders werden. Bi Gott! jetzt sind wir die Herren!“

„Was ereifert Ihr Euch denn überhaupt so?“ erwiderte Huber, als der Großsprecher geendigt hatte.

„Meines Wissens hat Euch Niemand die Nase abgebissen“.

„Es verlangt wahrlich auch Niemand darnach“, setzte Kayser mit zweideutigem Tone hinzu, indem er das Gesicht zu einem Ausdruck des Widerwillens verzog. Ein allgemeines Gelächter belohnte den Einfall und ergrimmt wollte Müller eben wieder auffahren, als abermals eine starke Bewegung bemerkbar wurde.

„Der Kommandant, der Kommandant,“ flüsterte die Menge und zog scheu grüßend den Hut. Hauptmann Camihel schritt stolz mit hoch aufgerichtetem Kopfe über den Platz und durch die Gasse, die von der zurückweichenden Menge gebildet wurde. Er würdigte den Bürgermajor, der noch soeben bei ihm gewesen war, keines Grußes und tat, als sehe er ihn gar nicht, obwohl er unmittelbar an ihm vorüberschritt.

„Wohin der wieder geht? was er wohl vorhat?“ fragten sich die Versammelten und drängten nach, denn alle waren begierig auf das Kommende in einer Zeit, wo jede Stunde etwas Neues, Überraschendes brachte. Der ganze Menschenknäuel wälzte sich in die Kirchgasse, doch vor dem Landgerichte hielt er still. Dort hinein war der Hauptmann gegangen, aber vor dem Thore stand eine doppelte Wache und im Hause noch eine Abteilung von Bauern, die Hauptmann Riedmüller dort zusammengezogen hatte.

Der Kommandant hatte im Hause barsch nach dem Landrichter verlangt und war ohne zu warten

mit Riedmüller in das große Wohnzimmer getreten, das ein breites Fenster auf die Kirchgasse hinaus hatte.

Der Landrichter Metz, ein Mann in reiferen Jahren, von untersetzter Gestalt, hatte den Kommandanten höflich empfangen und sah ihn mit seinen schönen blauen Augen ruhig fragend an.

„Ich bin sehr unzufrieden mit Ihnen, Herr Landrichter," begann der Hauptmann in hochfahrender Weise, ohne die Einladung, sich niederzulassen, zu beachten. „Sie haben mir bedeutend Ursache dazu gegeben."

„Daß ich nicht wüßte; wollten mir der Herr Hauptmann vielleicht mitteilen . . . "

„Ich bin Kommandant von Vorarlberg," unterbrach ihn der Hauptmann barsch, „und muß Sie ersuchen sich dieser Anrede zu bedienen. Sie scheinen überhaupt das Unausweichliche nicht anerkennen zu wollen. Ich täusche mich nicht. Sie waren es, der dem hiesigen Bürgermilitär von einer Beteiligung abriet und dem sogenannten Major dieses Puppenbataillons seine Antworten in den Mund legten".

„Herr Hauptmann."

„Herr Kommandant!" rief Camihel.

„Herr „Kommandant," versetzte Metz immer höflich und würdevoll, „der Herr „Kommandant" des Bürgerbataillons hat mich nicht zum Souffleur gebeten und ich kann versichern . . ."

„Lassen Sie das," unterbrach ihn abermals der heißblütige Kommandant. „Ich will Sie nicht allein

deswegen zur Rechenschaft ziehen. Ich werde auch ohne Ihr Ellenbataillon noch zu Stande kommen. Es handelt sich hier um eine weit wichtigere Sache. Was haben Sie auf die Vorladung des Herrn Referenten Rederer an alle Stände zum Landtage getan? Sie ist Ihnen schon vorgestern morgens zugekommen und es scheint bis heute noch nichts geschehen zu sein."

„Das mag wohl der Fall sein, aber ich habe mit der Sache auch gar nichts zu tun. Das ist Sache der Stände, Sache des Vororts."

„Der Vorort ist hier," rief der Hauptmann, der seiner Wut immer mehr die Zügel schießen ließ. „Wozu sind Sie hier Landrichter?"

„Nicht um den Landtag einzuberufen, sondern zur Leitung der Verwaltung," entgegnete der Landrichter ruhig, „und das tue ich zum Wohle des Landes, das ich liebe und habe dafür die Treue, die ich dem Könige angelobt, bei Seite gesetzt."

„Das kann ein jeder Überläufer sagen," fuhr ihn der Hauptmann an.

„Ich bitte Sie, Herr Hauptmann, Ihre Ausdrücke zu mäßigen," entgegnete der Landrichter, indem er sich würdevoll aufrichtete. „Ich glaube diesen Namen nicht zu verdienen, weil meine Dienste und meine Tätigkeit vor allem dem Vaterlande gehören. Österreich hat im Frieden von Preßburg das Land mit allen seinen Beamten an Baiern abgetreten. Ich war kein Überläufer und ebenso wenig bin ich es heute, wo ich tun und lassen muß, wozu mich die

bewaffnete Macht zwingt. Ich bin kein Mann des Krieges und kann mich ihr nicht widersetzen.

„Was ich Ihnen auch nicht geraten haben wollte," schloß der Hauptmann rauh des Landrichters Rede, der aber fuhr ohne darauf zu achten fort:

„Ich tue, was mir obliegt und mehr zu fordern ist nicht in Ihrem Rechte. Auch bezweifle ich sehr, daß dies vielleicht mehr militärische als humane Benehmen, das Sie bisher gezeigt, im Interesse Ihrer Regierung ist, oder Ihnen vorgeschrieben wurde. Weshalb kommen Sie, einen friedlichen Mann in seinem Hause zu beleidigen?"

„Ich werde ihn in diesem Hause einsperren," schrie der Hauptmann wütend. „Ich werde diesem ganzen heimlichen widerspänstigen Getue ein Ende machen, das sollen Sie mir glauben. Sie sind arretiert mein Herr."

„Halten Sie ein, Herr Kommandant, die Übereilung könnte Sie sonst gereuen," sagte jetzt plötzlich eine fremde Stimme und alle drei Anwesenden sahen überrascht auf.

Es war der Hofgerichtsadvokat Doktor Schneider, der eben in die Türe getreten war und gesprochen hatte.

Sobald das Haustor durch Riedmüllers Leute besetzt worden war, hatte die erschrockene Frau des Landrichters sogleich zu Schneider geschickt, der mit ihnen sehr liiert war und an dessen findigen Kopf sich überhaupt Alles wandte, wenn es eine Verlegenheit zu beseitigen gab. Die Magd war unbeachtet

aus der Hintertüre geschlüpft und eilte zum Doktor, sobald der Menschenschwall vorüber war, der in Camihel's Gefolge vor das Landgericht zog.

Schneider hatte so rasch als möglich der Aufforderung Folge geleistet. Vor einer Minute noch schritt er durch die zu den Fenstern empor sehende Menge. Er erwiderte links und rechts freundlich die Grüße, mit denen er von Allen empfangen wurde. Der heitere lebenslustige Mann mit den klugen, lachenden Augen war allgemein beliebt und geachtet. Es konnte ihm keiner Feind sein, selbst solche nicht, denen der junge von Humor sprudelnde Mann einen übermütigen Streich gespielt hatte. Wenn er treuherzig wieder die Hand bot, mußte Jeder wieder einschlagen.

Die Wache hatte keinen Befehl, Niemand einzulassen. Doktor Schneider eilte schnell die Treppe hinauf und wurde im Flur von der in tausend Ängsten schwebenden Frau empfangen. Sie konnte kaum zusammenhängend ihre Bitte um Beistand vorbringen, aber der Doktor begriff alles, denn durch die Türe drangen wohlverständlich die überlauten drohenden Worte des Kommandanten.

Sachte schob Schneider die zitternde Frau bei Seite und öffnete mit fest aufeinander gebissenen Zähnen die Türe.

„Halten Sie ein!“ hatte er gerufen und sein Ton war eher der eines gebieterischen Befehls, als eine Bitte. Wenn er das gewollt hatte, so gelang es ihm vollkommen, den Zorn des ergrimmten Offi-

ziers auf sich zu ziehen. Der Landrichter war für den Moment vergessen.

„Was unterstehen Sie sich? wer hat Sie gerufen?“ donnerte Camihel, sobald er sich von seinem Erstaunen über seine Kühnheit wieder erholt hatte.

„Ich erlaube mir als Rechtsbeistand des Herrn Landrichters zu intervenieren. Es scheint aber der Prozeß ist schon beinahe spruchreif.“

Der sonderbar scherzende Ton dieser Worte paßte so wenig in die Stimmung, die hier herrschte, daß sie alle drei Anwesenden ein wenig konsternierte. Das war aber der Übergang, den Schneider herbeizuführen gesucht hatte. Der aus den Angeln gehobene rohe Soldat war nicht im Stande sich so rasch zu sammeln und der kluge Advokat fand inzwischen Gelegenheit, den Landrichter um den Gegenstand der stürmischen Verhandlung zu befragen.

„Der Herr Kommandant hat mir die Aufforderung zum Zusammentreten des Landtages mitgeteilt,“ erklärte derselbe; „ich hatte nicht das Geringste einzuwenden und somit war der Gegenstand erledigt. Jetzt verlangt der Herr Hauptmann unter allerlei Drohungen von mir Rechenschaft, weshalb ich den Landtag nicht zusammenberufen habe.“

„Das ist die Art und Weise, wie Ihr hier Eure wiedergeschenkte alte Verfassung, um die Ihr immer schrieet, entgegennehmt. Gleichgültigkeit, wenn nichts schlimmeres als das,“ ereiferte sich der Hauptmann wieder.

„Wenn Sie auf unsere Verfassung pochen," fiel Schneider kalt ein, „so sollten Sie sich doch erst genaue Kenntnis derselben verschaffen und uns nicht statt der bairischen eine von Ihnen geschaffene aufdringen wollen."

Man sah, wie es im Innern des leidenschaftlichen Mannes kochte, aber er hielt noch an sich.

„Ich denke, wenn es sich nun um so ernste Dinge wie um die Landesdefension in diesem Momente handelt, wäre dieses leere Formwesen überflüssig," rief er, „und für das gesetzliche Vorgehen steht meine und des Zivil-Übernahmskommissärs Fischer Anwesenheit ein."

„Es handelt sich hier aber nicht um die Vorgänge beim Landtage selbst, sondern um die Einberufung, so viel ich weiß," entgegnete Schneider, „und wenn man an die Verfassung selber halten will, darf man sich auch nicht über die Normen — nicht Formen, wie Sie zu sagen beliebten, — hinwegsetzen. Die bairische Regierung berief keinen Landtag ein, so lange das Land aber unter österreichischem Szepter stand, wurden die Stände immer vom Direktorialstand entboten."

Der Kommandant sah sich unsicher nach Riedmüller um, als wenn er Auskunft oder Hilfe suchen wollte.

„So war's gehalten im Ländle, Herr Kommandant," pflichtete aber auch dieser bei, und der Hauptmann, der sich so verlassen sah, suchte nun wieder

durch Drohungen einen Ausweg aus der Verlegenheit, die er sich selber bereitet hatte.

„Und warum haben Sie mir das nicht zu wissen getan?“ fuhr er den Landrichter an.

„Sie haben ja gar nicht darnach gefragt, ich hielt Ihre Mitteilung eben nur für eine Mitteilung, nichts weiter.“

„Das mag Ihnen der Teufel glauben, mein Herr,“ schrie der Hauptmann, „elende Intriguen, machtlose Konspirationen sind das, angezettelt von Vaterlandsverrätern und Feiglingen, die mit der bairischen Regierung noch immer in Verbindung stehen. Glauben Sie nicht, daß ich die Schliche nicht kenne. Ich durchschaue Sie, aber wehe Ihnen!“

Der würdige Landrichter erblaßte und hielt sich mit der Hand an einem Stuhl, den er mechanisch ergriff. Er fühlte sich tief und bitter verletzt. Der junge Advokat aber, der die Beleidigung ebenso empfand, als wäre sie ihm selber in's Gesicht geschleudert worden, trat einen Schritt vor und sagte mit schneidender Kälte und einem scharfen Zug von Satyre:

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Kommandant. Sie machen den Prozeß in einer Weise, daß man Ihnen noch am Ende selber den Prozeß macht Sie haben sich's nur selber zuzuschreiben, wenn es ein kurzer wird.“

„Das ist impertinent,“ brüllte der Hauptmann, der den Sinn ganz wohl aufgefaßt hatte. „Mir, mir so entgegen zu treten.“ Es schlug ihm vor Wut die

Stimme über, die Pause benützte Schneider, um noch einmal ruhig Vorstellung zu machen.

„Ich würde Ihnen überdies raten," sagte er, „die Wachen zurückzuziehen. Es könnte sonst leicht schlimm werden. Bedenken Sie, daß der Herr Landrichter Metz schon als Oberbeamter und Landschreiber in Feldkirch dem österreichischen Korps in den Jahren 1799 und 1800 erhebliche Dienste geleistet und zudem im ganzen Lande als edler, nur das Gute wollender Beamter allgemein geschätzt ist."

Der rasende Offizier, dessen Gesicht vom Blute dunkelrot gefärbt war, kam indessen wieder zu Atem und mit einer Stimme, die weit hinous auf die Gasse, wenn nicht verständlich doch hörbar war, schrie er:

„Sie sollen es büßen. Bei Gott! Sie sollen mir nicht ungestraft solche Dinge gesagt haben. Es soll schlimm werden! ja es soll. Ich arretiere Sie ebenfalls!"

„Das werden Sie bedenken, sonst könnte sich die Karte wenden. Sie haben eine Wache von zehn Mann unten und die Bauern sind für Sie; Sie pochen auf Ihre Macht?!" Schneider, der bei diesen Worten seine Aufregung ebenfalls nicht mehr zu bekämpfen vermochte, eilte jetzt zum Fenster, das nach der Straße ging, riß mit einer einzigen Bewegung des Armes den Flügel desselben auf und indem er auf die unten noch immer harrende Menge wies, rief er dem Rasenden noch zu: „Sehen Sie hinab, da unten stehen Hunderte und in einer Stunde habe ich vier — fünf — sechsmal so viel für mich — gegen Sie!"

Die Menge, durch einige Laute des Streites, die hinausgedrungen waren, von Minute zu Minute mehr aufgeregt, sah jetzt den beliebten Mitbürger an's Fenster treten. Es durchdrang sie wie ein dunkles Gefühl des Verständnisses für Schneider's bezeichnete Geberde. Sander war der erste, der seinen Hut schwenkte und: „Es lebe unser Doktor Schneider!" rief. Hundertstimmig brauste der Ruf nach.

„Schneider hoch! Schneider hoch!" aber es klang auch wie ein drohendes Gemurmel dazwischen: „Wer will was? Wir leidens nicht!" dann jubelte es wieder: „Schneider hoch!"

Noch während des Jauchzens hatte der junge Advokat freundlich mit der Hand hinab gegrüßt und mit dem Hute gedankt, dann wandte er sich wieder in's Zimmer, dem bestürzten Kommandanten zu:

„Sie sehen, ich habe es gut gemeint," sagte er wieder gelassen, „als ich Ihnen riet, Ihre Wachen zurückzuziehen und den Herrn Landrichter fernerhin unbelästigt zu lassen. Mit meiner Arretierung," setzte er mit einer leichten Verbeugung und satyrischem Lächeln hinzu, „war's Ihnen ja doch nicht Ernst. Ich bin ja zu ungefährlich".

Der Hauptmann sah ihn mit einem Blicke des Hasses an und seine fest aufeinander gepreßten Zähne schienen die entgegengesetzte Ansicht zurückzudrängen. Er sprach kein Wort mehr. Knirschend wandte er sich um, ohne den Landrichter auch nur mehr eines Blickes zu würdigen und verließ mit Riedmüller das Zimmer.

„Lieber Herr Doktor, wie soll ich Ihnen danken?“ rief der vor Aufregung zitternde Landrichter, indem er Schneiders Hand erfaßte.

„'S ist Nachbarpflicht, Herr Landrichter, einen wilden Eber, wenn er in's Gezäune bricht, anzuschießen,“ sagte Schneider lächelnd, indem er den Druck warm erwiderte. „Aber jetzt gehen Sie schnell zu Ihrer Frau und beruhigen Sie dieselbe; sie hat mich rufen lassen und ich meine, es war zu rechter Zeit. Benützen Sie Ihre Freiheit und suchen Sie uns heute Abend heim.“

„Meine Freiheit?“ meinte der Landrichter, „die Wache unten.“

„O da seien Sie ruhig — die ist fort.“

Er empfahl sich lachend. Als er durch den Flur schritt, da war richtig keine Wache mehr zu sehen und mit der Wache hatte sich auch die Menge wieder verlaufen, denn es langten eben Quartiermacher für zweihundert Tiroler unter Hauptmann Stöckel aus Pettneu an, die wegen Mangel an Raum in Bregenz selbst, nach Lautrach verlegt wurden.

Aus dem Hauptquartier des Kommandanten kamen die entgegengesetztesten Befehle. Sein Zorn suchte einen Ausweg. Vorerst wurde Hauptmann Müller mit sechzig Schützen nach Weiler abgeschickt. und bald darauf wurde Allarm geschlagen. Die Bauern sollten nach Lindau marschieren. Kaum waren sie abgerückt, so kam eine Ordonnanz an und die Truppe bekam Kontreordre. Es schien dem Kommandanten heute alles der Quere zu gehen. Es

war kaum Mittag vorüber, als man ihn eiligst zur Stadt hinaus auf dem Wege nach Feldkirch, der Achbrücke zufahren sah.

Dieses, so wie das vorhergegangene Ereignis gaben genug Stoff zum Raten und Erzählen.

Sie waren auch der Gegenstand des Gesprächs in der Abends fast überfüllten Extrastube des Gasthofes zur goldenen Krone. Frau Pietschnau ging ab und zu und überwachte ihr weibliches Personal, ließ auch häufig ein paar freundliche Worte den Gästen gegenüber fallen, ohne sich jedoch in's Gespräch zu mischen.

Sie war eine noch junge Frau und kaum erst seit einem Jahre Witwe. Ihr Mann, der Postmeister Pietschnau, hielt viel auf schöne Pferde, er war auch eine schöne Erscheinung zu Pferde. Aber eines Tages war er zu einer Wette mit einigen Bekannten auf der Straße gegen das Engelwirtshaus hinausgeritten und als Leiche brachte man ihn zurück. Das Pferd war unglücklich gestürzt.

Die junge Witwe war trostlos, aber die rastlose Tätigkeit half ihr den Schmerz bezwingen. Sie führte das Postgeschäft wie die Wirtschaft musterhaft weiter und hatte nur zu Trost und Hilfe ihre ältere Schwester Marie aus Konstanz zu sich genommen. Die beiden Schwestern übten in ihrer freundlich biedern Weise eine Anziehungskraft aus, welcher nicht der kleinste Teil aller Gäste zuzuschreiben war, die so fleißig zusprachen.

In der Ecke am Fenster saßen wieder die drei jungen Männer um den Tisch, die schon am Morgen vor dem Gasthause ihren Standpunkt gewählt hatten und ihnen hatte sich noch der Landesdefensionshauptmann Siegmund Nachbauer zugesellt.

Er war Schulmeister in Brederis, ganz von der Einfachheit der Alten und von ungemessenem Vertrauen auf die gute Sache. Ein Mann von wenig Worten und richtigem Blick hatte er schon in den früheren Kriegsjahren seine Waffenprobe abgelegt und war jetzt beim Aufgebot wieder an die Spitze einer der Schützenkompagnien von Rankweil und Sulz getreten.

Der junge Oberschreiber vom Rentamt war zwar im Anfange recht zerstreut gewesen, aber seit er Frau Pietschnau um das Befinden ihrer Schwester gefragt und zur Antwort erhalten hatte:

„Gut, aber sie hat eben heut viel zu schaffen. Sie ist drüben im Stüble und rechnet. Heut ist der Letzte und Monatsabschluß," seitdem hatte er sich sichtlich beruhigt, aber bei den Verhandlungen war er nur mit halbem Ohre.

„Hört, Nachbar," fragte Schneider, der eben seine Pfeife gestopft und angezündet hatte, „wie viel möget Ihr Schützen jetzt hier in der Stadt sein?"

„Mei'n eben ein fünf — bis sechshundert."

„Und draußen in Wolfurt, Schwarzach und Rikenbach sollen ja heut Abends wieder an zweihundert Montafoner eingerückt sein?"

„Hab's auch gehört."

„Es wundert mich nur noch immer, daß der Kommandant nicht auf Lindau marschiert ist?“ äußerte Sander zwischen zwei Rauchwolken, die er ausstieß.

Der Schützenhauptmann schwieg. Doktor Willam bot seine Dose dem jungen Kayser hin, nahm selbst eine Prise und sagte dann bedächtig:

„Ich denke, er hat noch auf die Feldkirchner Kompagnie gewartet, aber als die in Dornbirn war, soll sie auf Befehl des Hauptmanns Bretschneider wieder ritornieret sein.“

„Ich glaube nicht d'ran,“ fiel Kayser ein, „sollte mich wundern, ob die Fahrt nicht mit der Geschichte beim Herrn Landrichter zusammenhängt. Er will den Landtag haben und die untern Stände wollen nicht — so meint er wenigstens und da ist er denn schnurstracks nach Ems gefahren, um sich mit dem Zivilkommissär Fischer zu beraten.“

„Oho, woher weißt Du denn das?“ rief Sander.

„Ich zähle mir's an den Fingern ab.“

„Jetzt wird der auch noch ein Rechenmeister, weil Mamsell Marie die Bücher führt,“ brach Sander lachend aus und sah dem Schulkameraden und Freund mit hänselndem Blick in's leicht errötende Gesicht.

„Wenn zwei rechnen, muß es gut werden,“ half Nachbauer gutmütig ein. „Eins zieht das Fazit und das andere macht Probe. So gibt's richtige Rechnung.“

„Ich frage nur, was das für ein Ende nehmen

wird?" sagte Doktor Willam, indem er einen kleinen Schluck aus seinem Glase nahm.

„Was? die Rechnung?" fragte Sander vom Neuen lachend.

„Nein!" versetzte ruhig der Doktor, „der Feldzug."

„Da ist kein Zweifel," sagte Nachbauer ernst, „der alte Gott verläßt uns nicht. Ich will kein Büble mehr klopfen, wenn wir nicht Ehren aufheben."

„Aber die große Armee?" fragte Willam kopfschüttelnd.

„Die werden die Herren Erzherzoge dem Napoleon schon noch so nah an Leib führ'n, daß sein Schimmele Reißaus nimmt. Das Süpple hat er sich eingebrockt — kanns jetzt bis auf's letzte Möckerle ausesse."

„Geb's der Himmel!" meinte der Doktor mit zweifelnder Miene und nahm nachdenklich abermals eine Prise.

„Was fürchten Sie, Herr Doktor?" nahm jetzt Sander das Wort, „es gibt was Neues. Rücken Sie heraus damit."

„Wenn Ihr was wisset, so sagt's," fügte Nachbauer hinzu und stellte sein Glas, aus dem er trinken wollte, wieder auf den Tisch zurück.

„Aber rückt recht nah zusammen, daß die andern nichts merken," bat der Doktor und zog vorsichtig ein Blatt hervor. „Ich habe das Augsburger Blatt unter der Hand erhalten; es bringt eine Proklamation aus dem französischen Hauptquartier zu

Regensburg vom vierundzwanzigsten. Schlimme Nachrichten.

„Leset doch," mahnte Nachbauer.

„Aber gebt einstweilen acht," und mit leiser Stimme und flüchtig, um bald zu Ende zu kommen, las der Doktor, während die andern horchend die Köpfe zusammenneigten.

„Soldaten! Ihr habt meiner Erwartung ganz „entsprochen, durch Eure Tapferkeit die nötige An„zahl ersetzt, Ihr habt glorreich den Unterschied ge„zeigt, der zwischen den Soldaten des Cäsar und den „bewaffneten Horden des Xerxes stattfindet."

„Der Xerxes ist aber er," murrte Nachbaur dazwischen, „der Land- und Tronräuber."

„Binnen wenigen Tagen," fuhr Willam ohne Unterbrechung fort, „haben wir in drei Schlachten, „bei Tonn, Abensberg und Eckmühl, sowie in den „Gefechten bei Peissing, Landshut und Regensburg, „gesiegt. Hundert Kanonen, vierzig Fahnen, fünfzig„tausend Gefangene, drei Pontons, der ganze Ar„tilleriepark des Feindes mit sechshundert bespannten „Wägen, fünftausend Wägen mit der feindlichen Ar„meebagage, alle Regimentskassen. — Dies sind Re„sultate Eurer Schnelligkeit und Eures Mutes. — „Meine Avantgarde ist bereits über den Inn und „ehe ein Monat vergeht, sind wir in Wien.

Napoleon."

„Und das sollen wir ihm alles glauben. Lueg, so dumm sind wir doch nicht!" rief Nachbauer, der es kaum erwarten hatte können, bis der Vorleser zu

Ende war. „So was vom Kriegführen verstehen wir doch auch und mit dem Massena war eben auch nicht zu spassen, aber solche Lügenblättle sind damals doch keine ausgeben worden. Der Herr Xerxes, der gern ein Cäsar sein möchte, wirft ja mit den Kanonen und mit den Tausenden herum, als wenn's nur so Krise vom Baum 'runter, oder so kleine Weißfischle, wie sie im See herumschwimmen, wären und als hätt' er den Erzherzog samt seiner großen Armee g'rad zu Mus zerrührt."

„Wenn das die Lindauer gelesen haben," scherzte Sander, „so wundern mich ihre mächtigen Rüstungen nicht. Es wird sie eben auch nach Lorbeeren gelüsten."

„Das Gelüst sollen sie sich vergehen lassen," nickte Nachbauer und trank jetzt erst sein Glas leer. „Morgen oder übermorgen muß es ernst werden und dann?"

„Ob's nicht schwerer gehen wird, als Ihr denkt," meinte Willam, der nicht begreifen konnte, wie der andere das Bülletin und alles so leicht nahm, und nun entspann sich ein Streit über die Ausführbarkeit der Einnahme Lindau's, an dem sich allmälig auch die zunächst Sitzenden und bald alle Anwesenden auf das Lebhafteste beteiligten.

Und während das Für und Wider so laut erwogen wurde und im Verein mit dem Inhalte der Flaschen und Gläser so viele Köpfe erhitzte, war die Frage schon gelöst und zwar durch einen ein-

zigen tapfern Tiroler — freilich in etwas eigentümlicher Art.

Der Rader Sepp wurde als Ordonnanz von Lautrach nach Bregenz gesandt, er sollte dort eine Schrift an den Quartiermeister Höfel übergeben. Auf der Achbrücke holt er eine Chaise ein, die langsam Schritt für Schritt über die hölzernen Joche hinfährt. Besser gut gefahren als schlecht gegangen, denkt der Sepp und fragt den Kutscher, ob er ihn mitnehmen will.

Der Kutscher, der vor dem derben Burschen mit dem blanken Stutzen Respekt haben mochte, macht sich notgedrungen eine Ehre aus diesem blinden Passagier und läßt ihn in die leere Chaise steigen. Bald sind die letzten Bohlen der Brücke passiert und das Fuhrwerk rasselt lustig auf der Straße dahin. Links und rechts liegen Häuser und der Sepp meint, die gehörten auch noch zu Lautrach, er wundert sich über das große Dorf. In einigen Minuten waren sie in Bregenz.

Der Rader Sepp stutzte zwar, als er durch die Straßen fuhr, aber an Bregenz dachte er nicht, es war doch zu nahe noch an Lautrach. Er stieg also auch nicht aus und dem Kutscher hatte er ja nicht gesagt, wohin er denn eigentlich wolle.

So fuhren sie denn längs des See's auf der Straße dahin und es war schon bald mehr als eine Stunde verstrichen, so daß es dem Sepp doch endlich sonderbar vorkam.

„Sind wir denn noch nicht bald in der Stadt," frug er und der Kutscher nickte ihm freundlich zu und meinte:

„Bereits."

Richtig vergieng keine Viertelstunde mehr, als die Chaise über die Brücke und zum Lindauer Landtor hineinrollte. Der Mautner war nicht wenig erschrocken, als er den bewaffneten Tiroler Schützen sah, hielt ihn aber für einen Abgesandten an die Stadt und ließ ihn vorbei.

Erst als der Sepp aus dem Wagen stieg und durchaus zu dem Quartiermeister geführt sein wollte, klärte sich der Irrtum auf. Die Lindauer, die keineswegs so kriegerisch gesinnt waren, als Hauptmann Camihel glaubte, waren anfänglich überrascht durch den Besuch, den sie für einen Quartiermacher ansahen, was die ganze Stadt allarmierte. Als sie aber die wahre Lage der Dinge erkannt hatten, da hatten sie viel Lust und Spaß an dem Vorfalle.

Der Eroberer wider Willen wurde trefflich bewirtet und nachdem er wenigstens zehnmal seine eigene Gesundheit hatte trinken müssen, ließ man abermals ein Wäglein einspannen und den Helden nach Bregenz zurückführen.

Das war die Geschichte, wie der Rader Sepp die Stadt Lindau ganz allein eingenommen hatte und diese Geschichte erzählte Frau Pietschnau ihren Gästen, als die Wogen der Debatten eben am höchsten giengen. Das Fuhrwerk war soeben angelangt und hatte die weitgereiste Ordonnanz in der goldenen Krone ab-

gesetzt. Der Kutscher aber, den man hier wohl kannte, hatte der Frau Postmeisterin das alles haarklein mitgeteilt.

Es war ein allgemeiner Aufruhr in der Gaststube. Ein jeder wollte den tapfern Rader Sepp sehen. Der Quartiermeister war ja ohnedem auch hier beim Glase Wein, so mußte denn der Tiroler herein.

Je höher die frühere Spannung gewesen, desto lauter und übermütiger war jetzt der Jubel. Lachen, Jauchzen und Singen klang durcheinander. Dem Rader Sepp war's noch nie so gut gegangen und Frau Pietschnau hatte den Abend noch manches „Schöpple“ anzukreiden.

So war in jenen Tagen ein fortwährendes Ebben und Fluten der Gefühle, ein stetes Schwanken zwischen Schreck, Freude, Angst und Jubel. — Der rechte Ernst war noch nicht gekommen.

III.

In einem Zimmer des Kaufmann Hilbert'schen Hauses, gegenüber der Seekapelle, saßen etwa eine Woche nach diesen Vorgängen um die Mittagszeit zwei Frauen einander gegenüber. Die eine war die alte Mutter Schneiders, die andere dessen junge Frau, die Tochter des Bäckers und Bregenzer Bürgermeisters Sauser. Es war hier alles so hübsch im Einklange; die Möbel waren elegant und neu in der Wohnung, die der besorgte Gatte erst vor einem Jahre frisch eingerichtet hatte, die Geliebte würdig zu empfangen, wenn er sie am Schluß des Hochzeitstages in ihre neue Heimat führte.

Diese frische und geschmackvolle Umgebung war ein würdiger Rahmen für die junge, kaum zwanzigjährige Frau. Der damals in dürftigen Umständen lebende Dichter Johann Wenzel Rautenkranz hatte nicht zu viel gesagt, als er in einer Ode an Doktor Schneider und seine jüngst angetraute Gemalin voll Begeisterung sang:

„An Deiner Seite blüht — beneidenswerte Lüfte,
Die dieser Blume Reize küßt!
O blühe ew'ger Lenz! umschwebt sie, Eden's Düfte! —
Ein Weib, das Edens Glanz umfließt.“

und nach Aufzählung all' ihrer Reize in dem Bilde gipfelte:

„In Deiner Schönheit Pracht, im Mondglanz Deiner Güte
Erschien dem Ersterschaffenen
Des Weibes Lichtgestalt, hold wie des Maien Blüte,
Und wie der Sternenhimmel schön."

Dieser gute Mensch und schlechte Dichter hatte in dem, was er sagen gewollt, nicht übertrieben. Die Bewunderung, die der Schönheit der jungen Frau gezollt wurde, war eine allgemeine, ungeschmälerte, neidlose. Und andrerseits mißgönnte selbst der Neid die seltene Blume dem glücklichen Gatten nicht, denn er war im selben Grade bei allen beliebt, als seine Frau bewundert.

Wer hätte aber auch dem jungen Paare, das jetzt so recht im blütenreichen Frühlinge des Lebens stand, sein Glück nicht gönnen sollen? Wen hätte sanfte Rührung nicht durchbebt, indem sein Auge hier auf die schlanke, doch so schön gerundete Gestalt fiel, über die das süßeste Geheimnis der Natur seinen poetischen Duft gebreitet hatte? Wer hätte nicht selbst freudig sein pochendes Herz geopfert, wenn er in diese schwärmerischen blauen Augensterne sah, die jetzt von einem leisen Schmachten feucht umhüllt, die Blicke wie erwartend wieder und wieder nach dem Fenster sandten?

„Wo er nur bleiben mag?" fragten die Blicke und als hätte die Schwiegermutter die stumme Frage verstanden, gab sie ihr laute Worte.

Noch ein drittes weibliches Wesen befand sich in diesem Zimmer, das mit dem Fenster nach der Hauptwache zu lag. Gegenüber war das Gasthaus zum weißen Kreuz. Vor dem Eingang desselben stand eine dicht gedrängte Menge — Bürger und Bauern im bunten Gemische.

Dorthin waren des Mädchens Blicke gerichtet, seitdem sie, wie seit einer Stunde wohl schon zum zehnten Male, an das Fenster getreten war. Es war Therese, Schneiders jüngste Schwester, die er zur Gesellschaft für seine Frau zu sich genommen hatte und die sich mit angeborner Emsigkeit der Haushaltung annahm. Sie war es auch, die mehr als die andern beiden Frauen ihrer Ungeduld Ausdruck lieh. Die Stunde für den Mittagstisch war längst vorbei und ihre Kochkunst lief Gefahr, nicht gehörig gewürdigt zu werden, wenn der Bruder nicht bald nach Hause kam. Es mußte ja alles verkochen und verbrennen und sie hatte doch zu Ehren der Mutter ein Extragericht bereitet.

„Nun Gott sei Dank, ich glaube, es ist aus,“ rief sie jetzt und sprang hurtig vom Fensterstaffel. „Sie kommen wenigstens heraus,“ damit war sie auch schon in die Küche hinausgeschossen.

Die beiden Frauen traten nun selber an's Fenster, um einen Blick hinabzuwerfen.

In die Menge war wirklich eine lebhafte Bewegung gekommen. Die Leute schoben sich und gaben Platz, denn über die Stufen herab schritten die Deputierten der Stände und mit ihnen im eifrigsten

Gespräche mehrere vornehme Bürger der Stadt, unter ihnen der Major Huber nnd Doktor Schneider, die jetzt über das Resultat der Verhandlungen noch einmal verhandelten.

Der Landtag war endlich zu Stande gekommen und zwar schon am vergangenen Tage, den 9. Mai, nachdem der Kommandant, schon am Tage nach dem Vorfalle beim Landrichter, zurückgekehrt, durch denselben den Magistrat der Stadt zusammenberufen ließ und diesem die Erklärung der oberen Stände vorlegte, daß sie in die Organisierung der Landesmiliz willigten*).

Er requirierte die Stadt Bregenz als ausschreibenden Stand, die untern Stände zu einer Zusam-

*) Die alte bis in's 16. Jahrhundert zurückgehende Verfassung Vorarlbergs hat keine Vertretung des Adels und der Geistlichkeit. Selbst die Städte hatten keine weiteren Vorrechte. Aus dem Bauernstande aber erschienen 24 Abgeordnete, die nach der Lage des Landes obere oder untere Stände benannt wurden. Feldkirch oder Bregenz führte den Vorsitz und eine Rangordnung gab es nur für die Reihenfolge der Stimmenabgabe. Zu den oberen Ständen zählten: 1. Feldkirch, 2. Bludenz, 3. Sonnenberg, 4. Montafon, 5. Jagdberg, 6. Rankweil und Sulz, 7. Innerbregenzerwald, 8. Neuburg, 9. Dornbirn, 10. Höchst und Fußach, 11. Damüls; — zu den unteren: 12. Bregenz, 13. Hofsteig, 14. Sulzberg, 15. Lingenau, 16. Hofrieden, 17. Alberschwende, 18. Mittelberg, 19. Thamberg, 20. Hoheneck, 21. Altenberg, 22. Simmerberg, 23. Grünenbach, 24. Kelhöf.

Hohenembs, Blumeneck, St. Gerold und Lustenau waren reichsunmittelbare Herrschaften.

menkunft zu berufen, um die nämliche Einwilligung von ihnen zu erwirken. Offenbar hatte der Kommandant jetzt nähere Informationen über die von ihm so verachteten Formen beim Spezial-Kommissär Fischer eingeholt, den Hormayr zur Einberufung des Landtages über den Arlberg gesandt hatte.

Die Ausschreibung mußte den nämlichen Abend noch durch Expresse abgehen und auch die oberen Stände, Dornbirn, Innerbregenzerwald und Höchst und Fußach, die in Feldkirch nicht erschienen waren, vorladen.

Die Mittwoch den dritten, zusammengetretenen Stände kamen aber trotz allen Tobens über das zögernde Benehmen von Seiten des Kommandanten dahin überein, daß über einen, sowohl für das Land als den Souverain, so überaus wichtigen Gegenstand nur in Gegenwart sämtlicher Stände auf einem verfassungsmäßigen Landtage beraten und beschlossen werden könne, und ein solcher wurde also auf den 9. Mai ausgeschrieben.

Indessen wollte Hauptmann Camihel nicht müßig bleiben, es drängte ihn, die Wonne des Triumphators zu genießen. Am frühen Morgen des zweiten rückten die Hauptleute Nachbauer und Ellensohn mit zwei Kompagnien nach Lindau ab und eine Stunde später fuhr Camihel mit Riedmüller der Truppe nach. Die Einnahme Lindaus fiel ihnen nicht schwerer als zwei Tage früher dem guten Tiroler Sepp.

. Eine Musikbanda war den Schützen entgegenge-

zogen und auf der Brücke wurde Hauptmann Camichel von einer Deputation der Stadt empfangen.

Dem Ehrgeize des Kommandanten war Genüge getan, aber der praktischere Zweck der Expedition war verfehlt. Die aufgehobenen Ärarial-Kassen enthielten nicht mehr als 20 Gulden und das Salzlager nur 500 Fässer, die zu Schiff nach Bregenz gebracht wurden.

Das war eine bittere Enttäuschung. Das Geld gieng aus, die Schützen begnügten sich freilich mit der Verpflegung bei ihren Quartiergebern, aber es kamen jetzt täglich Abteilungen von kaiserlichen Soldaten an, die sich aus französischer Gefangenschaft selbst ranzioniert hatten und die mit Löhnung und Waffen beteilt werden sollten.

Der Kommandant erhob nun gegen Quittung auch das in der Rentamtskasse zu Bregenz vorhandene Geld, doch auch hier waren nur 26 Gulden 25 Kreuzer gefunden worden. Die zentralisierende bairische Regierung hatte keine bedeutenderen Vorräte in den Steuerkassen geduldet. Jede größere Summe mußte ungesäumt abgeführt werden.

Die Laune des Kommandanten wurde durch diese Enttäuschungen eben nicht gebessert, um so mehr, da er mit aller Strenge die verschiedensten sich kreuzenden Gerüchte nicht unterdrücken konnte.

Bald hieß es, der Erzherzog Johann stehe schon in Verona, bald der Vizekönig sei bei Klagenfurt und General Chasteler in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Über die kaiserliche Armee in Deutschland waren

die allerextremsten Versionen im Umlaufe, bis endlich Hauptmann Camihel selber öffentlich den Rückzug des Erzherzogs Karl auf das linke Donauufer zugab, dagegen aber des Erzherzogs Johann Sieg bei St. Bonifazio unter Trompetenschall zum Gegengewicht publizieren ließ.

Fast gleichzeitig langten die ersten Nachrichten von einem Näherrücken der Würtemberger an.

Hauptmann Camihel tat alles Mögliche, den übeln Einfluß der zum Teil übertriebenen Nachrichten, die von Baiern aus verbreitet wurden, zu verhüten oder doch zu paralysieren. Er konfiszierte sogar die Postpackete, um die ankommenden Zeitungen vorher noch seiner Prüfung zu unterwerfen. Natürlich führte dies Verfahren nicht zum Zwecke. Kornhändler und andere Reisende brachten üble Nachrichten genug.

So vergiengen die Tage bis zur Eröffnung des Landtages. Es war in der Stadt ein fortwährendes Durchmarschieren von Schützen, soviel möglich wurden sie vorwärts geschoben, nach Lochau und Weiler. Die ganze Gegend war dort dicht mit Schützen besetzt, denen die Selbstranzionierten teilweise beigesellt wurden. Es wurde kundgemacht, daß kaiserliche Soldaten und Bauern über Reutte nach Kempten gerückt seien, aber der junge Aktuar Schneider (kein Verwandter des Doktors), der von dort zurückkehrte, erzählte, der ganze Trupp habe sich nach Kaufbeuren und Schongau gewendet, und so blieb die Aussicht

auf eine Verbindung mit den Tirolern eine leere Hoffnung.

Indessen hatte das Landvolk nicht auf den Beschluß der Stände gewartet. Die wiederholten Aufforderungen der einquartierten Oberländer blieben nicht erfolglos und die Bursche aus den Ortschaften Hard, Lautrach, Fußach traten zusammen und teilten sich in Kompagnien ein, ja der erste Trupp von Höchst zog unter seinem Führer Blum in's Städtchen ein. Zuzüge kamen von allen Seiten.

Unter solchen Anzeichen wurde am neunten Nachmittags der Landtag eröffnet. Hauptmann Camihel, der mit dem Spezial-Kommissär Fischer und dem Referenten Rederer demselben beiwohnte, trat mit der Nachricht vor denselben hin: „Napoleon sei zwar in St. Pölten nächst Wien, dafür aber der Erzherzog Johann vielleicht zur Stunde aus Tirol in München angekommen. Andererseits stehen achttausend Franzosen, Baiern und Würtemberger in Memmingen, jeden Augenblick bereit, vorzudringen.“

„Zwei Ursachen,“ schloß er den Bericht, „sind es also, die jetzt zwingend auftreten. Das Land ist bedroht, das allgemeine Aufgebot allein kann es retten vor der Rückkehr der fremden Tyrannei. Zum andern ist jetzt wie nimmer die richtige Gelegenheit da, den Erzherzog, der schon den Rückzug des frechen Franzosenkaisers abschneidet, kräftigst zu unterstützen, indem wir ihm seinerseits wieder den Rücken freihalten. Es muß zu Ende sein mit dem ewigen Zweifeln und Zaudern, oder man wird die vernünftige

Einsicht zum Besten des Landes mit Gewalt erzwingen müssen."

Die Drohung schüchterte die Deputierten weniger ein, als sie dieselben aufreizte und es bedurfte alle Beredsamkeit des Kommissärs, die erregten Gemüter wieder zu besänftigen und nach langem heftigem Debattieren zwischen den Ständen endlich das erwünschte Resultat herbeizuführen.

Die schleunigste Formierung des ersten und zweiten Landesverteidigungsausschusses wurde beschlossen und um die Mannschaft rascher zu versammeln, erließen die Stände einen Aufruf an alle Gemeinden mit der Bestimmung der Sammelplätze Weiler, Dornbirn und Rankweil.

Die Frage nach Munition und Geld erledigte der Kommissär mit dem Versprechen der Innsbrucker Intendantur, beides in genügender Menge und so bald als möglich über den Arlberg herauszuschaffen.

Die Sitzung hatte bis Mitternacht gedauert und Niemand dachte an Schlaf. Die Musik durchschritt unter den kriegerischen Klängen des Zapfenstreiches die Straßen, die Gasthäuser waren voll und der Lärm dauerte bis zum hellen Morgen.

Aber auch jetzt sollte die Aufregung nicht abnehmen. Ordonnanzen kamen und brachten Siegesnachrichten, das Kriegsmanifest des Kaisers, bisher hier noch unbekannt, wurde verteilt und um 10 Uhr langte Leutnant Drexel von der Studentenkompagnie als Kourier vom General Chasteler an. Er brachte ein von diesem und dem Intendanten von Tirol,

dem Freiherrn von Hormayr. unterzeichnetes schmeichelhaftes Schreiben an die Stände, die nun in aller Eile vor ihrer Abreise noch einmal versammelt wurden.

Sie einigten sich, an den gedachten General und an den kaiserlichen Intendanten eine Dankadresse zu erlassen, worin die Beschlüsse der gestrigen Session ihnen bekannt gemacht würden, den an die Stände gelangten Brief in Druck legen zu lassen und gleichzeitig der Öffentlichkeit zu übergeben.

Kein Mensch wollte an die Nachrichten der Mittags gekommenen Reisenden glauben, daß Napoleon schon in Wien sei, hatte man doch ja eben die freudigsten offiziellen Botschaften erhalten.

Die beiden Frauen hatten richtig gesehen. Doktor Schneider schritt dort eben die Stufen herunter auf die Straße, jetzt verabschiedete er sich noch von dem Herrn Magistratsrat Ignaz Boch, mit dem er so eifrig gesprochen hatte, und jetzt eilte er über die Straße, mit einem raschen Blicke schon zum Fenster hinauf voraus grüßend.

„Gottlob, daß Du kommst,“ empfieng ihn seine Frau, als er in's Zimmer trat, „ich habe keine Ruhe, wenn Du fort bist.“

„Kind Du,“ sagte er lächelnd, indem er sie im Fluge auf die sanfte Stirne küßte und sich dann rasch zur alten Frau wandte. „Ja, grüß Gott, Mutter,“ rief er mit seiner alten Heiterkeit, aus der jetzt jeder Hauch von Ernst verbannt war, „das nenne ich mir eine freudige Überraschung, was führt Euch denn zu

uns? aber ich frage gar nicht, mir ist's nur recht, daß Ihr da seid."

„Wenn's ehrlich gemeint ist," versetzte die Matrone, indem sie ihren Blick wie fragend einen Moment lang auf des Sohnes offenem Antlitz ruhen ließ. Die Prüfung mußte sie beruhigt haben, denn sie fuhr in viel leichterem Tone fort. „Kannst übrigens schon fragen. Muß halt auch einmal zuschauen, was sie in der Stadt herinnen treiben und was sie auskochen. Gut muß es werden, denn lang dauert's. Geht's noch nicht bald los? Zeit wär's. — Ja, ich will allerhand erfahren, aber da kommt die Theres mit dem Suppentopf. Zuerst essen wir und dann wollen wir reden."

Aber die Mutter mochte den Vorsatz gut aussprechen, gehalten wurde er doch nicht. Wovon sollten sie sprechen? Es lag allen nichts anderes auf dem Herzen, als die Ereignisse der Zeit. So knüpfte sich denn auch ganz unbemerkt wieder das Gespräch daran und blieb auch nach dem beendigten Essen dabei.

Schneider hatte die Beschlüsse der beiden Landtagssessionen mitgeteilt.

„Aber das geht alles viel zu umständlich und zu langsam," rief die rasche alte Frau, „da sollt' ja gleich das Donnerwetter unter sie hineinfahren, daß sie sich ein bißl rühren und vorwärts kommen. Ich kann so ein lalliges Wesen nicht mit anschauen. Wo wollen sie denn am End' hinaus? Sollen die Schützen alle da auf einem Haufen bei einander den Bürgern und Bauern auf dem Hals liegen und faullenzen, bis

einmal ein Feind kommt? Derweil sind wir alle zehnmal von unsern eigenen Leuten aufgefressen."

„Und was sollten sie sonst tun?" fragte Schneider die Mutter nur mit halbem Ernste, „ein Aufgebot zur Landesverteidigung muß wohl damit zufrieden sein, die Grenze zu behüten. Der Landsturm ist kein Korps von Soldaten. Er bleibt im Lande.

Bis sich der Feind so verstärkt und angesammelt hat, wie er's braucht, um siegreich vorzurücken," setzte die alte energische Frau den Satz voll Verachtung fort. „Was habt Ihr denn gelernt in der Schule und in allen Kriegsgefahren, die seit zehn Jahren über's Landl hingezogen sind, wenn Ihr nicht einmal wißt, daß man den Feind gar nicht zu Kraft kommen lassen darf und ihn schädigen muß, wo und wann man eben kann, sonst schädigt er später uns. Ein jeder Mann, den er weniger hat, kann ihm später nicht mehr helfen. Aber ich verlier' allen Respekt vor Eurer großen Gelehrsamkeit, wenn Ihr nicht mehr wißt. Oder fehlt's Euch an Mut? — ich möcht's fast meinen."

„Was hat der Mut dem Hauptmann Müller genützt?" versetzte Schneider, „daß er noch mit knapper Not nach Weiler zurückgekommen ist."

„Ah, was Mut? der hätt' auch besser getan, in Bludenz den Adler auf seinem Wirtshause neu lackieren zu lassen, als daß er da Soldaten spielt. Übrigens hab' ich noch des saubern Patrons wegen ein paar Worte mit Dir zu reden, aber das hat Zeit."

„Ich habe ihn für tüchtig gehalten."

„Ja, wenn er's mit der Zunge richten könnte, der Maulheld, der!“ ereiferte sich Schneiders Mutter immer mehr. „Hat er nicht am Donnerstag noch getan, als würde er alle Würtemberger und obendrein noch die Franzosen mitsamt ihren abscheulichen Kaiser nur so auf dem Kraut verspeisen? Hat gefaselt von Ehr' und Ruhm, von Gleichheit und was weiß ich noch von was Allem, bis er die Leute alle ganz rebellisch gemacht hat und sie selber gefordert haben, er solle sie gegen Holzleute führen, wo sie schon im Gedanken das ganze Salzlager im Sack gehabt haben, als guten Fang. — Fort ist er freilich mit Lärm und Gethu', aber hast du's nicht gesehen, war er auch schon wieder da und war froh, daß ihn die Würtemberger nicht bei Isny erwischt haben. Gesagt hat er's wenigstens — ob's wahr gewesen? ist was anders. Ich glaub's wenigstens nicht — es ist gar kein Musketen dort gewesen — gesehen hat er wenigstens keine und der Spion, der ihm die Nachricht gebracht haben soll, daß zahlreiche Truppen dort stehen, war entweder eine bloße Erfindung von ihm, weil's ihm gruselig worden ist, oder er hat sich schön über'n Daumen drehen lassen, der feige Wicht.“

„Ich glaube, Mutter, daß Ihr zu scharf urteilt,“ entgegnete Schneider über die Philippika aus vollem Herzen lachend. „Gut kommt der Mann bei Euch nicht weg.“

„Soll's auch nicht,“ rief die brave Frau scharf, „wüßte nicht, wodurch er's verdient hätte. Aber,“ fuhr sie vorwurfsvoll fort, „lachen solltest Du nicht,

denn es ist leider nichts zu lachen dabei, wenn unsere braven Bauern unter solchen Aufführern stehen und dabei noch glauben, wer weiß wie gut sie's getroffen haben, denn der Mensch hat sie alle um den kleinen Finger gewickelt, so schön und eindringlich redet er in sie hinein. Es ist wahr, es klingt alles so prächtig, daß man ganz begeistert werden könnte, wenn man den schielenden Bruder nicht genauer kennt. — Ich sag' noch einmal, es ist traurig genug und es gibt dabei nichts zu lachen, am wenigsten, wenn die eigene Mutter d'rüber redet. Bist halt schon so stolz worden, daß Du meinst, Du könntest verachten, was wir gemeinen Leut' mit unserm einfachen Verstand ausdenken."

„Er hat es ja gewiß nicht so gemeint, liebes Mütterle," suchte Marie den geliebten Mann zu entschuldigen, sie konnte es nicht anhören, daß man an ihm einen Fehler rügte. Für sie war er unfehlbar.

„Du bist seine Frau und darum ist's Recht, daß Du zu ihm haltest, so muß es sein," sagte die Mutter, ihre Worte waren milder, aber der Ton noch immer straff. „Aber mir ist sein Lachen d'rum doch nicht recht. Schau, wir haben unsern einzigen Sohn von uns gegeben und haben ihn studieren lassen, weil er so ein gescheidter Bub' war; dann hat's uns gefreut, wie wir gehört haben, daß er so fleißig ist, wenn wir auch manches Stück Geld für seinen Anzug und zu seinem Vergnügen hergeben mußten, das mühsam erworben war. Hätten's auch gar nicht tun können, wenn nicht so liebe rechtschaffene Leute ihm den Frei-

tisch gegeben hätten. Stolz sind wir völlig geworden, wie er auf einmal als ein rechter Doktor daher gekommen ist, und mit einem Herzen voll Freude haben wir seitdem auf ihn gesehen, wie er ein so geachteter und gesuchter Mann geworden ist und eine schöne Stellung gefunden hat. Aber Hochmut kommt vor dem Fall, heißt's in der heiligen Schrift, und ich sag's jetzt frei, es wäre damals bald besser gewesen, daß er als Student gegen die Franzosen einen ehrenvollen Tod für seinen Kaiser und sein Vaterland . . ."

„Mutter," rief die junge Frau mit flehender Stimme.

„Schont sie wenigstens, Mutter," sagte Schneider mit einem Blicke auf Marie.

„'S ist wahr, es könnt' ihr nicht gut tun, ist aber auch gar zart — hab' doch auch vier Kinder gehabt," murmelte die wackere Frau, dann fuhr sie gemäßigter, aber noch immer grollend fort: „Das muß ich sagen, studieren hätt' ich Dich nicht lassen und so unbändig stolz wär' ich nicht gewesen auf Dich, wenn ich mir's träumen hätte lassen, daß Du einmal so dasitzen und zuschauen kannst und alles gehen lassest und keine Hand nicht rührst, wenn's einmal Not tut, und die Zeit gekommen ist."

„Ist sie aber auch gekommen?" fragte Schneider mit tiefem Ernst.

„Der fragt noch? Wann soll sie kommen? Haben wir nicht genug Trübsal und Elend gehabt? Haben uns die Baiern nicht völlig in die Armut gestürzt,

daß sie die österreichischen Bankozettel auf den Augsburger Kurs herabgesetzt haben? Haben sie uns bei der Auswechslung der alten Scheidemünz' nicht wieder betrogen? Haben sie nicht allen Städten und Ortschaften, die alle ihr eigenes Kommunalwesen gehabt haben, die Gerechtsame genommen und alle sollten auf einen Leist geschnitten sein? Haben die Kassen nicht die Steuern abführen müssen, damit sie zu weiß Gott was verwendet werden können? Haben sie nicht Rekruten ausgehoben und haben die Beamten nicht böse oder dumme Streich' genug gemacht, wie der Herr Generalkommissär Gravenreuth, der Bregenz im Sturm genommen hat, weil sich in Krumbach ein paar alte Weiber wegen der Rekrutierung gezankt haben? — Und der fragt noch? — Muß ich Dir alles sagen, Dir, dem gelernten und studierten Mann, dem Doktor, dem Herrn Hofgerichtsadvokaten?"

„Liebe Mutter," warf Schneider ruhig ein. „Ich habe keinen Zweifel gegen die Triftigkeit der Gründe für die Erhebung, ich weiß wohl, daß dem Könige schlecht gedient wurde."

„Dem König? schau!" fiel die Mutter ein, „er ist ja gar nicht unser König, das ist halt noch das Allerbeste. Der Landtag ist ja gar nicht einberufen worden und so hat auch gar keine Erbhuldigung stattgefunden. Die Stände wissen nichts von einem König — es giebt keinen König und Vorarlberg hat gar nicht aufgehört, österreichisch zu sein."

„Sieh, sieh, Mutter! das hat man Euch gewiß in Innsbruck so gesagt, für Euch wär's doch zu spitzfindig."

„Wenn's auch in meinem Kopfe nicht gewachsen ist, seine Richtigkeit hat's doch und wenn's auch nicht im Büchel steht, wo Du Dein Jus heraus gelernt hast. Und so gut ich das weiß, so gut weiß ich auch, daß wir Recht haben, wenn wir von dem Baiernvolk nichts mehr wissen wollen. Und wenn wir das einmal recht wollen, dann ist's auch Zeit zum Losschlagen und der Willen und die Zeit ist da, das sagt Dir ein jeder Bauer im Land, — das ist der beste Beweis, daß es so ist, weil keiner mehr d'ran zweifelt. Nur Du zweifelst, Du, auf den ich so viel gehalten habe, den ich vornan gesehen hab' in meinen Träumen; Du, der aus dem Volk hervorgegangen bist, für das Du jetzt keinen Finger regen willst, weil es Dir so auch gut geht. Das ist die Klugheit der großen Herren, Alles so lassen wie es ist, weil sie sonst gestört werden könnten in ihrer Gemächlichkeit und im Wohlleben!"

Der Sohn sprach kein Wort, er sah mit verschränkten Armen und düster gefalteter Stirne zum Fenster hinaus. Es war, als hätte er der Mutter letzte, harte, anklagende Worte gar nicht mehr gehört. Offenbar war es nicht seine Absicht zu antworten, weil er dieser rauhen Logik mit seinen edlen Bedenklichkeiten doch nicht entgegentreten konnte, ohne gänzlich mißverstanden zu werden. Der Mutter Vorwürfe schnitten ihm tief in die Seele und doch ver-

mochte er sich nicht zu rechtfertigen vor dem Auge, das eben nur das Nächste zu erfassen gewohnt war. Es ist so schmerzlich, ein Unrecht auf sich ruhen lassen, weil der Gegner das tief liegende Recht nicht herauszufühlen vermag, um so bitterer, wenn uns an diesen Gegner die Bande der Liebe fesseln. Je mehr wir einen Menschen lieben, desto besser möchten wir von ihm erkannt sein. Und Schneider liebte seine Mutter wahrhaft und verehrte sie, wie sie es verdiente. Es lag wie ein bitterer Geschmack auf seiner Zunge und er schwieg.

Nicht weniger schmerzlich hatten die harten Worte der jungen Gattin Herz zerschnitten. Es war die zarte Scheu des Mädchens und die hingebende Liebe des Weibes in ihrem Auge, als sie den schönen, vollen Arm um ihres Gatten Nacken legte, und sein Haupt sanft herabziehend ihre Stirne an seine Schläfe lehnte. Leise und bebend flüsterte sie:

„Sei gut und denk' nicht weiter. Es ist ja die Mutter.“

Jetzt wurde sein Auge wieder hell und ein warmer Blick der Liebe glänzte darin. Er legte den Arm um sie und mit der Hand strich er leise und zärtlich über ihr wundervolles glänzend braunes Haar, wie man wol dem verscheuchten Kinde tut, um es sanft zu beruhigen.

„Du hast Recht, ich will nicht weiter denken,“ sagte er dann nach einer Weile, während welcher auch die alte Frau unruhig hin- und herrückte. Es mochte sie gereuen, so barsch gewesen zu sein, Was sie auch

sagte, in ihrem Innern war die Liebe zu ihrem Sohne und der Stolz auf ihn noch nicht erloschen, im Gegenteile, ihr Unmut war der beste Beweis, wie sie wol höher aufflammten als je, „denken tut weh," setzte er scherzend hinzu, „und verkümmert uns die Luft am Leben."

„Und Du sollst guter Laune sein, Anton," bat Marie, „für uns beide. Denn Du weißt, wenn Du ernst bist, kann ich mich auch nicht freuen."

„Das ist aber nicht in der Ordnung, Schätzchen, Du sollst immer heiter sein. Weißt Du, was der Doktor sagt? Wenn ich auch einmal finster blicke, es ist nicht gleich Charfreitag deshalb."

„Aber das Herz schwillt mir. Ich möchte so gerne Dir die trüben Gedanken von der Stirne streichen."

„Tu's nur und glaub', es hilft," rief Schneider lachend, indem er sein Weibchen küßte.

„Nicht immer, Anton," versetzte sie und schüttelte mit einem lieblich schmollenden Gesichtchen den Kopf, „nicht immer, sonst hättest Du den Kuß jetzt schon lange der Mutter statt mir gegeben."

„Nun, dazu kann Rat werden," rief er übermütig aus und von seiner Frau fortspringend, faßte er die alte Frau herzhaft in die Arme, wirbelte mit ihr herum und drückte ihr, ehe sie sich noch wehren konnte, laut schallende Schmatze auf die wetterbraunen rauhen Wangen.

„Was fallt Dir denn ein, Du Sausewind? willst Du mich loslassen? Fahr Du mit Deiner Frau so herum!" schrie sie, als sie wieder halb zu sich ge-

kommen war und ordnete ängstlich ihr in Unordnung geratenes Busentuch und ihre große Radhaube. „Du richtest einen schön zu, seh bald aus, wie die jungen Frauen, die heutzutag mit bloßem Hals und bloßer Brust umherlaufen, als hätten sie kein Geld mehr, um sich ein Tüchel zum Zudecken zu kaufen. Ja lach nicht, 's geht Dich auch an, Marie, wenn ich Dir sonst auch in allem gut bin — aber die neuen Moden gefallen mir auch an Dir nicht."

„Und wißt Ihr, Mutter, was mir an Euch nicht gefällt?" gab Marie scherzhaft zurück und sah der alten Frau, die sie an beiden Armen hielt, halb schelmisch, halb ernsthaft in die klaren grauen Augen. „Daß Ihr meinen Mann aufreizen wollt und ihn drängt, sich vorne hin zu stellen, statt mir beizustehen, wenn ich ihn bitte, an seine Frau zu denken und sich um all die Vorgänge nicht zu bekümmern."

„So? das tust Du?" fragte Frau Schneider gedehnt.

„Ja, Mutter, das tu' ich, und ich kann nicht anders. Mir ist mein Mann berühmt genug, ich habe ihn so lieb gewonnen, wie er ist und verlange nicht, daß er eine andere Rolle spielen soll."

„Und Du meinst, ein Mann gehöre nur der Frau allein? Und der Kaiser und das Vaterland hab' kein Recht weiter an ihm?"

„Die, daß er seine Pflicht tut — und die hat Anton noch nicht versäumt," erklärte Marie, „das erste Recht hab' aber ich an ihn, deshalb hat er mich zu seiner Frau genommen. Mutter, ich beschwöre

Euch, redet ihm nicht mehr zu, ich könnt' es nicht ertragen, ihn so ausgesetzt zu sehen und meine Ahnungen — —"

„Ei, was! die kommen von Deinem Zustand," fiel ihr die Mutter in's Wort und der jungen Frau trieb der Einwurf das Blut in's Gesicht, aber wacker erwiderte sie:

„Mutter, damit sagt Ihr selber, daß er sich nicht blosstellen darf."

„Ach! Ihr seid halt ein närrisches Volk, mit dem man kein vernünftiges Wort reden kann," rief die alte brave Frau, die sich getroffen fühlte und in ihrem schlichten Verstand nicht gleich einen Gegenbeweis fand. Mit einem unwirschen Blick, der ihr aber nicht ernst war, zog sie sich aus der Verlegenheit und flüchtete zu Therese, die noch immer in der Küche war, mit der Magd Anordnungen traf und ein weißes Kleid, das sie vom Trockenboden geholt hatte, sorgsam plättete.

Marie sah noch eine Weile vor sich hin, dann wandte sie sich wieder zu ihrem Manne. Er stand mit dem Rücken gegen das Fenster und hatte beide Hände auf das Sims gestützt. Sie trat ganz nah an ihn heran und legte ihre Hand sachte auf die seine.

„Nicht wahr, Anton, Du versprichst mir, Dich bei all dem, was kommt, nicht zu beteiligen?" bat sie weich und der sanfte Druck ihrer feinen Finger unterstützte ihre Worte.

Er gab nicht unmittelbar Antwort und als er eben den Mund öffnete und: „Marie“ begonnen hatte, wurde er am weitersprechen verhindert, denn einem kurzen Klopfen an die Tür folgte vorsichtig der schlaue Kopf und dann der ganze Körper eines Mannes zwischen dreißig und vierzig Jahren und in der charakteristischen Tracht des Bregenzer Waldes.

„Wenn's erlaubt ist?“ fragte er, freilich erst, nachdem er schon die Türe wieder geschlossen hatte.

„Sieh da, Herr Metzler aus Schwarzenberg,“ rief ihm Doktor Schneider freundlich entgegen, „habe Euch ja schon lange nicht gesehen. Freut mich, daß Ihr wieder zurück seid, habe so etwas von einer Reise gehört — oder wie?“

„Geschäfte, Herr Doktor,“ schmunzelte der reiche Bauer, für den zehn Sennen Käse kochten, mit pfiffigem Blick, „der Käsehandel will jetzt recht gedeihen, wie es scheint, aber zahlen will Niemand. Und da heißt's halt selber nachluege, wenn man zu seinem Geldle kommen will.“

„Nun, und hat die Reise gut angeschlagen? habt Ihr was Rechtes mitgebracht?“

„Das ist's eben, weßhalb ich mit dem Herrn Doktor ein Wörtle reden möcht!“

„Da kann geholfen werden,“ meinte Schneider, „am besten ist's wir gehen dazu in meine Schreibstube, da sind wir ungestört und es ist alles bei der Hand, wenn sich's um Geschriebenes handelt.“

Er verließ mit einem freundlichen Gruß für Marie das Zimmer, Ihre Frage hatte er nicht beantwortet

und es war vielleicht gut für ihn, daß er in dieser Stunde kein Versprechen gab, das zu halten ihm später am Ende unmöglich geworden wäre. Doch war's noch unter dem Eindrucke der letzten Stunde, daß er mit dem Käsehändler in sein Bureau trat.

Der Advokat bot seinem Klienten einen Stuhl dem seinen gegenüber, aber Metzler setzte sich nicht.

„Sind wir auch ganz allein?“ fragte er und gab sich nicht eher zur Ruhe, bis Schneider nicht den Riegel an der Tür vorgeschoben hatte.

„Ist's denn gar so geheim, was Ihr mir anvertrauen wollt?“ fragte der Doktor mit leichtem Scherze. „Wir sind ja schon wieder österreichisch und da braucht Ihr mit Eurer Wiener Reise nicht mehr so geheim zu tun. Eure Schuldner verratet Niemand, wenn sie auch über den König von Baiern geschimpft haben und die bairischen Spitzel in Wien werden ihnen nicht mehr schaden können, denn mit der faulen Freundschaft ist's ja jetzt auch vorbei. Also nur frisch heraus, was sagen die Wiener; denn mit dem Erzherzog Johann habt Ihr ja doch nicht gar am Ende gesprochen?“

„Eben,“ versetzte Metzler kurz und begleitete das Wort noch durch ein bezeichnendes Nicken des Kopfes.

„Nicht möglich, Metzler! was sagtet Ihr da? — ich scherzte!“ rief Doktor Schneider im höchsten Grade überrascht aus.

„Und ich red' im Ernst',“ versetzte der kluge Wäldler nicht ohne Humor, und als er sah, daß sich der Doktor von seinem Erstaunen noch immer nicht

erholen konnte, fuhr er von selber fort. „Ich will's Euch g'rade sagen, wie das gekommen ist. Ich habe gar keine Schuldner in Wien, die wissen von unserm Käse g'rad, daß er nicht von den Reben gekeltert wird, aber ob er räß oder fett ist, davon verstehen sie so viel, wie mein braunes Kühle, — aber zahlen tun sie zur Zeit und in Silber — anders nehmen wir's im Wald gar nicht. So wie ich, waren schon früher auch ein paar Tiroler in Wien, ganz heimlich und versteckt, und der Hofer, der Sandwirt vom Passeyer, war auch unter ihnen. Den kenn ich gar gut, hab' ihn erst gesehen, wie ich das letztemal in Meran gewesen bin. Der war also auch dabei, und jetzt hat er im Sterzinger Moos die Tiroler so prächtig geführt."

„Aber wie kamt Ihr denn zum Erzherzog, Metzler? das ist's . . ."

„Komm' schon dazu, weil Ihr aber ungeduldig seid, Herr Doktor, so will ich mich schleunen. Der Linser von Landeck und der Senn von Nauders haben mir's zu wissen gemacht und das Geld für die Reise ist mir auch richtig vom Baron Hormayr ersetzt worden. Von Wien hat mich aber der Baron gleich nach Graz mitgenommen zu unserm lieben Erzherzog. Das, Herr, ist ein Staats-Männle. So gut und freundlich war er mit mir, und schön und jung ist er, g'rad wie ein echter Prinz."

„Der er ja ist," suchte Schneider des Erzählers Breite abzuschneiden."

„Eben. — Ich muß't ihm alles sagen, was mir der Herr Baron schon früher an die Hand gegeben hat, — alles vom Ländle, wie's jetzt so bitter sei unter der fremden Gewalt und wie wir wieder kaiserlich werden möchten. Das alles und noch ein Stückle mehr. Und da sagte unser lieb's Prinzle, ich solle nur wieder heim gehen und allen sagen, wie's anders werden sollte. Kaiserlich sollten wir wieder werden und die Stände wieder haben, die Steuern werden aufgehoben und gar keine Bankozettel kriegen wir mehr, sondern es soll alles bei der baren Münze bleiben."

„Das sind große Versprechungen," meinte Schneider, „aber weshalb braucht's dazu ein Geheimnis? Nicht bei verschlossenen Türen, auf offenem Markte solltet Ihr das alles erzählen, Metzler, denn Seine kaiserliche Hoheit hat's Euch ja an's ganze Land aufgeboten. Und es sollen wohl alle darum wissen, damit sie dafür auch etwas leisten, denn so wird's wohl lauten, — oder nicht?"

„Eben," nickte Metzler schlau zustimmend. „Aber ich wollt' doch zuerst den Herrn Doktor fragen, bevor ich's tu, weil mich der Herr Baron doch an Euch gewiesen hat."

„An mich?" fragte Schneider mit steigendem Erstaunen. „Baron Hormayr hat Euch an mich gewiesen?"

„Eben. Der Herr Baron sagte, daß er Euch gut kenne und wie er mit Euch studiert habe zu Innsbruck auf der hohen Schule. Er ist freilich ein bis-

chen jünger als Ihr, Herr Doktor, aber gelehrt ist er, ganz unmenschlich gelehrt. Was der alles weiß! von den Montfort's hat er erzählt und den Grafen zu Hohenembs, von den Grafen zu Buchhorn und von Friedrich mit der leeren Tasche. Und dann hat er Euch alle unsere alten Satzungen gewußt und ein jedes Ort im innern und äußern Bregenzerwald bis tief in die Au und dann hat er gelacht und hat gemeint:

Je tiefer in der Au,
Desto größer die Frau.

Aber er hat nicht „größer" sondern „fauler" gesagt und lueget! sogar das hat er gewußt! So ein gescheidt's Männle hab' ich doch noch nicht gesehen. Es war g'rad, als lebt' er schon viele hundert Jahr' und immer in unserm Ländle hier, und er hat doch noch keine dreißig Jährlen in seinem milchglatten Gesichtle und ist sein Lebetag nur einmal vor dem Arlberg heraußen gewesen."

„Aber Ihr sagtet ja," unterbrach der Doktor den Gespächigen, „er habe Euch an mich gewiesen. Wie ist's damit?"

„Gewiß!" versicherte der Käsehändler, „und er meint, auf Euch könnten wir uns verlassen, und Euch sollten wir fragen in Allem, was zu tun sei."

„Hat er Euch kein Schreiben mitgegeben?"

„Schriftliches nichts, auch jetzt von Innsbruck nichts. Er meint, ich sollt's nur treu bewahren, da könnts's kein Fremder lesen, für den's nicht ist. Er laß' Euch schön grüßen, sagte er, und er denk' noch

an Euch und ob Ihr nicht mögt für Vorarlberg sein Stellvertreter sein? So sagt' er."

Schneider war schon lange von seinem Sitze aufgesprungen und unruhig auf- und abgeeilt. Jetzt war's, als zucke seine kräftige Gestalt, wie unter einer plötzlichen unerwarteten Berührung zusammen. Seine Hand umfaßte mit einem unbewußten Griffe die Lehne eines Stuhles und die Zähne preßten sich scharf auf die peinlich eingezogene Unterlippe. Nach einer langen Pause erst wandte er das Antlitz dem Fenster zu, um den Zeugen seiner Aufregung wenigstens nicht in seinen Zügen lesen zu lassen.

Es war eine mächtige Erschütterung, die ihn durchbebte. Drängte ihn denn alles auf die Bahn, die sein Verstand nicht gut heißen konnte, er mochte sich die Verhältnisse von welch' immer Seite betrachten? Die Schwester, die Mutter und heute erst wieder! Irrte er sich denn auch nicht? Konnte der Anschein ein ganzes Volk täuschen und nicht nur das Volk, auch all die weiter sehenden Menschen, die über die Völker gestellt waren? Konnte er annehmen, daß sich die Feldherren Österreichs, daß sich Hormayr, der Erzherzog, ja der Kaiser selber schmeichelnden Illusionen hingaben, ohne die Zukunft bis auf die letzten Konsequenzen abzuwägen? Das Volk mochte dem Impulse des Moments folgen, aber konnte er annehmen, daß auch das kaiserliche Kabinett, die Minister und Erzherzog Johann, der das Land so innig liebte, nur der Eingebung des Augenblickes leichtsinnig Folge leisteten?

Gewiß, er war der Kurzsichtige, nicht die er so schalt! Ihn verblendete die Ängstlichkeit! die Mutter hatte Recht, für ihn stand nichts zu gewinnen und darum fürchtete er den Wechsel, der ihm die süße Behaglichkeit in ruhiger schöner Stellung, an der Seite seiner Frau möglicher Weise stören konnte. Ja das Gefühl, das ein ganzes Volk, das Tirol, das Vorarlberg, das ganz Österreich zu der edelsten Tat emporrief, das Gefühl der Unerträglichkeit einer längeren Knechtschaft, das glühende Verlangen, das fremde Joch abzuwerfen, mußte wohlberechtigt sein, und der Wille Gottes selber hatte die Fakel in alle Gemüter geschleudert, auf daß der Brand die Bande der Furcht zerfresse, und die helle Lohe der Begeisterung wie von einem Opferaltar rein und edel zum Himmel emporschlage, an dem ein Stern siegesverheißend prangte.

Der tief bewegte Mann geißelte sich selber mit den bittersten Vorwürfen, er sagte sich wieder und wieder, daß er Unrecht habe, er suchte den Aufschwung, den Enthusiasmus und doch kehrten seine Reflexionen immer wieder zu den frühern Anschauungen zurück, bis er endlich der Qualen müde wurde und die nutzlosen Versuche aufgab.

Ganz ohne Einfluß blieb das Eindringen von allen Seiten auf alles, was erregbar in ihm lag, nicht. Wo wäre der Mensch, der sich nicht von außen bestimmen ließe?! — Ein altes Bild, das von dem Steine, den die Woge unverrückt läßt und den Tropfen aushöhlen, ist ewig wahr, der Augenschein überzeugt

uns davon. Charakterfestigkeit ist: konsequente Entwicklung des Charakters, nicht aber starre Unveränderlichkeit desselben. Was der Stein nicht kann wie soll's die Menschenseele können?

Das Schwanken, so kurz es auch nur währte, so selbsterzwungen es war, hatte doch in so weit ein positives Resultat, daß Schneider unbewußt den Aufstand günstiger beurteilte und in sein Herz etwas wie eine leise Hoffnung einzog, über die er sich freilich noch nicht klar ward, die aber doch den früher unumstößlichen Glauben an ein unbedingtes Mißlingen nicht mehr Raum gewinnen ließ.

So stand er da in seiner eigenen Meinung einig mit sich selber und doch schon nimmer auf der alten Stelle, von Sekunde zu Sekunde weiterrollend, unabhängig vom eigenen Willen und unbemerkt vom eigenen Auge.

„Ist Eure Botschaft ganz zu Ende, Mezler?" fragte er jetzt, sich wieder dem klugen Wäldler zuwendend, der die ganze Zeit über stille geblieben war und so seine eigenen Gedanken verfolgt haben mochte.

„Wie Ihr's nehmt," meinte er kurz.

„Wie so? wie kann ich da etwas zwiefach nehmen?" — „Nun, ich kann zu Ende sein und kann nicht, das hängt ganz von Euch ab. Wollt Ihr — bin ich's. Wollt Ihr nicht — so bin ich's nicht, denn ich habe dem Herrn Baron versprechen müssen, Euch in's Gemüt zu reden. Also, wie ist's? bin ich zu Ende oder nicht?"

„Freund Metzler," gab Schneider mit leisem Lächeln zurück, „Ihr seid's nicht und doch seid Ihr's."

„Ihr gebt mir was zum raten auf, Herr Doktor," sagte der Wäldler ohne von seinem Hute aufzusehen, den er mit der Hand rieb und strich, „bin ungeschickt, müßt' mir schon drein helfen, sonst bleibt's verborgen."

„Es wäre vielleicht das Beste," versetzte Schneider sinnend.

„Aber ein verhehlter Batzen ist gar keiner."

„Und Ihr möchtet gerne sehen, wie viele Ihr mir gutschreiben könnt. — Trifft's, Herr Großhändler?"

„Eben. Wollt nur, es wären ihrer recht viele," erwiderte der Wäldler mit schlauem Lächeln.

„Nun so hört denn und zählt gut," versetzte der Doktor lachend, wobei ihm aber viel ernster zu Mute war, als er zeigte. „Erinnert Ihr Euch noch Eures Prozesses vor zwei Jahren, Ihr wißt, der, den Ihr verloren habt. Seitdem seid Ihr mir schon mit zwei neuen gekommen. Ohne Prozessieren könnt Ihr im Wald einmal nicht leben. Also damals bracht' ich Euch einen Vergleich nach Schwarzenberg — ich schlug Euch vor ihn einzugehen. Ihr wolltet nichts hören, und als ich in Euch drang, was sagtet Ihr da? — „Für was hab' ich meinen freien Willen! spart's Reden!" — So sag' ich heute."

„Aber ich hab' damals 's Prozeßle verloren," bemerkte Metzler ruhig. Dann wartete er die Wirkung seiner Antwort ab.

„Das ist aber zweierlei," gieng Schneider auf den Einwurf ein. „Ihr seid ein Handelsmann und wolltet den Advokaten spielen, das gieng nicht und Ihr mußtet büßen. Ich aber bin ein Advokat und will es eben bleiben."

Metzler stand jetzt ebenfalls auf, er änderte seine Taktik und mit dem Ausdruck der vollsten Offenheit in Miene und Wort trat er vor dem Doktor hin.

„Ihr schickt mich fort, Herr Doktor," sagte er, „und doch hat der Herr Baron Hormayr Recht gehabt. Ihr seid der Mann. Wir alle im Walde sind der Meinung und ich hätt' Euch die Botschaft vielleicht gar nicht ausgerichtet, wenn wir nicht selber die Vernunft darin eingesehen hätten. Lueg! haben wir gesagt, die Oberländer wollen rebellieren und wir sollen mithalten, ob's uns taugt oder nicht. Wär' uns schon recht, wenn's zum guten End' führt. Deshalb bin ich ja nach Wien und zum Erzherzog Johann gereist, und alle haben im Wald davon gewußt, damit wir doch einmal genau hören, wie's steht. Alles war schön, was man uns versprochen hat. Soldaten, Geld, Munition, Alles, — aber von einem Anführer hat Niemand was geredet. Für die Tiroler war gesorgt, — der Hofer, der Wallner, der Speckbacher, der Major Teimer und der Herr Baron selber. Für uns war keiner mehr übrig." Der Bauer machte eine Pause, dann fuhr er weiter fort. „Ohne Anführer aber geht's nicht, ein jeder will kommandieren. Und was die Versprechen der hohen Herren gelten, wenn's übel geh'n sollte, muß auch erst ge-

wogen werden. Die Botschaft aber vom Herrn Baron war uns wie ein Wegweiser. Und wir sind eins geworden, daß ich hergehen und Euch fragen sollt', was Ihr davon haltet und ob Ihr's tut, denn Ihr seid klüger als Alle. Darnach wollen wir uns richten.

„Das also ist's" sprach der vom Neuen überraschte Doktor, „Ihr bietet mir den Ausschuß des Waldes an, wenn ich den Antrag annehme. Wer hat Euch beauftragt?"

„Die Bilgeri, der Sutterlütti und Alle, und i ch selber."

„Und wenn ich's nicht tue?"

„Dann bleiben wir daheim, denn wir wissen nachher, daß kein Segen dabei ist."

„Aber Mann!" rief Schneider, dessen Brust nach Atem rang. „Ihr müßt tun, was die Stände beschlossen haben, das ist Eure Pflicht. Ich bin ein Einzelner, der nichts mitzureden hat, der seinen Weg für sich geht. Ihr könnt mir nicht die Verantwortung für Euer Tun aufzwingen."

„Was Ihr tut, das ist recht," blieb der Wäldler ruhig bei seiner Anschauung. „Wir richten uns nach Euch, aber davon weiß Niemand und die Verantwortlichkeit bleibt uns ganz allein."

„Aber die Verantwortlichkeit vor mir selber, die höhere, die viel strenger ist als vor dem irdischen Richter, die könnt Ihr mir nicht abnehmen," sprach Schneider dumpf vor sich hin. „Es wäre fürchterlich, wenn meine zu weit getriebene Ängstlichkeit ein

Mißlingen der Erhebung, das Unglück des Landes herbeiführte.

„Darum bedenkt Euch," mahnte der reiche Käsehändler mit unerschütterlicher Ruhe.

Schneider preßte die Hand an seine Stirne, die wie Feuer brannte. Der ganze Kampf, aus dem er eben erst siegreich hervorgegangen zu sein glaubte, durchwühlte vom neuen mit gesteigerter Heftigkeit seine Brust und diesmal mußte er ausgekämpft werden, er durfte ihn nicht mehr in den Hintergrund schieben und vertagen. Sein Urteil gab den Ausschlag — er mußte sich entscheiden.

„Ich kann es nicht — ich kann es jetzt nicht," rief er schmerzhaft aus.

„Ist das unser Bescheid, Herr?" fragte Metzler ernst.

Schneider wollte antworten, da klang von der Straße herauf Trompetengeschmetter. Der Wäldler stieß einen leisen Ruf aus, wie um die Aufmerksamkeit des Andern zu erregen und öffnete das Fenster. Man verlas unten vor der Hauptwache das Schreiben aus Innsbruck, datiert den 8. Mai 1809 an die getreuen Stände des Landes Vorarlberg von dem Feldmarschall-Leutnant und Kommandierenden des achten Armeekorps in Tirol, Marquis von Chasteler und dem kaiserlichen Intendanten Josef Freiherrn von Hormayr.

Die beiden lauschten oben am Fenster gespannt, wie die Menge, die sich um den Vorleser gedrängt hatte, auf jedes Wort. Der Vorleser wendete das

Blatt und er hatte noch nichts verkündet, was nicht schon ähnlich die früheren Proklamationen gesagt hatten. Jetzt schrieb der General:

„Ich habe mich bisher nicht unmittelbar an die „tapferen und treuen Vorarlberger gewendet, weil „ich die Gefahr, zwar nicht eines feindlichen Angriffes, „aber vielleicht doch einer Streiferei, von ihren „Grenzen noch nicht so entfernt wußte, wie sie es im „gegenwärtigen Augenblicke wirklich ist. Nun wird „kurze Zeit nach diesem Schreiben meine Avantgarde „in ihrer Mitte sein und für alle Mittel der Ver„teidigung kräftige Försorge und schnell getroffen „werden."

Ein freier Atemzug hob des Advokaten Brust — das machte ja jeden entscheidenden Schritt überflüssig. Der General kam selbst.

Der Vorleser fuhr fort:

„Der Zweck dieses Krieges ist ein hoher, heiliger „Zweck, soll die Welt gerettet werden, so muß er ein „Volkskrieg sein. Ich weiß, sie empfinden das tief, „oder sie müßten der durch Österreich so väterlich „bewahrten, durch Baiern zertrümmerten Freiheit nicht „würdig und ihre schönen Anstrengungen in den Jahren „1796, 1799 und 1800 müßten nicht aus ihren Herzen „gekommen sein. Das eine läßt sich eben so wenig denken, als das andere."

„Auf also! getreue Stände, biedere, wehrhafte „Männer! — Jetzt, wo der Feind seine letzte Kraft „notwendig braucht, um am Inn und an der Donau „die mit ungeheurem Verluste erfochtenen Vorteile zu

„nützen, jetzt kann ein großer Schlag geschehen an „der Iller, Argen und am Bodensee. Die Fahne der „Freiheit, die sich vor dem gewaltigen Banner der „Montfort, Tockenburg und Truchseß nicht gebeugt, „die einst mit den Schaaren des Georgenschilds und „des schwäbischen Bundes Herzoge und Kurfürsten „zittern gemacht hat, die entfalte sich jetzt wieder in „ungeschwächter Manneskraft. Es gilt das Letzte!"

Bei der Erwähnung der Montforts hatte Metzler den Doktor mit dem Ellenbogen leise angestoßen, als wollte er ihn an das erinnern, was er früher über Hormayr gesagt, jetzt horchte er aber wieder aufmerksam.

„Der Krieg hat keine Schrecken mehr für den, „der durch die Liberalität und Humanität der bai-„rischen Machthaber mitten im Frieden Plünderung „und Eigengewalt und aufreizendsten Militärdespo-„tismus erfahren hat."

„Des erhabenen Monarchen Herz und Gesinnung, „— die innige Vorliebe des durchlauchtigsten Erz-„herzogs Johann, — welche beide Allerhöchst und „Höchste Personen so viele aus ihnen persönlich zu „kennen das Glück haben, die nahe Aussicht, Vorarl-„berg, das so schwer gelitten hat, werde nun nim-„mermehr von Österreich losgerissen, sie muß ihren „Verstand mit frohen Hoffnungen, ihr Gefühl mit „den anziehendsten Erinnerungen der guten alten „Zeit, sie muß ihr Herz mit der feurigen Entschlos-„senheit beleben!"

Das Jauchzen, das jetzt da unten losbrach, übertönte den Schluß des Schreibens.

„Ja, das wäre ein Wort," sprach Schneider gedankenvoll vor sich hin. „Vorarlberg nimmermehr von Österreich losgerissen — nimmermehr, es möge gehen wie es will, — wenn das ein Kaiserwort ist?! — und doch und doch — —"

„Ja, das versteh ich auch," riß Metzler ihn aus seinen Sinnen. „Aber früher da gab's allerhand so lateinische Wörtle drin, die sind wohl nur für die Advokaten hineingeschrieben gewesen."

Er sagte nicht, daß ihm dann bei Erwähnung der vielen, die den Erzherzog kennen, stolz das Herz geklopft habe und es ihm war, als müßten alle vom Platze zu ihm herauf sehen und rufen: Lueg, das geht den Metzler ans Schwarzenberg an!

„Ich will Euch jetzt Antwort geben, Metzler," sagte Schneider, indem er dem Wäldler freundlich die Hand bot. „Geht heim und sagt's den Andern, ich lasse sie grüßen und ihnen danken für ihr Vertrauen, ich bin stolz darauf. Für jetzt aber sei ich der Meinung, wenn sie den Ständen schon einmal durchaus nicht folgen wollten, so sollten sie einstweilen zuwarten. Will's Gott! könne Alles noch gut werden!"

IV.

Von diesem Tage an drängten die Ereignisse Schneider immer weiter vorwärts. Sein kluges Zurückhalten konnte nicht länger Bestand haben gegen die wiederholten Aufforderungen, die seine Mitbürger immer dringender an ihn stellten.

Da sich über den Beschluß der Stände zur Aufstellung der Ausschüsse nur 8 Bürgersöhne als Freiwillige für die Stadt Bregenz gestellt hatten, so griff der Magistrat zu dem Mittel, durch das Spiel das Kontingent von 40 Mann zu ergänzen. Diese Abteilung wählte Schneider zu ihrem Hauptmann. Der Doktor lehnte ab, unter dem Vorwande, daß für einen Hauptmann auch eine Kompagnie da sei müßte. Man gab ihm Recht und ließ es bei dem Oberleutnant v. Batz und dem Leutnant Sauser bewenden.

Noch einmal später lehnte er den Auftrag der Schützendeputation, die sich aus den zurückgebliebenen Ständen gebildet hatte, und die ihn als Spezial-Kommissär nach Weiler senden wollte, von sich, indem er erklärte, daß eine solche Ernennung nur vor einem vollkommenen Landtag giltig stattfinden könne.

Aber diese Ablehnung selbst war keine absolute mehr und galt eher als einen Fingerzeig für die ratlosen Stände.

In Bregenz war mittlerweile manches vorgefallen, was den Zustand der Unruhe und Aufregung keineswegs zu mildern geeignet war.

Hauptmann Camihel hatte eine Expedition zu Schiffe ausgerüstet, die unter der Führung des Hauptmanns Riedmüller in der Nacht nach Konstanz segelte, um das dort befindliche Magazin aufzuheben und der Kommandant selbst zog mit all seinen disponiblen Truppen nach Lindau und Tettnang, um die Bürgermiliz, wie es schon in Wangen geschehen, zu entwaffnen und die Expedition zu Wasser von der Landseite zu decken.

Diese Expedition erregte durch ihr langes Fortbleiben große Besorgnisse; um so größer war der Triumph, als sie nach der vierten Nacht mit zehn schwer beladenen Schiffen wieder heimkehrte. Ihre Beute bestand aus einem großen Teil des Depots und aus Salz. Als sie in Konstanz landete, waren die Magazine schon fortgeschafft und mußten mit den 250 Mann, die auf den Schiffen waren, verfolgt werden.

Bei Meßlang und Utwyl erreichten sie den Transport, die bedeutende Bedeckung wurde in die Flucht gejagt, bis auf einen Offizier und einige Mann, die zu Gefangenen gemacht wurden, indeß die Vorarlberger nur einen unbedeutenden Verlust zu beklagen hatten.

So viel Wägen herbeigeschafft werden konnten, wurden beladen und das übrige den Bürgern und Bauern für Vorspannsleistungen und Verpflegung als Entschädigung zurückgelassen. Nach langem Marsche, erschöpft und übermacht kamen die wackern Hoffteiger und Bludenzer bei den Schiffen wieder an.

Es war dieses die erste Waffentat in diesem Volkskriege, und daß es eine siegreiche war, erfüllte die Gemüter eben so sehr mit Freude, als mit der Sicherheit, die wir guten Vorbedeutungen verdanken.

Indessen trafen truppweise selbstranzionierte kaiserliche Soldaten ein, und endlich am 14. Mai langte auch die so lange sehnlich erwartete, sogenannte Avantgarde des 8. Armeekorps an. Die „Avantgarde" war klein, sehr klein — sie bestand aus 180 Mann Infanterie unter dem Hauptmanne Juritsch, aus 14 Dragonern, 5 Hußaren, einigen Jägern, kommandiert von Rittmeister Tschiffeli — und ihr folgte niemals ein Gros, denn die 120 Selbstranzionierten, die Hormayr ausgerüstet und ein paar Tage später nachgesandt hatte, konnten doch nicht als solches angesehen werden.

Rittmeister Gabriel Tschiffeli war ein tüchtiger Haudegen, der gerne sein Gläschen trank. Aus einer alten angesehenen Berner Familie stammend, machte er schon die Feldzüge gegen die junge Republik in seinem Berner Regimente mit, das in holländischen Diensten stand, und dann noch jenen vom Jahre 1798. Als im Jahre 1799 das Schweizer Regiment für Englands Rechnung angeworben wurde,

trat er in dasselbe, verließ es aber, infolge einer Kabale, schon im folgenden Jahre, ungeachtet er seiner Anciennetät nach in wenigen Jahren Regiments-Kommandant werden mußte. Als gemeiner Uhlane nahm er in Österreich Dienste und rückte langsam bis zum Rittmeister vor.

Durch seine Ankunft gestaltete sich auch der Verkehr mit der Schweiz, der bis jetzt so ziemlich darnieder gelegen, lebhafter. Tschiffeli hatte unter den Offizieren des Schweizer Grenzkordons mehrere Freunde, die mit ihm gleichgestimmt waren und ein Bruder des General von Buol bekleidete eine hohe Kirchenwürde in Chur.

Merkwürdigerweise stimmte die Ankunft der Kameraden den Kommandanten Hauptmann Camihel viel ruhiger. Es war, als fühlte er dadurch seinem barschen jähen Wesen Fessel angelegt. Er zog sich noch mehr zurück, man sah ihn selten — er hatte seine Sicherheit und Ungebundenheit verloren.

Gleichzeitig mit den Truppen waren auch sechzehn Studenten aus Innsbruck angelangt, die der Intendant zur Verwendung in Offizierstellen heraus gesandt hatte. Zu demselben Zwecke gingen sie mit Empfehlungen an die Gemeinden, bei denen sie eingeteilt wurden.

Die Kriegsmacht in Vorarlberg hatte sich also bedeutend verstärkt, die Expeditionen nach Buchhorn und Hofen gelangen, wie jene nach Konstanz gelungen war, requirierte Pferde wurden von Wangen und der Umgebung eingebracht und so die selbstranzio-

nierten Reiter beritten gemacht; alles gelang scheinbar und doch war kein rechter Eifer in den Führern. Sie suchten kaum die Verbindung mit dem bis Immenstadt, Isny, Kempten und Memmingen vorgedrungenen Streifkorps, das unter Mojor Teimer aus Tirol herausgebrochen war.

Freilich wäre die Verbindung auch bald genug verloren gegangen, denn nach dem unbegreiflichsten aller Siege, den der bairische General Wrede bei Wörgl erfocht, wurde Teimer schleunigst einberufen und zog sich mit seinen Tirolern über Reutte wieder zurück.

Über die Aufforderung des Landtages hatten sich endlich auch die Ausschüsse der unteren Stände wenigstens teilweise gebildet, sie wurden größtenteils in der Richtung nach Weiler vorgeschoben, da man aber säumte sie auszurüsten und mit Munition zu versehen, äußerten sie die Absicht, lieber wieder heimzukehren, als unnütz dort zu warten und dies war denn auch die Ursache, welche die Schutzdeputation veranlaßt hatte, Schneider mit der Beruhigung der Bauern zu betrauen, da sie wußten, welcher Einfluß auf sie ihm zu Gebote stünde.

Wie schon gesagt, hatte er abgelehnt.

Die anfangs bald wieder dementierten Nachrichten vom Anrücken der Würtemberger folgten jetzt immer droheuder einander und erregten den Haß der Bevölkerung gegen die eines Einverständnisses mit dem Feinde, oder auch nur dem früheren Regime günstiger Gesinnungen verdächtigen Beamten.

So wurden unter anderm auch der Gerichtsschreiber Schobel und Kassier Nagel von Höchst als Gefangene eingebracht und der Kommandant, der diese Erbitterung des Landvolkes noch zu schüren suchte, ließ beide ungehört in Gewahrsam bringen. Noch von mehreren Seiten schleppte man Gefangene herbei. Am summarischesten aber verfuhr Hauptmann Müller in Weiler.

Das Wort, welches Frau Schneider in Bezug auf ihn mit ihrem Sohne sprechen wollte, war vergessen worden. Es betraf die auffallende und unverschämte Huldigung, die Müller in seiner bramarbasierenden Weise ihrer ältesten Tochter Stanzi darbrachte.

Frau Schneider war verdrießlich über den „Zungendrescher,“ wie sie ihn nannte, deshalb wollte sie ihrem Sohne dessen Zudringlichkeit mitteilen, aber nicht in Gegenwart der jungen Frau, sie verschob es und dann hatte sie ganz darauf vergessen, bis es ihr auf dem Nachhausewege wieder einfiel. Da war's zu spät.

„Nun, es liegt auch nichts dran,“ sagte sie zu sich selber, „habe ja ohnedem nicht seinen Beistand anrufen wollen gegen den liederlichen Menschen. So weit sind wir Gott sei Dank, noch nicht. Hab' ihm's nur sagen wollen, damit er den sauberen Fluderer kennen lernt. Für's andere sind wir auch noch da und die Stanzi ist ein Mordsmädel, die hat's ihm so schon gesagt, daß er besser tät', an sein Weib und seine verschuldete Wirtschaft zu denken, als den Feldherrn und den Tausendsassa zu spielen, der allen

Schürzen nachläuft. Recht hat sie gehabt, daß sie dem zuwidern Patron die Türe gewiesen und ihm angedeutet hat, den Bart könn' er sich selber stutzen, wenn's ihn freue, ihre Messer aber seien für ihn ein für allemal zu scharf geschliffen. Wenn er sich nicht schneiden woll', könne er fortbleiben. — Ja, ja, der hat Respekt vor allem was scharf ist, d'rum geht er auch den Säbeln so aus dem Weg, besonders wenn's französische sind und ich glaub', er wird sich auch hüten vor der Stanzi ihrer Zunge. Französisch ist's zwar nicht, aber scharf wie der Teufel."

Frau Schneider mochte mit ihrer Ansicht nicht so ganz Unrecht haben. Müller — der Bludenzer Wirt — hatte seit jenem Morgen, als ihm das resolute Mädchen das Wiederkommen verboten, ihre Rasierstube nicht mehr betreten, aber er wendete jetzt alle Tücke gegen die Familie. Das Haus wurde von ihm mit Einquartierung überlastet und es wurmte ihn nur, daß er dadurch die drei Frauen nicht zum Klagen bringen konnte. Aber dazu waren sie viel zu patriotisch gesinnt. Sie gaben was das Haus vermochte und hätten für den Zweck auch im Notfalle ihr ganzes kleines Vermögen geopfert, wenn sie damit beitragen hätten können, das Land von Baiern zu befreien.

Ihr entschiedenes und dabei doch freundliches Wesen gewann ihnen die Freundschaft der einquartierten Bauern, zudem hatte die alte Frau unter der Mannschaft, die im Orte lag, viele Bekannte und so kam es, daß sie auch unbeargwohnt im besten Ein-

verständnis mit den Beamten verbleiben konnte, was den andern Einwohnern so ziemlich übel genommen worden wäre.

Müller sah seine Absicht vereitelt, um so mehr sann und brütete er in sich hinein und wünschte sich für die schnöde Abweisung zu rächen. Daß das Mädchen Grundsätze haben könnte, daran dachte der eitle Mann nicht. Die Ehrlichkeit eines Mädchens gipfelte seiner Ansicht nach in der Beschränkung auf einen einzigen Liebhaber. So mußte er denn auch seiner Abweisung nur unlautere Beweggründe zuschreiben. Aber er sann und forschte vergebens, es war kein Anzeichen da, aus dem man auf einen begünstigten Verehrer Stanzi's schließen hätte können.

Der ruhmredige Mann, der mit seinem lärmenden prahlerischen Auftreten, mit seinen Aufrufen und seiner rohen aber nicht schwunglosen Beredsamkeit, die wenigen königlich Gesinnten, darunter auch die Beamten, die noch immer weiter fungierten, vom Anfange nicht wenig eingeschüchtert hatte, erlitt in der allgemeinen Meinung durch seinen übereilt abgebrochenen Streifzug nach Holzleute eine bedeutende Schlappe. Verhehlten selbst die für Österreich und den Kampf Begeisterten ihren Spott über den unfähigen Führer nicht, so war die geheime Freude nur natürlich, mit der die ängstlichen Beamten den Alp von sich genommen sahen, obschon sie auch jetzt wieder zu weit giengen und den früher übermäßig Gefürchteten nun all zu sehr unterschätzten.

Besonders waren es die jüngeren Angestellten, die sich jetzt ganz offen über den seiner Löwenhaut Entkleideten lustig machen zu können vermeinten und auf das allgemeine Urteil, das selbst seine Untergebenen über Müller zu teilen anfingen, pochend, an eine Unstrafbarkeit ihrer kühnsten Scherze glaubten.

Indessen hatte sich bis jetzt doch noch keiner unter seine Tatze gewagt. Wer weiß? sie konnte doch zu schwer für den Getroffenen sein, wenn es auch nicht die Pranke eines Löwen war!

Müller, der ein schlechter Wirt gewesen, war ein um so besserer Gast. Er brachte manche gute Stunde in der untern Stube des Adlerwirtes zu und versammelte einen muntern Zecherkreis um sich.

„Im Felde muß man fröhlich sein," rief er seinen Genossen zu. „Wer weiß, ob nicht der nächste Schluck auch schon der letzte ist."

„Ich wollte, er wäre ihm's," murmelte der Aktuar Kutter, der mit dem Assessor Martini und dem Oberschreiber Bodermüller an einem Tischlein in der fernsten Ecke saß, seinem Nachbar leise in's Ohr.

Der Aktuar kam in's Wirtshaus, um die Gespräche und Pläne der Offiziere und Schützen zu belauschen und um nicht allein zu sein, zog er die beiden Kollegen, die ihre Abendstunden früher auch in der Wirtsstube zugebracht hatten, mit sich. Diesmal hatte sich auch noch der Postmeister Krey von Lindau der kleinen exklusiven Gesellschaft angeschlossen. Ein Geschäft hatte ihn herübergebracht, und da er erst gegen Abend gekommen war, so wollte er seinen

Pferden ein wenig Ruhe gönnen, ehe er an die Rückfahrt dachte.

Er und Kutter waren gute Freunde. Sie liebten beide alles was französisch aussah, französisch klang und französisch roch, besonders der Aktuar affektierte das tänzelnde und schwätzende französische Benehmen, vielleicht weil er von Natur aus schon die Anlage dazu hatte. Beide schwärmten für Napoleon und hatten es bisher auch offen getan. Jetzt freilich mußten sie sich begnügen, ihre Schmerzen und Hoffnungen leise gegenseitig auszutauschen.

Der Postmeister war mehr cholerischer Natur, ihm gelang es nicht so leicht, seinen Widerwillen gegen das aufständische Volk hinter süßliche Worte zu verbergen, noch begnügte er sich nicht wie Kutter, nur heimlich zu rapportieren, sondern verlangte mehrmals dringend Unterstützung, um offen und energisch gegen die ihm verhaßten Vorarlberger aufzutreten.

Was damals Fürsten und Länder nicht scheuten — gegen deutsche Brüder offen und geheim zu kämpfen, das kann man wol auch dem Einzelnen nicht übler anrechnen, der ja, irregeführt durch die öffentliche Meinung seines Landes, gleichsam mitten im Walde bei Nacht und Nebel jede Orientierung verloren hatte. Es ist nur ein dunkles Rätsel des Menschenherzens, daß gerade Bruderhaß der erbittertste, ein Kampf zwischen den Brüdern einer Nation der blutigste und grimmigste ist.

Von den Studenten, die aus Innsbruck gekommen waren, hatte der Kommandant auch einige nach

Weiler herausgesandt und Müller fand Gefallen an ihnen. Die jungen Leute, die von Begeisterung trunken waren und nach Taten lechzten, bildeten das rechte Publikum für den beredten Hauptmann. Sie waren bei seinem mißglückten Zuge noch nicht gegenwärtig gewesen und mit dem hingebenden Vertrauen ihrer 18 Jahre blickten sie mit Verehrung zu dem erfahrenen Manne auf, der ihnen als Vorbild erschien, ein Held im Kampfe, Beglücker des Volkes und wackerer Kumpan in der Kneipe.

„Also Wirt war der Hofer und ist General geworden? sagtest Du, Brunner?" fragte jetzt der brave Hauptmann, indem er seine breite Hand schwer auf den Tisch fallen ließ.

„Ja, Wirt vom Sand in Passeier bei Meran, aber er kommandiert auch ein Corps von 1500 der ausgezeichnetsten Schützen," erzählte der Student, indes die andern alle horchten und auch näher heranrückten, „und General ist er geworden, wie ich Euch sagte, Hauptmann. Der Feldmarschall-Leutnant von Chasteler hat ihn nach Innsbruck rufen lassen, ihn auf der Stelle zum General ernannt und ihm die schwere kaiserliche Gnadenkette mit der großen goldenen Verdienstmedaille um den Hals gehängt. Zuletzt hat er ihn gar noch einen Oberleutnant der regulären Truppen als Adjutanten zugeteilt."

„Ihr seht, was aus einem Wirt alles werden kann!" rief Müller mit vielem Selbstgefühl und sah sich rings im Kreise um.

„Aber aus Dir nicht,“ flüsterte der Postmeister vor sich hin, nachdem er einen verächtlichen Blick hinübergeschossen hatte. „Du bornierter Großsprecher.“

„Und die goldene Gnadenkette,“ fragte Müller jetzt wieder, „da hat er wohl auch die Uniform angezogen und sitzt jetzt auf einem schönen Schimmel, wie der General Baron Jellachich, als wir bei Feldkirch unter ihm standen und die Franzosen bedienten.“

„Nein,“ gab Brunner zur Antwort, „seine Bauerntracht hat er nicht verlassen. An der hält er fest, aber breite goldene Generalsborten hat er sich darauf nähen lassen, — auf Rock und Hut und diesen hat er auch mit Federn geschmückt, wie sie's sonst in Passeier nicht tragen. Was ihm aber das kuriosfeste Aussehen gibt, das ist sein langer schwarzer Bart, der ihm bis auf den Gürtel herabfällt. D'rum nennen ihn die Welschen auch den „Barbone.“

„Jetzt weiß ich's, weshalb sich der Hauptmann Müller den Bart nicht mehr abnehmen läßt, — will auch so ein Barbone werden.“

Ein stürmisches Gelächter folgte diesen halblaut, doch allgemein verständlich gesprochenen Worten. Es hatte gar Niemand acht gegeben, wer sie gesprochen, so zündend hatten sie gewirkt. Nicht so Müller selber. Seine Augen flammten, als müsse das Blut bei ihnen heraus, das mit einemmale sein Gesicht bis unter die Haare hinauf dunkel färbte, seine Fäuste ballten sich und mit einem Sprunge stand er vor Kutter.

Der zierliche Aktuar, der sich vor seinem Freunde kühn zeigen wollte und dem das verwegene Wort,

etwas hörbarer als er es selber gewünscht haben mochte, entschlüpft war, fühlte sich nicht wenig bebetroffen von der unerwarteten Wirkung.

Er fühlte die Qualen der Eifersucht in seinem parfümierten Herzen, als er die unverhohlenen Huldigungen gewahr wurde, welche der Hauptmann in zweideutiger Weise Stanzi zu Teil werden ließ und freute sich innerlich über die gerade Entschiedenheit, mit der das Mädchen dieselben ablehnte. Freilich hatten seine eigenen Süßigkeiten und Schmeicheleien keinen besseren Erfolg. Stanzi nannte ihn nur spöttisch den „Pariser Tanzmeister,“ da sie ihn aber duldete, so tat er sich viel darauf zu Gute und hoffte dennoch früher oder später ihr Herz zu gewinnen, und mit dem Herzen auch ihre Hand und Mitgift, deren Höhe er sich schon im Stillen überschlagen hatte. Er vergaß nur Stanzi's harten männlichen Charakter in Anschlag zu bringen. Ihre Abneigung war nicht durch Ausdauer zu besiegen.

Jetzt sah Kutter bestürzt die Folgen seines unüberlegten Scherzes über sich hereinbrechen. Doch hatte er freilich noch keine Ahnung, wie weit diese gehen sollte.

„Was habt Ihr wider meinen Bart?“ schrie der erboste Wirt, den die Stichelei doppelt getroffen hatte, indem er sich breit vor den Aktuar hinpflanzte und mit seinem Säbel klirrend auf den Boden stieß.

„Ich? nichts,“ erwiderte Kutter mit bleicher Lippe. Es hatte ihn stets gegrämt, daß ihn die Natur so klein und schmächtig geschaffen hatte; aber jetzt hätte

er viel darum gegeben, wenn er so winzig wie ein Mäuslein gewesen wäre, um sich irgendwo verkriechen zu können. Vergebens mühte er sich ein jämmerliches Lächeln festzuhalten, es wurde zu einer Grimasse. „Ich nichts!“ stotterte er noch einmal.

„Ihr nichts?“ schrie Müller. „Ihr nichts? Wollt' es Euch auch nicht geraten haben. Oder wollt' Ihr damit gesagt haben, daß ein andrer was dagegen hat? Den möcht' ich kennen.“

„Wer weiß!“ ließ sich eine Stimme aus der Menge der übrigen Gäste vernehmen. Mit funkelnden Augen sah sich der Verspottete um, aber die Stimme war fremd und das Antlitz verriet sich nicht, denn alle brachen jetzt in ein neues Gelächter aus.

In Müller's Adern kochte die Wut, er sah wie ungünstig ihm der Augenblick sei und fühlte die Notwendigkeit, sein gesunkenes Ansehen wieder zu befestigen, wenn er nicht die Macht gänzlich aus den Händen verlieren sollte. Ausgelacht werden, war das Ärgste, was ihm begegnen konnte — wie wollte er dann noch länger auf Gehorsam und auf die Beibehaltung seiner breitspurigen Würde rechnen? Selbst sein junger neu angekommener Anhang mußte bedenklich wankend werden in der Verehrung für den Hauptmann, der ein Gegenstand des Spottes war, ohne auch nur die Kraft und Gewalt zu haben, ihn zu bestrafen.

Während dies alles durch seinen Sinn zuckte, schwieg er, und das führte den erschrockenen Aktuar völlig irre. Er meinte einen Sieg errungen zu haben,

da die Lacher auf seiner Seite waren. Zudem kam noch ein ermunternder Blick des Postmeisters, der ihn dabei herausfordernd mit dem Arme anstieß. Der vermeinte Sieg machte Kutter übermütig — er wollte sich als ganzer Held zeigen. Indem er seine Lippen diesmal zu einem etwas natürlicheren Lächeln verzog, sagte er spöttelnd:

„Ich will die Stanzi fragen, ob ihre Messer noch nicht stumpfer geworden sind. Heute morgens schnitten sie noch —"

„Trefflich" hatte er sagen wollen, aber das Wort kam nicht mehr über seine Lippen, denn Müller's Faust war wie der Griff eines Geiers ihm in den Nacken gefahren und hatte seinen Rockkragen blitzschnell erfaßt, indes die andere Faust drohend über seinem Haupte schwebte. Noch einen Augenblick und sie wäre wuchtig, wie auf einen Amboß niedergefallen. Kutter fühlte es schwarz vor seinen Augen werden, er bedauerte tief seinen übel angebrachten Heldenmut. Er meinte schon den furchtbaren Schlag zu fühlen, aber dieser erfolgte nicht. Mit wackrer Bloßstellung seiner selbst, war der neben sitzende Oberschreiber dem wütenden Wirte in den Arm gefallen.

„Laßt das sein, Herr Hauptmann?" sagte er ruhig aber fest.

„Wer will mich hindern, den Schurken niederzuschlagen," brüllte Müller. „Wer untersteht sich? Auch einer von dem bairischen Beamtengesindel! Ich schlage

Euch alle nieder wie Hunde, aber den elenden Wicht zu allererst."

Und damit erhob er wieder die geballte Faust und wollte sie auf den Aktuar, den er noch immer gefaßt hielt, niederschmettern. Aber jetzt sprangen alle Anwesenden auf und legten sich in's Mittel. Den Wütenden zu beruhigen gelang ihnen freilich nicht, aber sie hinderten ihn doch, sich an dem Zusammengeknickten zu vergreifen. Es war beinah ein Kampf, aber keiner wollte Gewalttätigkeiten dulden, da sie ja selber erst über den Spott des jetzt Bedrohten gelacht hatten.

„Und warum laßt Ihr mich nicht?" schrie der rasende Wirt, „und wenn ich ihm den papierenen Hirnschädel einschlage, wem tut's was, frag ich? Diese elenden Speichellecker verdienen es nicht besser. Blutsauger und Spione sind sie und der vor allem! Hundertmal schon hätte er uns an die Feinde verraten, wenn er's gekonnt hätte, und den Judaslohn von 30 Silberlingen hat der Wicht schon zum voraus genommen, wo hätte so eine armselige Schreiberseele sonst die bunten neumodischen Fetzen her, mit denen er sich sein ausgedörrtes Katzengerippe behängt. Helft Ihr ihm noch? 'S ist recht, daß Ihr mich nicht zuschlagen laßt, er verdient's nicht, — aber Recht soll ihm werden, wie's einem elenden Spion gehört, der noch die Frechheit hat, über Euern Hauptmann zu spotten. Mit mir spottet er Euch, vergeßt das nicht. Und was ihm wird, das hat er hundertfach verdient, damit allein, daß er einer von den

niederträchtigsten bairischen Blutegeln war, die Euch geschunden und ausgezogen und Euch wie Hunde behandelt haben."

In dieser Weise perorierte Müller noch länger, und als die Anwesenden sahen, daß es nicht mehr zu Tätlichkeiten kommen sollte, gaben sie sich zufrieden, ja als Müller den Aktuar als Spion hinstellte, da traten sogar viele auf seine Seite und die nicht des Hauptmanns Partei ergriffen, verloren sich allmälig aus der Stube, denn das dunkle Gefühl hatten alle, daß Müller mit seiner Anklage nicht ganz im Unrecht sei und der Widerwille gegen die fremden Beamten war tief im Volke eingewurzelt.

Müller ernüchterte sich immer mehr, ohne daß sich deshalb das Verlangen nach Rache verminderte, nur verwandelte sich in nachhaltende Tücke, was anfangs Aufflammen des Zornes war. Wie ein Licht schien's ihm aufzuleuchten. Hatte er nicht gesehen, wie sich diese zierliche Puppe an Stanzi hinandrängte? war er nicht Zeuge gewesen, wie ihr der Aktuar eines Morgens einen Strauß übergab? und sie hatte ihn genommen. Freilich schwamm er gleich darauf in der Barbierschüssel, aber das verstand das Mädel eben nicht anders. Beschränkt war Stanzi ja im höchsten Grad, wie hätte sie sonst ihn, den Christian Müller aus Bludenz, abweisen können! So war es — der Elende, den er jetzt in seiner Gewalt hatte, war ihr Geliebter.

Nun erst recht sollte ihn keine Macht der Welt loslösen und mit einem teuflischen Grinsen nickte er

selber Beifall über seine herrliche Idee. Rache wollte er endlich nehmen, empfindlich allen Beiden — alle Beide wollte er treffen — nicht mit einem einzigen niederschmetternden Schlag den frechen Spötter allein — das wäre zu rasch vorüber gewesen. Das sättigt nicht — nein! mit jedem Schlage Beide und lang muß es währen — lange genug für all seine Galle.

„Ihr da," rief er einigen seiner Getreuesten zu, die bei ihm geblieben waren, „packt mir den Kleiderstock, aber recht zärtlich, daß Ihr ihm keinen Ärmel ausreißt, und nehmt eine Bank mit. Wir wollen auch einmal Exekution spielen. Sollst fühlen Bua, wie fünfundzwanzig tun, weißt dann doch, was das hohe Landgericht für eine große Befugnis hat und wie's Haselholz tanzt."

Kutter stockte das Wort in der Kehle, er ließ nur den Blick flehend über alle die Gesichter laufen, die kein Erbarmen für ihn fühlten.

„Ihr werdet das nicht tun," sagte der Lindauer Postmeister, der jetzt zum erstenmale sprach und trat trotzig vor.

„Ei und warum denn nicht, wenn ich fragen darf?" entgegnete Müller mit höhnischer Höflichkeit, „ich bin Hauptmann und kommandiere hier, und wenn ich's befehle, so geschieht's. Und dem Herrn rate ich, mir keine Ratschläge zu geben, sonst lasse ich ihn auch noch mitnehmen, es gienge gerade in einem Aufwaschen."

„Wenn Ihr nicht absteht, Herr Hauptmann, so muß ich's dem Herrn Landrichter sagen, damit er einschreitet," trat nun auch der Oberschreiber erneuert für Kutter ein.

„Ist mir eine gemähte Wiese," versetzte Müller höhnisch lachend. „Tut's nur — und dann wollen wir sehen, wer hier zu befehlen hat. Aufrührerisches Volk wird standrechtlich behandelt."

„Der Kerl ist selber ein Aufrührer, er mag sich in Acht nehmen," drohte der Postmeister, als er mit Bodermüller aus der Stube getreten war; er eilte in den Stall, der Oberschreiber zum Landrichter.

„Nehmt Holzspähne mit, damit wir sehen, wenn's finster wird," befahl Müller, „und jetzt vorwärts Kerl, zur Auszahlung, abgerechnet haben wir schon."

Stöhnend folgte Kutter den Aufforderungen der derben Fäuste seiner Eskorte.

Es war nicht weit bis zu dem Platze, den Müller zur Exekution gewählt hatte, bald war er erreicht und die Bank wurde mitten auf die Straße gerade vor das Haus der Witwe Schneider gestellt. Im Nu hatte sich eine zahlreiche Menge in engem Kreise um diesen Mittelpunkt zusammengedrängt. Aus allen Häusern eilten die Leute herbei, der Aufzug hatte ihre Neugierde und Schaulust erweckt.

Über den Lärm erschien auch Frau Schneider am Fenster, das aber genügte dem rachsüchtigen Wirte nicht. Vergebens schielte er hinauf und hinab an allen Fenstern des Hauses hin, — die er suchte, für

die das Spektakel arrangiert war, konnte er nirgends entdecken.

Und doch muß sie den ganzen Anblick haben. Jeder Streich soll in die Seele gehen! dachte er und verzögerte den Beginn der willkürlichen Tätlichkeit, indem er der Menge den stöhnenden, leichenblassen Menschen zeigte und sie anredete:

„Da seht, wie er aussieht! das ist das böse Gewissen!“ rief er und erhob dabei die Stimme so viel als möglich, er hoffte dadurch Stanzi an's Fenster zu ziehen. „Fließt ihm nicht die schlechte Seele völlig aus den Augen, da er den Lohn seiner Taten ernten soll? So lang er sich sicher glaubt, da schwillt ihm der Kamm, jetzt ist's mit seinem Heldenmut vorüber, für den er spioniert und wie der möchte er sich gerne auf die Retirade machen. — Nichts Pardon! sag' ich. Wir geben keinen und nehmen keinen. Wir sind nicht umsonst die Schützen von Anno neunundneunzig!“

Er erzählte nun der Menge, daß er den „verräterischen Topfgucker“ zu 25 Stockstreichen verurteilt habe und versuchte in derselben Weise wie früher die Motivierung dieser Maßregel.

Man sah nicht mehr recht und so konnte man nicht wahrnehmen, was in dem Zimmer bei der Witwe Schneider oben vorgieng, aber plötzlich lehnte sich jetzt die kernige Gestalt der alten Frau weiter aus dem Fenster und sie rief mit lauter Stimme, daß es alle da unten hören konnten.

„Schlagt lieber mit dem Gewehrkolben drein, als mit dem Stock," und warf unmittelbar darauf unmutig das Fenster zu.

Dies treffende Wort erregte ein Getümmel in der Menge, ein jeder schrie, fast alle stimmten zu und nur der kleinere Teil hielt sich auf die Seite des Hauptmanns, der jetzt vom Neuen gereizt unmittelbar zur Exekution schreiten wollte. Aber ehe er noch dazu kam, wurden neue Rufe durch den allgemeinen Lärm laut und verständlich.

„Der Herr Landrichter!" hieß es und unwillkürlich wichen die, noch immer an Achtung vor dem Gesetze gewöhnten Gruppen zur Seite und bildeten eine Gasse, durch die der Landrichter nach dem offenen Raum in der Mitte des Gedränges einschreiten konnte. Es waren sogar noch viele unter den Leuten, die den Hut lüfteten, als er an ihnen vorüber schritt. Beer war bekannt als gerechter Mann, der nie einen eigenmächtigen Druck ausgeübt, dagegen auch wenig Gutes getan hatte. Seiner Regierung war er mit Leib und Seele ergeben und im Stillen wünschte er sehnlichst die Rückkehr der früheren Ordnung herbei.

Er kam nicht allein, sondern gefolgt von allen seinen Untergebenen. Der Oberschreiber, der ihn geholt hatte, schritt an seiner Linken, der Assessor Martini an der Rechten und dann kamen noch der Gerichtsdiener, der Bote, die Landesgerichtsknechte und Kordonisten von Weiler — eine vollkommene kleine Truppe — alle in feierlicher Haltung, um schon von

vornherein zu zeigen, daß sie in Ausübung des Amtes waren.

„Oho! also richtig!“ rief ihnen Müller mit gellendem Lachen entgegen, „nun nur heran nur heran hochverehrliches Landgericht — ich bin zu sprechen, meine Amtsstunden sind nicht geschlossen, wenn jemand etwas von mir haben will.“

Er und seine nächste Umgebung lachten über den rohen Witz, der gerade denjenigen nicht traf, auf den er gemünzt war. Der Landrichter kam mit raschen Schritten näher; als er auf dem freien Raum angekommen war, sah er sich besorgt um, und als er die Vorbereitungen bemerkte, die getroffen waren, und den zitternden, fast besinnungslosen Delinquenten unmittelbar vor der verhängnisvollen Bank erblickte, sagte er rasch und mit einem leichten Zittern der Stimme:

„Ich hoffe, daß ich noch nicht zu spät komme, um eine unverantwortliche Gewalttätigkeit zu verhindern.“

„Im Gegenteile,“ höhnte ihn Müller, „sie kommen gerade recht, um dieser „unverantwortlichen Eigenmächtigkeit“ noch beizuwohnen und ihr durch Ihr Beisein höheren Glanz zu verleihen.“

„Herr Hauptmann, ich muß sie erinnern, daß ich nicht hieher kam, um zu scherzen, besonders nicht in einer so ernsten Sache.“

„Ich scherze auch nicht — es ist mir völlig Ernst.“

„So lassen Sie also die Drohung ein Ende nehmen,“ forderte der Landrichter, „sie hat schon zu

lange gewährt und ist meiner Meinung nach überhaupt zu weit getrieben worden."

„Darüber werde ich selber urteilen und," wendete er sich an die Nächsten, „die Abstrafung kann jetzt beginnen."

„Ich lege Protest ein," rief der Landrichter mit Würde. „Sie werden, so lange ich noch meine Stelle bekleide, keinem meiner Beamten nahe treten. Diese stehen nicht unter Ihrer Jurisdiktion und wenn Sie sich über etwas zu beklagen haben, so sollen Sie sich an mich wenden, ich werde Ihnen die Satisfaktion nicht verweigern."

„Verstehe den französischen neuen Krimskrams von den iktionen und aktionen nicht," versetzte Müller wegwerfend, der wol wußte, daß er sich mit solchen Anspielungen die Menge wieder gewann. „Wir brauchen nichts Französisches, am wenigsten aber französische Spione! Und damit wäre, glaub' ich, genug geredet und wir wollen jetzt ein Ende machen. Auf die Bank mit dem Burschen!"

Aus der Menge drang ein Durcheinander von Rufen, es war schwer zu entnehmen zu wessen Gunsten. Inzwischen hatten einige Fäuste den Zusammenknickenden erfaßt und im nächsten Momente mußte er seinem Schicksal verfallen sein.

„Herr Landrichter, um Gotteswillen, helfen Sie mir," das waren die ersten Worte, die er seit langer Zeit wieder hervorzubringen vermochte — sie klangen im höchsten Grade jämmerlich.

„Halt!" rief jetzt der Landrichter mit lauter Stimme und auf seinen Befehl, „vorwärts," stürzte sich sein ganzes untergeordnetes Personal auf den Unglücklichen, um ihn zu befreien.

Müller mit seinen Gefährten, die diesen Schritt nicht erwartet hatten und einen Moment lang verblüfft waren, wollten jetzt entgegentreten. Der Hauptmann schrie und fluchte, die zunächst Umstehenden wurden geschoben und gedrückt, es entstand ein Getümmel und Gedränge, dazu ein ohrbetäubendes Geschrei. Die Verwirrung war auf den höchsten Punkt gestiegen. Die Nacht war vollkommen hereingebrochen und die Spähne konnten jetzt nicht angezündet werden, man erkannte den Gegner nicht mehr vom Freunde, jeder wollte vorwärts, jeder stieß, drängte und fluchte, — das Gewirr war heillos.

Erst allmälig legte sich der Sturm. An den Fenstern der Häuser erschienen die Leute mit Licht, man brannte daran die Kienfackeln an, und sobald nur ein jeder den Nachbar wieder unterscheiden konnte, verschwand auch die Wut und die Raufgier, mit der früher die Rippenstöße und Kopfstücke in's Blinde hinein ausgeteilt worden waren.

Die Knechte und Diener vom Landgerichte hatten bei dem Kampfe natürlich den Kürzeren gezogen, denn ihrer waren verhältnismäßig nur wenige, Müller's Anhänger hatten sie überwältigt und zurückgedrängt. Die umgestürzte Bank war wieder frei, aber Müller, der jetzt erst recht erpicht auf die Durchführung seiner Rache war, sah sich vergebens nach dem Opfer um,

er rief und schimpfte, man suchte und fragte vergebens — der Aktuar war und blieb spurlos verschwunden.

Nun brach Müller in Toben aus und seine volle Wut kehrte sich gegen den Landrichter, den der dichtgedrängte Menschenwall nicht mehr aus dem engen Kreise hinausgelassen hatte. Man liebte ihn eben nicht übermäßig, und hatte man bei seinem entschiedenen Einschreiten ihm die Achtung nicht versagen können, so brach jetzt im Gegenteile der Unwille des Volkes gegen ihn los, als es sich durch sein Dazwischentreten um das Schauspiel gebracht und den Aktuar gerettet sah.

Müller versäumte es nicht, die Stimmung noch mehr für sich zu gewinnen.

„Ein Spion hilft dem andern!" schrie er, „aber dafür soll auch einer für den andern einstehen. Wenn Ihr's nicht dulden wollet, daß man Euren Beamten nahe tritt, so lange Ihr selbst noch eine Stelle bekleidet, so muß man Euch eben der Sorge für Andere entheben. Es hat jeder von Euch heutzutage genug für sich selber zu verantworten. Die Stunde des Gerichtes hat geschlagen und ein jeder Schlag soll Euch wie Kanonendonner in die Ohren gellen. Eure Zeit ist gekommen, ich schwör's bei allen Franzosenhunden, denen ich schon das Lebenslicht ausgeblasen habe. Die Knechtschaft hat ein Ende, wir brauchen keine Herren mehr, können uns selber regieren und brauchen dabei keine Papierstöße vollzuschmieren und brauchen nichts zu zahlen und zu

leisten. Fort mit dem ganzen Gesindel! Wir haben sie geduldet, und anstatt froh zu sein, daß wir sie bis heute noch nicht zum Teufel gejagt haben, wohin die Höllenbraten gehören, wollen sie die Herren spielen und uns vorschreiben, was wir tun und lassen sollen. Packt sie," befahl er den Männern, die früher Kutters Eskorte gebildet hatten, „und führt sie nach Bregenz hinein, allesamt wie sie sind, 's ist schlecht gesinntes Volk, Leuteschinder sind's und Spione einer wie der andere, — wollen das Gäu hier aufhetzen gegen uns, die wir doch vom Kommandanten Vorarlbergs selber hergesendet wurden. Fort mit ihnen, sag' ich, und in Bregenz sollen sie sich ein Beispiel davon nehmen — wir dulden keine Herren und wir wollen Munition und Waffen haben, sonst kommen wir selber und holen sie uns."

Der Landrichter wollte wieder protestieren, aber die Menge ließ ihn nicht zu Worte kommen, ebensowenig wie die andern zur Gerichtsbarkeit gehörigen Angestellten.

„Wir wollen Munition und Waffen," schrieen alle, „sonst holen wir sie uns selber!"

Müller kannte das Volk und sein großer Einfluß bestand eben darin, daß er alle seine Leidenschaften aufzustacheln wußte. Er hatte auch jetzt die empfindlichsten Punkte berührt. Er fand keinen Widerspruch mehr, es boten sich im Gegenteile genug an, den Landrichter mit seinem ganzen Gefolge zu arretieren. Die Beamten brachte man einstweilen im Orte selbst in sichern Gewahrsam.

„Die schicke ich ihnen nicht hinein, den Herren Bürgern von Bregenz," sagte der schlaue Wirt und Schützenhauptmann, „könnten nur gemeinsame Sache machen. Ich brauche keine Untersuchungen, was ich tue ist Recht, weil es meine ganze Kompagnie will, die mich zu ihrem Hauptmann erwählt hat."

Gerichtsdiener und Bote, Knechte und Kordonisten aber wurden unter Bedeckung und gebunden nach Bregenz eingeliefert, wo man sie zu den andern Gefangenen in's Bräuhaus zum goldenen Löwen steckte. Zugleich wurde der Schutzdeputation auch das dringende Verlangen der in Weiler stehenden Ausschußmannschaft vorgelegt.

Dieses Drängen von allen Seiten und die immer bedrohlicher werdenden Nachrichten von der Besetzung Kemptens durch französische, bairische und würtembergische Truppen bestimmten endlich die Schutzdeputation, die Stände vom Neuen einzuberufen, um über das Notwendigste zu beraten, was ungesäumt zu geschehen habe.

Die Debatten waren heftig und währten auch diesmal bis in die Nacht hinein. Die Umstände drängten, die erregten Ausschußmannschaften waren zu allem fähig und der ruhigere Teil drohte wieder nach Hause zu gehen, wenn man ihre Forderungen nicht rasch bewillige. Die Bregenzerwälder zauderten noch immer ihre Ausschüsse zu stellen und der Kommandant schien sich seit der Ankunft der militärischen Unterstützung plötzlich ganz passiv verhalten zu wollen. Er disponierte zwar über die Truppen, mengte sich

aber durchaus nicht mehr in die Angelegenheiten der Landesverteidigung und der Gemeinden, zudem war er in den letzten Tagen von einem Unwohlsein befallen, das ihn an's Bett fesselte. Rittmeister Tschiffeli aber saß in der Krone von früh bis abends spät und hatte sich ein paar Genossen zusammengelesen, die ihm halfen, mancher Flasche den Hals zu brechen. Frau Pietschnau sah den immer durstigen Gast gerne, denn er trank allein mehr als eine ganze Bürgerkompagnie beim Scheibenschießen zusammengenommen, aber die Väter des Landes hatten an ihm keine Stütze. Er ließ alles gehen, wie es eben wollte, nur solle man ihn rufen, wenn es zum Dreinschlagen komme, jetzt sei ja doch nichts zu machen, als ein Gläschen zu leeren auf das Wohl des schönen und braven „Vorarlbergerländli's“.

Die Verhältnisse verlangten einen Mann, der ihnen gewachsen war, einen Mann von Einfluß auf die Parteien und hauptsächlich auf die an einzelnen Punkten fast allzu zahlreich angehäuften Bauern, die hie und da bedenklich widerspänstig wurden.

Alle diese Eigenschaften waren in Doktor Schneider vereint und deshalb hatte die Schutzdeputation in ihrer Not schon nach ihm gegriffen. Damals hatte er noch einmal abgelehnt, so sehr er auch selbst schon schwankte. Jetzt abermals vor die Stände gerufen, fand er keine Gründe mehr für eine neue Ablehnung. Im Namen des Vaterlandes, im Namen des Kaisers, im Namen seiner Ehre aufgefordert, die Würde eines Landeskommissärs über die Verteidigungsanstalten zu

übernehmen, verließ ihn sein Schwanken. Er trat mit einem einzigen Schritte aus allen Zweifeln heraus.

„Das Wohl des Landes verlangt mich und gerade nur mich," sagte er sich, „da ist keine Zeit zum Zaudern und zum Erwägen. Die Stände als Vertreter ernennen mich gesetzmäßig. Nicht ich will — sondern ich muß. Ich vermag zu helfen, die Stände wenigstens glauben daran, und so ist es denn auch meine Pflicht zu tun, was ich vermag. Ich bin kein Privatmann mehr, ganze Taleinwohnerschaften sehen auf mich, um meinem Rufe zu folgen, ich darf mit dem Rufe nicht säumen. Es gilt nicht mehr das Land von einem übereilten Schritt zurückzuhalten, es gilt nicht mehr über die Zukunft eines solchen Schrittes zu grübeln, — er ist getan! — Es gibt noch einen Versuch; — ihn unschädlich für das Land selbst zu machen, wenn er mißglückt und das ist meine Aufgabe — ich erkenne sie und unterziehe mich ihr. Möge meinem Willen auch die Kraft verliehen sein, alles Unheil abzuwenden.

Über seine Lippen kam kein Scherzwort mehr — die Ereignisse forderten einen ernsten Mann und er war es.

Nur noch einmal zwang er sich zum Lächeln und zwar als er mit seinem geliebten jungen Weibe sprach. Er wollte unbeengt sein und Marie vor allen Folgen gesichert wissen.

Sie bat vergebens an seiner Seite bleiben zu dürfen.

„Nein, mein Kind," wies er ihre Bitten ab, „das geht nicht, das ist unmöglich. Denk an das Geschenk, das Du mir in kurzer Zeit in die Arme zu legen hoffst. Sonst mein liebes braves Weib, sonst ließe ich Dich nicht so leicht von mir. Aber ich fürchte die äußeren Eindrücke auf Dein Gemüt. Wenn ich von Deinem Wohlergehen und von Deiner Sicherheit überzeugt bin, dann . . ."

„O Gott! bist Du also hier nicht sicher?" unterbrach ihn die besorgte Frau. „O Anton, lasse Dich lieber nicht ein, sieh! wenn es einen bösen Ausgang nähme."

„Ängstige Dich nicht um mich," tröstete er mit freundlichem Lächeln, „wer soll mir etwas anhaben wollen? Ich war ja bis jetzt der Friedensapostel. Geh, Kind, mir droht nichts, und ich fürchte nur für Dich. Du bist nervös und die fortwährende Aufregung kann die übelsten Folgen haben."

„Und denkst Du, ich werde nicht aufgeregt sein," fragte sie mit einem vorwurfsvollen Blick, „wenn ich fern von Dir bin und die Sorge um Dich mich gar nimmer verläßt. O ich würde vergehen vor Gram — ich kann nicht ohne Dich sein, mein Anton."

Sie warf leidenschaftlich beide Arme um ihres Gatten Hals und brach in ein peinliches Schluchzen aus. Leise drückte er ihr Köpfchen an seine Brust und mit weichem beruhigendem Tone sprach er ihr zu.

„Nun siehst Du, wie Du Dich aufregst," hielt er ihr vor, „und solche Szenen kämen ja immer wieder, wenn Du hier bleiben wolltest. Ich kann jetzt nicht

mehr so viel bei Dir sein, muß im ganzen Lande herumreisen, muß an die Grenze hinaus und jedesmal würdest Du wieder weinen und verzweifeln, denn der überreizte Zustand Deiner Nerven würde Dir überall Gefahr für mich vorspiegeln. Siehst Du nicht selbst ein, daß es besser ist, wenn Du aus Bregenz fort bist? — Du hast ja schon lange versprochen, unsere Schweizer Freunde im Löwenhof drüben zu besuchen, wie wär's, wenn Du einmal Wort hieltest und mit Therese auf einige Wochen hinübergiengst? Länger kann's ja nicht währen — so oder so muß sich die Frage entscheiden. Also willst Du, Kind?"

Marie schluchzte noch immer krampfhaft, sie konnte nichts erwidern, aber sie schmiegte sich noch näher an den Mann, der ihr ja Schutz versprochen, der sie für's Leben an seine Brust genommen hatte und sie doch jetzt von sich lassen wollte, und dies große Opfer mit so heller Stirne verlangte.

Sie sah nicht, wie ein leises Beben seinen Körper schüttelte, wie er die Lippe kaute und sein schwerer Blick auf sie niedersank. Sie wußte nicht, welche Kraft er aufwenden mußte, um fest zu bleiben.

„Sieh, Marie," sagte er mit mildem Ernst, „wenn Du nicht gehst, so ist meine Kraft gelähmt. Ich will lieber dem Landtage erklären, daß ich die Mission nicht übernehmen kann. Mögen sie dann mit Fingern auf mich zeigen, mögen sie mich verspotten als einen Feigling, als undankbaren Sohn des Vaterlandes, möge sich meine Mutter und meine Schwester von mir wenden und mich verachten, möge ich mich

aufreiben mit geheimer, bitterer Selbstqual, möge mein Leben wie ein zerrüttetes elendes Dasein ein frühzeitiges Ende finden, möge mich die Nachwelt noch brandmarken in der Geschichte meines Vaterlandes und mir den Schimpf auf's Grab schreiben, — was tut das alles? Du hast ja die Freude gehabt, mich untätig an Deiner Seite sitzen zu sehen. — Was liegt daran, wenn der Mann, den Du geliebt, das Ideal, das Du Dir geträumt, zum Spott der Gassenjungen herabsinkt und wie eine Figur aus Gyps unter dem Hammer zu Scherben zusammenbricht — Du hast Deiner überreizten Stimmung ja genug getan. Dein augenblickliches Wohlbefinden geht Dir über die Stellung und Zukunft Deines Mannes, über das Leben und die Zukunft Deines Kindes."

Je weiter Schneider gesprochen hatte, desto eindringlicher und schärfer waren seine Worte und der Ton seiner Stimme geworden. Die schöne Gestalt an seiner Brust zuckte wie von Dolchstößen getroffen, sie verwundeten aber nur, wie das Messer des Chirurgen, um den Krebs aus dem Organismus zu entfernen, den er zu vergiften droht.

Was das milde weiche Wort nicht vermochte, das bewirkte diese rauhe Art; sie riß das weibliche schwache Herz aus diesem mutlosen Nachgeben gegenüber der erhitzten Phantasie und den krankhaft überspannten Nerven. Mit einer ungeheuren Kraftanstrengung bezwang das schöne junge Weib das aufwallende Schluchzen, sie preßte die Hand auf den vollen wo-

genden Busen, als wollte sie ihn in Fesseln legen und ihr Herz zurückdämmen.

„Nein, Anton," stieß sie abgebrochen hervor, „nein, mein Wohlbefinden ist nicht das Höchste für mich, ich kann es opfern. Du hast mir geboten zu reisen und ich werde Folge leisten. Morgen sobald der Tag anbricht, will ich mit Therese über den Rhein. Bist Du nun zufrieden, Anton?" sie fragte dies mit einem so hingebenden schmerzlichen Ton, daß Schneider aller Anstrengung seines Willens bedurfte, um nicht ebenfalls weich zu werden. Um so lieber überließ er ihr seine Hand, die sie mit ihren beiden umschloß. „Anton," sagte sie dann bittend wie ein Kind und versuchte dabei unter Tränen zu lächeln, „sei nur nicht böse, ich will ja alles tun. Du mußt nicht glauben, daß ich so egoistisch und launisch bin, — nein, es war nur so kindischer Eigensinn, weil Du mich früher nicht belehrt hattest, weil ich nicht so weit sah, weil mir so Angst wurde und — weil ich Dich gar so lieb habe. — Ich will aber jetzt mutig sein," fuhr sie nach einer Pause, in der sie die Rührung nicht zu Worte kommen ließ, und wo sie doch den neu aufschwellenden Schmerz herzhaft niederkämpfte, fort, „Du sollst nicht mehr über mich zu klagen haben. Du sollst ein Mann, ein ganzer Mann sein. Weißt Du, es war nur so sinnlos von mir. Gewiß, Ihr werdet Eure Feinde schlagen, wie die Bregenzer schon die Appenzeller vor so viel hundert Jahren geschlagen haben, die jetzt da drüben liegen," und indem sie sich, auf die Seekapelle

gegenüber zeigend, nach dem Fenster wandte, wischte sie verstohlen die letzte Träne aus dem Auge. Sie hatte es versprochen und wollte sich fest zeigen. Dann nahm sie seine beiden Hände und sah ihm freundlich liebreich in's Auge, ihr Mund versuchte zu lächeln und nur ein leiser scharfer Zug verriet ihren tiefen Seelenschmerz, als sie sagte: „Also morgen, Anton, aber nicht für lange! nicht wahr, nicht für lange?"

„Nein, Kind, gewiß nicht," versetzte er tröstend, und zog sie zärtlich an sich, „Du bist mein tapferes Weib und ich könnte ja auch nicht ohne Dich leben. Du sollst bei mir sein, wo ich auch bin, und so lange ich lebe; — auch jetzt ist es ja nicht mein Weib, das ich von mir schicke — es ist die Mutter. Will's Gott, so trennt uns dann nichts mehr!"

V.

Diese letzte Nacht vor der Trennung war eine unruhige. Der Tag brach in Sorgen an und unter dem Knattern ferner Schüsse nahmen die Gatten Abschied von einander.

Noch lag die Nacht über den geheimnisvollen Spiegel des See's, es war weithinaus kein Lichtpunkt zu sehen, außer der Funke vom Leuchtturme zu Lindau. Alles schlief in Bregenz, nur der Posten auf dem Hafendamme schritt langsam auf und nieder, hielt auch wohl eine Weile still und lauschte hinaus auf jeden fremden Ton. Ist's nicht ein Ruderschlag? horch! ist's nicht das Geräusch der Welle, die vor dem Kiele schäumend bricht? Es war vielleicht nur das Aufschnellen eines Fisches oder der Flügelschlag eines Nachtfalters, aber das Ohr, wie es so peinlich gespannt in die alles verschlingende unendliche Stille und Finsternis hinauslauscht, vernimmt Ungeheuerliches und schlagt oft selbst die Töne an, die es zu hören vermeint.

Da zur Rechten liegt die, jetzt kolossal und drohend als Berggespenst emporragende Wand des

Buchenberges und Pfänders, der Posten sieht zu seinem Grat empor und seufzt:

Gottlob die Nacht ist vorbei! Sie ist glücklich überstanden! die Stadt ist ungefährdet.

Die dunkle sternendurchwirkte Decke ist einem matten nüchternen Grau gewichen, um den Gipfel des Pfänder legt sich ein zarter Rosenhauch, der immer tiefer und tiefer sich färbt, bis er zum hellen Golde erglüht. Die Ufer sind scharf hervorgetreten, nur die Bergwand liegt noch farblos und dämmerig da und berührt mit ihrem Fuße ihr eigenes Bild. Weit über tausend Ellen taucht es in die Tiefe des Sees hinab, weit tiefer als das Senkblei an der seichten Stelle mißt.

Der Funke im Leuchtturm drüben ist erloschen und klar heben sich die Konturen der mittelalterlichen Türme von Lindau aus dem Dunkel, sie scheinen immer näher und näher zu schwimmen, jetzt sind sie zum Greifen nah. Schon blitzen dort in der Ferne gegen Buchhorn und Konstanz zu helle Streifen auf. Die Sonne hat mit ihren ersten Strahlen den See geküßt. Dort bricht der Morgen früher an, als hier in der von hohem Wall umschlossenen Bucht von Bregenz. Der Tag erwacht, doch ist noch alles einsam und still umher, alles schläft, nur der Posten schreitet noch immer auf und nieder, er strengt jetzt sein Gehör nicht mehr an, das Auge tut ihm bessern und leichtern Dienst — er pfeift ein Liedchen vor sich hin und wirft manchmal einen Blick hinaus über den weiten prachtvollen See.

Doch horch! das war kein Fisch, kein Nachtfalter, keine Täuschung des Sinnes — das war ein Schuß und jetzt wieder und wieder einer! Der untere Wind bringt jeden Ton klar herüber. Und Schuß folgt auf Schuß.

„Der Feind ist in Lindau! zu den Waffen! zu den Waffen!"

Tambour und Trompeter durcheilen allarmierend die Gassen; im Nu hat sich alles um die Führer geschaart und ist bereit, dem kleinen Piquet in Lindau zu Hilfe zu eilen.

„Wo ist der Kommandant? er soll befehlen!"

Aber der Kommandant lag krank in seinem Bette, er wollte nicht gestört sein, sein Kopf brannte so sehr — er kann nicht anordnen, nicht befehligen.

Schneider eilte nun zu Rittmeister Tschiffeli. Er fand ihn bereits vollkommen gekleidet und im Begriff sein Pferd zu besteigen. Die kleine Abteilung Reiterei, die er teils mitgebracht, teils hier erst beritten gemacht hatte, stand in Reihe und Glied seiner Befehle gewärtig.

Tschiffeli war ein anderer Mensch geworden, der erste Schuß hatte ihn verwandelt, an die Stelle seines trägen Wesens war eine große Rührigkeit getreten, sein Auge blitzte in Kampflust und sein Roß schnaubte und bäumte unter dem Drucke des Sporns.

„Was befehlen Sie, Herr Rittmeister?" fragte Schneider.

„Weiß es selber nicht — weshalb haltet Er mich

auf," rief der Rittmeister ungeduldig. „Ich reite nach Lindau."

„Und die Schützenkompagnien?"

„Die marschieren natürlich mit. Alles was da ist."

„Es muß aber doch eine kleine Besatzung zurückbleiben für den Fall, daß eine Landung von Seite des Feindes versucht würde."

„So behaltet in Gottes Namen ein oder zwei Kompagnien. — Marsch!" kommandierte er und ritt von den Dragonern und Husaren gefolgt davon.

Unmittelbar darauf rückte auch die ganze reguläre Truppe nach. Das Schießen währte unterdessen fort und da der Wind sehr stark wehte, so meinte man Kanonen zu vernehmen, freilich noch aus größerer Entfernung. Dies gab zu den mannigfachsten Gerüchten Anlaß und steigerte noch die ohnedem herrschende Unruhe. Von Lindau sah man jetzt ein Schiff auf das ehemalige Kloster Mehrerau, das etwa eine halbe Stunde außerhalb Bregenz lag, zusteuern. Eine Kompagnie Selbstranzionierter wurde dahin abgeordnet und traf gleichzeitig mit dem Schiffe dort ein.

Es brachte 15 Mann von dem kleinen Piquet, das in Lindau gestanden, und diese wurden sogleich nach der Stadt geführt.

Doktor Schneider, sowie mehrere der Deputierten waren dem Zuge schon entgegengeeilt und sie bestürmten den Kommandanten des Piquets mit Fragen.

„Wir lagen heute früh um 3 Uhr am Landtore," erzählte der Unteroffizier, „es war eben eine Ablösung vorüber, da pocht es an dem verschlossenen

Tore. „Wer da?" ruft der Posten und ich selber trete vor, weil mir das Pochen um diese Stunde doch verdächtig war. Übrigens konnte es doch eine Ordonnanz aus Bregenz sein und so wollte ich denn gleich sehen, was sie bringe. Wir warten erst eine Weile auf Antwort und es rührt sich nichts, dann auf einmal ruft einer draußen: „Das werdet Ihr schon sehen; macht auf!" Wenn's ein ehrlicher Kerl ist, warum sagt er seinen Namen oder sein Begehr nicht, denk' ich, das ist Geflunker und dabei ist keine Zeit zu verlieren. Schieß! sag' ich zur Schildwache und der brennt den Stutzen los. Aber das war wie ein Signalschuß. Jetzt heult es draußen wie eine ganze Schaar Wölfe, Trompeten werden zum Angriff geblasen und ehe wir noch recht wußten, daß wir überfallen waren, stürmt der helle Haufen auf die Mauer. Es waren ihrer zu viele. Keine Kompagnie, wie wir später sahen, aber für uns 19 Mann doch übergenug. Wir zogen uns also hinter die zweite Mauer zurück und holten die Zugbrücke hinter uns auf, daß keiner herüberkommt, Dann sprangen wir auf den Wall, um in den Feind hineinzufeuern. Der Spitzbube von einem Torwart muß aber, wie die Lindauer überhaupt, mit den Würtembergern einverstanden sein, denn kaum waren wir auf dem Wall, so läßt der Schandbube die Zugbrücke wieder hinunter und wir hatten jetzt Zeit, daß wir weiter kamen. Bis an den Damm haben wir uns plänkelnd zurückgezogen, was wir tun konnten, haben wir getan, aber sie waren uns halt zu stark und so mußten wir froh sein, in

das Schiff und in den See hinauszukommen. Es ist ein Wunder, daß sie uns nicht verfolgt haben, aber nachgeschossen haben sie uns weit genug und wie wir auf dem Schiffe waren, habe ich erst gesehen, daß wir nur mehr 15 sind. Einen habe ich von einer Kugel getroffen fallen gesehen, was mit den andern ist, weiß ich nicht."

Der wackere Korporal von den Salzburger Jägern, der das Kommando geführt hatte, hielt inne. Er war von der schlaflosen Nacht, dem Kampfe und der Anstrengung beim Rudern ganz ermüdet. Aber er mußte noch mehreres beantworten, ehe man ihn mit seiner Schaar entließ.

„Also viele waren's nicht?" fragte einer.

„Nein, etwa nochmal so viel wie wir und ein Offizier hat sie geführt. O, wir hätten uns auch halten können, aber die Lindauer hatten ihre Haustüren alle fest versperrt, daß wir uns nirgends hineinwerfen konnten und aus den Fenstern haben sie uns noch geschmäht und nachgehöhnt."

„Und glaubt Er, daß eine größere Truppenmacht folgt?"

„Denk' nicht, Euer Gnaden, auf der Buchhorner Seite ist's bis jetzt leer, aber von Kempten und Isny könnte der Druck kommen."

Dieser Meinung waren auch die Deputierten und sie beauftragten den Doktor Schneider, unverzüglich nach Weiler abzugehen, damit die in Allgäu aufgestellten Schützenkompagnien durch das Schießen in Lindau irregeführt, nicht veranlaßt würden, ihre

gegenwärtige Stellung durch Entsendungen zu schwächen. Auch sollte er die unzufriedenen Schützen beruhigen und sie verhindern, wieder nach Hause zu ziehen.

„Willam," sagte Doktor Schneider, als er in den Wagen stieg noch zu dem Dabeistehenden, „tut mir den Gefallen und sorgt für meine Frau, daß sie mit meiner Schwester bald fortkommt und ich lasse sie nochmals grüßen. Sie soll sich nicht fürchten. Schneider, Ihr kommt mit mir als mein Sekretär und Ihr Sander sucht den Hauptmann Metzler auf in Schwarzenberg und erzählt ihm, was hier vorgeht und daß ich das Kommissariat angenommen habe — weiter braucht's nichts. Sagt, ich wäre selber gern gekommen, muß aber noch nach Staufen und in's Allgäu weiter. Wir würden uns schon später noch sehen.

Und fort rollte die Kutsche unter dem erneuten Lärm von Schüssen, den der Wind von Lindau herübertrug.

Aus den entfernten Ortschaften trafen jetzt, durch das Schießen allarmiert, von Viertelstunde zu Viertelstunde frische Abteilungen ein und was entbehrlich war, bis auf eine geringe Besatzung, wurde dem Rittmeister gegen Lindau nachgesendet. Dort war inzwischen der Kampf beinahe entschieden.

Etwa vierzig Hofrieder Schützen, die zuerst vor Lindau angelangt waren, erstiegen mit Leitern die Mauern; verjagten die würtembergische Patrouille, die vergebens auf das Nachrücken einer größeren Truppe von Hofen gewartet hatte, und drängten sie

bis auf den Damm zurück, wo sie auf dieselbe Weise, wie das von ihr vertriebene Piquet, auf Schiffen entkam, nachdem sie noch mehrere Verwundete in den Händen des Siegers zurückgelassen hatte.

Das Volk, erbittert gegen die Lindauer, welche die Würtemberger so offenbar begünstigt hatten, wollte die Stadt plündern und nur das feste Einschreiten der Offiziere und des Rittmeisters konnte diese Gewalttat hindern. Einiges Gesindel stahl sich freilich durch und benahm sich ungezügelt genug, wurde aber am wirklichen Plündern durch die Dragonerpatrouillen gehindert, die allein die Stadt durchritten, während sonst alle Mannschaft zurückgezogen war und außerhalb Lindau kampierte. Dorthin mußten die Bürger der feindlich gesinnten Stadt Bier und Wein in Fülle bringen, auch wurde Schuhwerk für die Bauern requiriert.

Ihre Begeisterung stieg durch den in Strömen fließenden Wein. Leute, die nie etwas anderes als Landwein getrunken, tranken jubelnd Siegestoaste in Burgunder, Malaga und Champagner. Wie ungewohntes Feuer rollte es durch die Adern und das Jauchzen wollte kein Ende nehmen. Der Rückmarsch nach Bregenz glich einem Triumphzuge und der Taumel teilte sich der ganzen Stadt mit, als die am Morgen Ausgezogenen um die Mittagstunde siegreich wieder einrückten.

Der Sieg war leicht, aber das schmälerte die Freude und den Stolz nicht. Ein großer Widerstand, den wir überwunden haben, läßt die Freude

in der ersten Zeit gar nicht recht aufkommen, die Erschöpfung ist noch zu groß und der Zweifel, der während des Kampfes mit uns war, weicht nicht so rasch. Wir müssen erst wieder frei und ruhig atmen lernen.

Singend und jubelnd strichen Gruppen durch alle Gassen, in alle Häuser wurden sie zum Mittagstisch hineingezogen und mußten erzählen und wieder erzählen.

Wie ein Blitzschlag aus heiterm Himmel — um ein altes auch schon damals gebrauchtes Bild zu nehmen — kam in alle diese vergnügten und lärmenden Kreise die Nachricht, die Vorarlberger Studenten seien aus Innsbruck angelangt und nicht etwa zur Unterstützung des Aufstandes, sondern auf der Flucht. Zersprengt und abgeschnitten sei die Studentenkompagnie, die Tiroler geschlagen, die Kaiserlichen über den Brenner retiriert, das ganze Inntal vom Feinde besetzt, die Verwirrung eine unsägliche.

So war denn dieser unerwartete Schlag doppelt furchtbar gefallen, weil die Vorarlberger noch immer auf eine Unterstützung von Tirol, auf das versprochene Nachrücken eines österreichischen Korps rechneten. Jetzt war es auch erklärlich, weshalb in der letzten Zeit auf alle Anfragen des Kommandanten um Verhaltungsmaßregeln keine Antwort gekommen war. Er fühlte sich isoliert, an sich selbst gewiesen, in einer Stellung, welche die schwerste Verantwortlichkeit auf sein Haupt sammelte und es schutzlos dem Blitzschlag der Vernichtung aussetzte. Sein Unwohlsein ward

10*

dadurch nur gesteigert und dennoch riß ihn der Schreck auf vom Krankenlager, als gegen Abend vom Spezialkommissär Fischer aus Landeck eine Estaffette anlangte, die den Ständen mitteilte, daß Tirol kapituliert habe und er selber aus Vorarlberg abberufen worden sei.

Der Rittmeister Tschiffeli, der mit einer leichten Wunde im Fuß von Lindau zurückgekehrt war, fluchte und wetterte und wollte gar nichts hören. Er erklärte alles für feige Lüge und trank seinen Ärger nieder.

Die Stände traten sogleich zusammen und der Kommandant erschien mit Riedmüller und noch einigen Hauptleuten in der Versammlung. Die Botschaft Fischer's wurde erneuert vorgelesen und der Waffenstillstandsabschluß in der Vompermühle, der durch Irrtum als eine vollkommene Kapitulation erschien, nahm beinahe allen Beisitzern den Mut zur weiteren Verteidigung des alleinstehenden Ländchens.

In der Tat, wie sich die Verhältnisse darstellten, war keine Hoffnung auf einen erfolgreichen Widerstand.

Napoleon in Wien, ein Korps von Franzosen, Baiern, Würtembergern allen Nachrichten zu Folge von Norden her im Anzuge, und endlich Tirol in den Händen des Feindes, und somit Vorarlberg auch von dort her bedroht, da war keine Aussicht auf Erfolg. Ein jeder weitere Widerstand konnte die Lage nur verschlimmern, den Feind nur erbittern und nach den größten gebrachten Opfern eine nur noch schrecklichere Verheerung über das Land herbeiziehen.

Und derselbe Tag, der mit einem Siege und mit

Jubel begonnen, endete mit dem Beschluß einer gänzlichen Unterwerfung.

Die Stände kamen dahin überein, sogleich eine Deputation an das würtembergische Kommando abzusenden, um eine günstige Kapitulation zu erwirken, daß das Eigentum geschützt, den Bauernschützen vergeben und der Einzug in Bregenz und in das Land erst nach sechs Tagen effektuiert werde. Zu dieser Deputation wurden Landrichter Metz, der Stadtrat Steger und der Hofrieder Amman Schnitzer gewählt und diese giengen unverzüglich ab, noch ehe das Landvolk von dem Beschlusse der Vertreter in Kenntnis gesetzt war.

Als die getroffenen Anstalten allgemein verkündet wurden, entstand eine hochgehende Bewegung des Unwillens unter den Mannschaften der Ausschüsse und es kostete viele Mühe, sie soweit zu besänftigen, daß sie nicht offen den Befehlen widerstrebten. Sie zogen scharenweise in der Nacht fort nach Hause.

Rittmeister Tschiffeli saß wie gewöhnlich im Gasthaus zur Krone, als Nachbauer in die Extrastube trat und sich dem Rittmeister näherte, und ihm die Mitteilung von dem eben in der Ständeversammlung Vorgegangenen machte.

„Na, da habt Ihr was Feines ausgekocht, Ihr Leutli,“ fuhr Tschiffeli auf, daß die übrigen Gäste, die sich herbeigedrängt hatten, um etwas zu erfahren, vor Schreck fast aus einander stoben.

Nachbauer erwiderte kein Wort, er überreichte nur ein gedrucktes Blatt. Es war der Amnestiebefehl,

den der Fürst von Neuchatel im Namen des französischen Kaisers aus dem Hauptquartier zu Schönbrunn am 14. Mai erlassen hatte.

„Was ist der Wisch? les' er mir ihn," rief Tschiffeli, indem er das Blatt dem Nächsten reichte. Dieser las:

„1. Die Miliz oder sogenannte Landwehr ist aufgelöst."

„2. Ein General-Pardon wird hiermit allen Gliedern derselben, welche sich spätestens binnen vierzehn Tagen, nach der Einrückung der französischen Truppen in die Ortschaften, wohin sie gehören, nach Hause begeben werden."

„3. Sollten Offiziere derselben in dem gegebenen Zeitraume zurück zu kehren unterlassen, so sollen ihre Häuser abgebrannt und ihre Möbeln oder sonstiges Eigentum konfisziert werden."

„Ja, da versteht sich's freilich, daß Ihr heimgeht; könnt' Euer Hüsli und Güetli kosten," unterbrach der Rittmeister den Vorleser in wegwerfendem Tone und stürzte ein volles Glas hinunter.

„Nicht nur deswegen, Herr Rittermeister," entgegnete Nachbaur mit würdigem Ernste, „an meinem Hüttle wär' wenig gelegen und 's bizle Habe von einem Dorfschulmeisterle ist bald gezählt, aber wenn die drüben das Tirolerland preisgeben, so sind wir von zwei Seiten angegriffen und da ist an kein Halten mehr zu denken. Oder wollt I h r 's Kommando übernehmen? der Herr Hauptmann Camihel ist mit dem Riedmüller fort."

„Fort? Bi Gott's!“ schrie der Rittmeister überrascht auf, „daß Dich! . . fort ohne ein Wörtli zu sagen? fort und laßt die kaiserlichen Soldaten im Stich.“

„Wie ich's sage, Herr Rittmeister. Wir haben keinen Kommandanten mehr und wenn wir noch länger Widerstand leisten, so muß es das Ländle selber bezahlen. Les't doch, Quartiermeister.“

Der Aufgeforderte las:

„4. Die Ortschaften, welche Mannschaft zur Land-„wehr geliefert haben, sind gehalten, dieselbe zu-„rückzurufen und die Waffen, die sie erhalten, so-„gleich abzuliefern.“

„5. Den . .“

„Zum Teufel das fünftens und neunmalhundertneunundneunzigstens!“ rief der Rittmeister zornig, riß dem Quartiermeister den Befehl aus den Händen und in Stücke, die er auf den Boden warf und auf denselben wütend herumtrat, denn er war nach dem letzten Schlucke heftig aufgesprungen, „tut in Teufelsnamen was Ihr wollt — ich sag's Euch in's Gesicht — Ihr seid ein feiges Gesindel und verdient gar nicht, daß Ihr wieder kaiserlich werdet! Laßt Euch schinden bis Ihr tod seid! 's ist Eure Haut! Mir ist's eins.“

„Feige sind wir nicht, Herr, und Gesindel auch nicht, sondern ehrliches Landvolk,“ versetzte Nachbaur mit Wärme, „das man zum Aufstand gereizt hat und dem man zugesagt hat, es zu unterstützen und nicht fallen zu lassen. Ob man's gehalten, das

wißt Ihr am besten und ich denke fast, wir hätten mehr Recht uns zu beklagen, als Ihr, dem Niemand was zu Leide getan und der hergeschickt worden ist, uns beizustehen, nicht aber uns zu unsinnigem Widerstand anzufeuern, der uns nur zum Verderben führen kann. Ihr selbst seid mit uns rings eingeschlossen und Ihr tut am besten, auch für Euch oder doch wenigstens für Eure Soldaten zu kapitulieren, Euch selber aber in Euer Vaterland zu salvieren, das Euch die Aufnahme gewiß nicht versagen wird."

„Verflucht, wenn ich's tu'!" tobte Tschiffeli, „ich laufe nicht davon und verlaß meine braven Leutli nicht. Sie halten zu mir und ich zu ihnen und ergeben, so lange ich noch einen Säbel in der Faust habe, das tu' ich nicht; bi Gott's, ich tu's nicht! Ihr könnt meinetwegen Recht haben — Ihr seid angesessenes Bürger- und Bauernvolk — ich aber bin Soldat und vom Kapitulieren steht in meinem Reglement nichts. Adieu Vorarlberg, ich such' den Weg in's Böhmerland, den die Obersten Graf Kinsky und Graf Wartensleben vor vier Jahren marschiert sind, dorthin will ich mich durchhauen, laßt Ihr Euch hier durchhauen von Euren königlichen Beamten. 'S ist Euer Leder!"

Rauh auflachend verließ er das Zimmer und kaum eine Stunde später mit etwa zweihundert Mann Fußvolk und Reiter auch die Stadt, in der er sich wenig Freunde erworben hatte.

Sein Fehler war, daß er eben nicht denselben Weg verfolgte, wie die beiden Obersten vor ihm,

sondern gerade aus nach Norden zog. Die kleine Schar beunruhigte Schwaben nicht wenig und gelangte bei Ehingen glücklich über die Donau. Von hier aus erst nahm er die Richtung gegen Böhmen. Schon zu Geißlingen wurde er von einer kleinen bairischen Abteilung und dem Bürgermilitär der Stadt angegriffen und erlitt später noch bedeutende Verluste an Versprengten und Desertierten.

Am 27. Mai ruhte er mit seiner kleinen Schaar in einem Walde zwischen Neumarkt und Amberg, nahe der böhmischen Grenze, als Oberst Reiset mit 200 Dragonern und beinahe ebensoviel nassau'schem Fußvolk ihn ereilte und überfiel. Nach langem und mutvollem Widerstand, nachdem ein großer Teil seiner Leute verwundet, gefallen oder zu Gefangenen gemacht war, wurde auch er überwältigt. So endete sein kühner Zug mit der Gefangenschaft, die er so sehr gescheut hatte.

* * *

Der 21. Mai brach an, der Tag, den die Kanonen von Aspern dröhnend begrüßten.

Doktor Schneider, der spät in der Nacht erst von seiner Reise in's Allgäu nach Weiler zurückgekehrt war, um bei seiner Mutter wenige Stunden der Ruhe zu pflegen, wurde durch Lärm und Geschrei aus seinem kurzen Schlafe geweckt. An seinem Bette stand die Mutter.

„Ist's denn möglich?“ rief sie, sobald er die Augen geöffnet hatte, „ist's denn möglich und war Dein Reden gestern nichts als Lüge?“

„Mutter, sagt, was ist's?“ fragte er betroffen.

„Die Ausschüsse sollen nach Hause gehen, die Stände haben kapituliert, alles soll wieder bairisch werden? Und was hast Du gestern alles geredet? War das nicht das Gegenteil?“

„Es ist nicht möglich, Mutter!“ rief Schneider, indem er sich heftig emporrichtete. „Hätte ich denn erst nötig gehabt hier herumzufahren? Die Bauern wollten ja nach Hause gehen, wozu hätte ich sie erst zurückhalten müssen? damit sie heute geschickt werden? Es ist nicht möglich, Mutter, sag ich!“

„Nicht möglich? ja ich sag's auch, es ist nicht möglich, aber hörst Du, was sie draußen schreien! geh' doch nur und sag' es ihnen, daß es nicht wahr ist.“

Mit einem Sprunge war Schneider in seinen Kleidern und am Fenster, das er heftig aufriß. Draußen trieben sich Haufen von Bauern durch den Ort, sie schrien und wüteten, aber es war nicht zu verstehen, was sie wollten. Weiter aufwärts in der Straße drängte sich eine Menge um einen einzelnen Redner, der auf einem Fasse stand, — es war Hauptmann Müller, der zu den Bauern mit mächtigen Gestikulationen sprach.

Schneider konnte auf diese Entfernung die Worte nicht verstehen.

„Was tut der Mensch wieder?“ fragte er die Mutter, und diese war so eingenommen gegen den Hauptmann, daß sie erwiderte:

„Gutes wird's nicht sein. Er ist halt für nicht's gut, als um die Leute aufzuhetzen.“

„Ich muß selber sehen,“ rief Schneider und schon hatte er das Zimmer verlassen und eilte dem Ende der Straße zu, wo Müller die Menge haranguierte. Er hörte noch, wie der beredte Wirt schrie:

„Und so ist's, so war's und so wird's immer sein! Die Bürger haben das Heft in der Hand, sie betrügen den armen Bauer, wenn er zu Markt kommt, um den letzten Batzen, sie wollen bei allem, was der Bauer braucht und bei allem was er verkauft, ihren Profit als Unterhändler haben; sie haben uns angestiftet, vom Hause fort und in's Feld zu ziehen, damit sie daheim bleiben können bei ihren Weibern und wir, wir sind die guten Lallen, und haben unser Blut vergossen für die feigen Bürger-Soldaten, die freilich eine schöne Uniform haben und einen Stutzen auch — aber von dem wollen sie nichts wissen, außer am Sonntage zum Scheibenschießen. — Hört Ihr's Brüder! sie wollen nichts von Freiheit und Gleichheit wissen und nichts von unserm guten Kaiser Franz und unserm Erzherzog Johann, die uns die Freiheit und Gleichheit versprochen haben, darum haben sie uns hingehalten, wie wir gegen den Feind ziehen wollten; sie haben uns gehindert, die verfluchten Bayern totzuschlagen und hinter unserm Rücken haben sie jetzt die Kapitulation abgeschlossen. Das heißt, sie wollen uns erst verraten und verkaufen, denn so schnell geht das nicht; die Würtemberger sind noch lange nicht da und alles ist erlogen, schandhaft erlogen! Es ist nicht wahr, sag ich Euch, ich, der Müller aus Bludenz, daß die Tiroler geschlagen

sind und in Innsbruck kapituliert haben! Kein Wort ist wahr, sag ich Euch! Ich kenn den Andreas Hofer, den Passeyrer Wirt, ich kenn ihn gut und der tut's nicht. Der hat's bei seinem Bart geschworen! — Falsche Depeschen sind's und Spitzbuberei ist obendrein dabei. Die saubern Kommandanten stecken unter einer Decke mit den Franzosenfreunden, den Bregenzern. Zuerst haben sie den Bauern abgenommen, was sie erobert haben, wie das Konstanzer und das Hofner Depot, und haben sich davon bereichert. Das Geld, das gekommen ist für Eure Löhnung, das haben sie für sich behalten und gesagt, es sei gar nichts gekommen und jetzt, wo sie genug haben, verkaufen sie noch uns — die Bregenzer unterhandeln — sie aber sind bei Nacht und Nebel davon."

Ein Wutgebrüll der aufgebrachten Menge unterbrach den verwegenen Redner. Schneider suchte unterdessen näher an Müller heranzudrängen, es gelang ihm endlich durchzukommen und neben dem Fasse angelangt, auf dem sich Müller spreizte, stieß er wie durch Zufall so stark daran, daß es in's Schwanken geriet und der stumm gestikulierende Wirt so rasch als möglich herabspringen mußte.

„Was fällt Euch ein, Bernhard Müller, die Leute so aufzuhetzen?" fragte Schneider den wütend um sich blickenden Hauptmann. „Wie könnt Ihr das den Ständen gegenüber verantworten? Es ist ja keine Silbe wahr."

„Oho! der Herr Kommissär?" krähte Müller, da seid Ihr ja. Ihr wollt mich zur Verantwortung

ziehen und Ihr sollt Euch selber verantworten. Gestern spracht Ihr zu den Leuten, sie sollten sich gedulden und ausharren, und heute kommt Ihr wahrscheinlich wieder, um uns nach Hause zu schicken.“

„Nein, das will ich nicht,“ rief Schneider laut, um auch in dem Lärm verstanden zu werden, denn der Disput hatte nur die Aufmerksamkeit der Nächststehenden erregt, „ich begreife überhaupt nicht, wie sich ein so verwirrtes Gerücht . .“

„Oho! da ist von keinem Gerücht die Rede, die Sache steht schwarz auf weiß, da les't, was Ihr vielleicht selber diktiert habt.“

Schneider nahm das auch an ihn gerichtete Schreiben der Stände, das diesen Morgen erst angekommen war, die Ausschüsse zum ruhigen Auseinandergehen aufforderte und die Kapitulation Tirols anzeigte. Der Bote hatte das Verschwinden der Hauptleute und den Abmarsch des Rittmeisters mitgeteilt und Müller hatte die Gelegenheit benützt, sich recht populär zu machen und seinen anarchischen Gelüsten freien Lauf zu lassen.

Schneider hatte das Schreiben mit Hast durchlesen, doch war er von der Nachricht weniger bestürzt als erstaunt. Er hatte die Dinge ja schon früher so kommen gesehen, sie konnten ihn nicht besonders überraschen, nur unerwartet rasch brach das Ende herein.

Daß der Schritt der Stände unter diesen Umständen der einzig richtige, für das Land rettende sei, das war ihm keinem Zweifel unterworfen, nur er-

kannte er ganz gut die Schwierigkeit, die aufgeregte Masse zum vernünftigen Nachgeben zu bringen. Vor allem erschien es ihm wichtig, Müller zum Schweigen zu bewegen und dazu war ihm der Zufall günstig. Dem Schreiben lag auch der Befehl Napoleons bei, von dem Tschiffeli am Abend zuvor ein Exemplar zerrissen hatte, und dieser Befehl war von Müller gänzlich übersehen worden, so schien es wenigstens, da die ihn umgebende Schleife nicht gelöst war.

Während Schneider las, schwieg Müller und starrte nur mit giftigem Blicke nach Stanzi's Bruder, auf den ja auch ein Teil seines unbefriedigten Hasses fiel, er suchte auf dem Gesichte des Doktors den Eindruck zu lesen, den die Zuschrift hervorbrachte. Aber Schneider hatte seine Miene viel zu sehr in der Gewalt, um die leise Befriedigung merken zu lassen, die ihm dieser anscheinend unblutige opferlose Ausgang des unbedacht und zur Unzeit losgebrochenen Aufstandes bereitete.

Er zeigte nur das Erstaunen, das ihn wirklich im ersten Momente überkommen hatte.

„So ist's denn wahr?“ rief er, „ich wollte es nicht glauben. So ist denn alles vorüber?“

„Nichts ist vorüber, denn alles ist eine Lüge,“ brüllte der Wirt, „wir lassen uns nicht verkaufen!“

„Nein, wir lassen uns nicht verkaufen!“ schrie die Menge nach, und Schneider hatte Mühe wieder zu Wort zu kommen.

„Habt Ihr das auch gelesen?“ fragte er Müller

und reichte ihm den kaiserlichen, deutsch und französisch gedruckten Befehl hin, „es ist wichtig.“

Müller las, aber es schien nicht den erwarteten Eindruck auf ihn hervorzubringen.

„Unsere Häuser will er verbrennen,“ schrie er im Gegenteile mit einem Pathos, das Fallstaff's würdig gewesen wäre, „der elende Ursuspater! Mag es der Franzosenhund immerhin tun. Wir stehen noch weit über der eigensüchtigen Furcht des Bregenzer Krämervolks. Mag er unsere Häuser anzünden, daß sie in Flammen aufgehen. Die Rauchsäule, die zum Himmel aufwirbelt, wird bei Gott um Rache rufen, sie wird gerade aufsteigen wie die Rauchsäule vom Opfer Abels. Wir sind Abel und der Franzosenkaiser ist Kain, der Brudermörder. Unser Opfer ist Gott wolgefällig, denn wir legen unser Hab und Gut auf den Altar unseres Vaterlandes. Wir wollen es freudig tun. Ich sage: Sie sollen mein Haus verbrennen und meine Habe nehmen — ich wanke nicht.“

„Der Herr Adlerwirt hat leicht reden,“ bemerkte eine Stimme aus der Menge, die bei der Stille und Aufmerksamkeit, die in der Pause fortdauerte, allgemein vernehmbar war. „Er ist froh, wenn sie ihm seine Schulden nehmen und vom Haus ist kein Ziegel mehr sein.“

So rasch wechselt die Laune der Masse, daß jetzt wie auf einen Zauberschlag aus dem früheren Wutgebrülle ein lautes Gelächter wurde. Müllers zerrüttete Verhältnisse waren zu gut bekannt, als daß

die kurze Bemerkung nicht von der schlagendsten Wirkung sein hätte sollen.

Müller suchte vergebens durch die Macht der Rede sein verlorenes Terrain wieder zu gewinnen. Er konnte der heitern Stimmung, die sich aller bemächtigt hatte, nicht mehr Herr werden.

„Das ist die Stimme der Verläumdung," schrie er heftig, „ich will darauf gar nicht antworten. Aber wie es immer sein mag, mir ist nichts zu hoch und zu lieb, das ich nicht gerne hingäbe, wenn es die Befreiung unseres Ländles gilt und ich rede nicht allein von mir — ich weiß es, ich kann es auch für Euch versichern, daß keiner unter Euch ist, der nicht gleich mir denkt. Und weil wir alles opfern wollen, so dulden wir's nicht, daß andere hinter unserm Rücken mit dem Feind unterhandeln. Wir wollen es nicht, wir sind aber das Land, also will's das Land nicht, und wer gibt den Bregenzern, die für ihre Stadt zittern, und den Ständen, die man eingeschüchtert hat mit falschen Nachrichten, das Recht, über das Land zu beschließen und abzuschließen? Ja, Brüder, wir werden von hier fort und nach Bregenz hineinziehen, aber nur um dort unsern — den Willen von Vorarlberg durchzusetzen und dann wehe den Verrätern. Ich will Euch führen und will Euch so beweisen, daß ich den elenden wälschen Banditenhauptmann nicht fürchte, mag er drohen, womit er will!

„Aber er wird nicht blos drohen," sagte Schneider leise zu Müller, „sondern er wird Euch füssilieren

lassen, wenn er Euch fangt, Müller. Er macht gegen Kapitulationsbrüchige keine Umstände."

„Füssilieren?" stotterte der Müller, der plötzlich ganz bleich wurde und dessen Augen scheu umherirrten, „davon steht ja nichts . . ."

„Glaubt Ihr, der Kommandant und Riedmüller wären sonst geflohen?"

Von diesem Augenblicke an sprach Müller keine Silbe mehr, er fühlte sich offenbar nicht mehr so löwenmutig gestimmt.

Ohne von ihm unterbrochen zu werden, konnte jetzt Schneider sich an die Menge wenden, die seit der komischen Episode für seine beruhigenden Worte empfänglicher geworden war. Seinem Zureden gelang es, die Vernünftigen für sich zu gewinnen, und diese wirkten wieder weiter, bis die Masse überzeugt war, es sei nichts anderes zu tun, als für jetzt den Anordnungen der Stände Folge zu leisten.

Es war dies kein leichter Sieg, denn wenn das Landvolk einmal aus seinen Verhältnissen gerissen, dem Banner des Aufruhrs folgt, so gehören mächtige Hebel und große Gewaltanstrengungen dazu, dem Strom eine Schranke entgegenzudämmen, die seine Ausschreitungen fesselt und in das alte Bett der Ruhe und Ordnung zurückzwingt.

Die Schützenkompagnien gaben sich endlich so weit zufrieden, daß sie versprachen, ungesäumt nach Bregenz zurückzumarschieren und sich dort den weiteren Weisungen zu fügen.

„Und Ihr, Herr Hauptmann, wollt auch dem Wohle des Vaterlandes das Opfer bringen und Eurem kriegerischen Drang für jetzt entsagen?“ fragte Schneider, indem er sich ohne Hohn in der Stimme an Müller wandte.

Dieser gab kleinlaut mit einem leichten Kopfnicken die Zusicherung und traf alsbald mit seiner Kompagnie Vorbereitungen zum Abmarsch, die sich auch auf die verhafteten Beamten erstreckten, indem man sie wieder freiließ. Alsbald trafen auch die Gerichtsdiener, Knechte und Kordonnisten wieder ein, die schon, wie der Gerichtsschreiber Schobel und Kassier Nagel aus Höchst und die andern gefangenen Beamten, am Tage zuvor auf Schneiders Veranlassung und Garantie der Stände für ihr Wiedererscheinen auf freien Fuß gesetzt worden waren.

Doktor Schneider schickte sich an, auch die andern Kompagnien der von den Ständen an diesem Morgen erhaltenen Weisung gemäß in ihren Stationen aufzusuchen und zum ruhigen Abzug zu bereden, fand die Stationen aber größtenteils schon geräumt.

Halb rasend kamen Mittags die Montafoner, Sonnenberger und Klostertaler Kompagnien in Bregenz an. Das Gerücht von den falschen Staffetten, von der Unwahrheit der Innsbrucker Kapitulation, von der Flucht der Hauptleute hatte sich allgemein verbreitet. Sie wurden darin durch einige Hauptwortführer bestärkt. Einer von diesen war Leutnant Tschanett von der Rankweiler Kompagnie.

– Er reizte die Bauern, wie früher Müller in Weiler getan, und zog eine große Schar an sich, mit der er den Ständen, der Stadt Bregenz und vor allem den Deputierten drohte, die mit der Kapitulation an das würtembergische Kommando abgegangen waren. Doch blieb es vorderhand bei bloßen Drohungen, und die meisten begnügten sich damit, eine gute Bewirtung zu fordern.

Am tollsten gieng es in den Wirtshäusern her. Haufenweise strömten sie in alle Lokalitäten, die sie offen fanden, oder sich öffnen ließen und schlugen Lärm, wenn sie nicht rasch genug bedient wurden. Frau Pietschnau hatte heute einen schweren Tag, so resolut sie sonst auch war und so flink sie ihre Kellnerinnen auf den Füßen erhielt, heute wollte es beinahe nicht reichen, denn immer kamen noch neue Scharen, die alle Platz und Essen und Trinken haben wollten.

„Wenn das nicht bald ein Ende nimmt, so weiß ich nimmer aus,“ klagte die junge Witwe ihrer Schwester Marie, „wir haben nicht ein Lot Fleisch mehr im Hause und ich habe umsonst schon zu allen Metzgern geschickt. Und höre, wie sie toben! Ich getraue mich gar nicht zu ihnen hinein, ein so schreckliches Spektakel machen sie.“

„So will ich hinein,“ sagte die Schwester gleichmütig, „sie werden sich schon zufrieden geben, wenn sie wissen, daß wir nichts mehr haben. Brot und Wein sollen sie soviel bekommen, als sie verlangen.“

„Du willst gehen?“ fragte Frau Pietschnau erstaunt.

„Warum nicht? sie werden mir nichts tun, wenn ich mit ihnen reden will.“

„Du hast mehr Mut als ich,“ rief die Frau Postmeisterin, „aber Du hast Recht, Marie, sie werden Dir nichts tun, Du bist ja so gut und treu.“ Sie sprach nicht weiter, denn sie wurde von einer Magd abberufen, die ihr anzeigte, es seien soeben sechs Herren in einem Wagen angekommen, die fragten, ob sie in einer Stunde frische Pferde nach Lindau haben könnten. Es seien, fügte sie hinzu, wie sie gehört habe, Deputierte aus dem Oberland und sie wollten auch zu den Würtembergern weiter um gut Wetter bitten.

Frau Pietschnau schoß rasch davon aus der Küche, ihre Schwester aber schritt über den Gang dem Zimmer zu, indem der Lääm am wildesten tobte.

Frau Pietschnau hatte Recht, sie gut und treu zu nennen. Sie gieng so ruhig ihres Weges und sah so freundlich und bescheiden aus. Es wußte Keiner, was für ein edles Herz unter dieser einfachen Hülle verborgen war. Hatte sie ja doch einst des seligen Herrn Pietschnau Bewerbungen um sie abgewiesen, weil sie wußte, wie sehr ihn ihre Schwester liebe, und das bischen wehe Gefühl, das sie bei dem Opfer beschlich, schwand vollkommen, als sie das Glück sah, mit dem später die jüngere Schwester dem schönen Manne nach Bregenz folgte. Ja diese Geschichte

kannte freilich Keiner — aber wie treu und gut ihr Herz sei, das mußte doch Einer so recht erkannt haben.

Und der Eine kam da gerade die Treppe herauf, als Jungfer Marie oben an derselben vorüber wollte.

„Guten Tag, Jungfer Marie,“ grüßte er, „ich bin nur rasch herüber gekommen, weil ich dachte, man könnte mich hier brauchen bei der wüsten Wirtschaft. Oder kann ich wieder gehen?“

„Es ist aber recht freundlich von Ihnen,“ dankte das Mädchen, „recht freundlich, Herr Oberschreiber!“

Sie dankte so freundlich und blieb unwillkürlich ein Weilchen stehen und ihre Wangen überflog ein ganz sanftes liebliches Rot, man konnte es deutlich sehen, so dunkel es auch im Hausgange war. Der Herr Oberschreiber Kayser sah es auch und ihm wurde d'rüber recht warm in der Brust.

Er strich sich erst das dichte lockige Haar von der Stirne aufwärts, denn er wußte jetzt selber nicht, was er weiter sagen sollte, er sah sie stumm an, aber seine Augen funkelten und blitzten noch viel mehr als sonst.

„Ja, wenn ich irgendworin nützlich sein soll, so sag's die Jungfer nur, ich will gerne helfen, wo ich kann,“ sagte er jetzt nach einer Pause, „mein Vater meint selber, das Volk könnt's zu arg treiben und man müsse zusehen, wie man Unbill verhindere.“

„Ist doch recht schön vom Herrn Syndikus, daß er auch an uns denkt, wo er als Vormann der

Schutzdeputation ohnedem schon so viel zu tun hat. Aber so schlimm es geht, wir richten's schon noch."

„Ja, die Jungfer und die Frau Schwester sind reg in der Wirtschaft, es wär' wohl ein Glück, auch einmal so einen Hausschatz heimzuführen, wenn wieder Fried' im Lande ist.

Marie sagte kein Wort darauf, sie sah auf ihre Schürzenbänder herab, die sie frisch knüpfen mußte, es wollte aber gar nicht recht zu Stande kommen und dabei hob sich das Busentuch gar ungestüm über dem in freudigem Schreck zitternden Herzen.

„Schlag die Jungfer ein," bat er jetzt mit innigem, zur Seele dringendem Tone und reichte ihr die Hand hin, die ebenfalls vor Aufregung bebte. Das Mädchen legte ohne aufzusehen die ihre in die dargebotene Hand und konnte doch noch eine ganze Weile keine Silbe sprechen.

So standen sie da und Marie hatte ganz darauf vergessen, was sie der Schwester versprochen hatte, als sie plötzlich durch ein lauteres Geschrei, das von dem Zimmer nebenan erscholl, aus ihrer seligen Vergessenheit aufgerissen wurden.

„Ach! ich muß ja da hinein, um den Leuten zuzureden, daß sie gut tun," rief Marie plötzlich aus und mit einem warmen Blick zog sie ihre Hand zurück und wollte in das Zimmer eilen, als die Tür von innen plötzlich aufgerissen wurde und ein tobender Haufe, von einem halbtrunkenen Offizier, geführt aus dem Zimmer stürzte.

„Mir nach, mir nach! wir wollen das Depot stürmen. Die Bregenzer wollen uns nur fort haben, damit sie's allein behalten können. Aber das Depot gehört uns und wir wollen sehen, wer uns wehrt, es mit zu nehmen! Mir nach!“

Der Haufe polterte mit wildem Geschrei die Treppe hinunter und Marie, die mit dem Oberschreiber rasch bei Seite getreten war, als die Rasenden vorbeistürmten, eilte jetzt rasch nach der Extrastube.

„Ich will's nur den Herren Deputierten sagen,“ sprach sie zu Kayser, „die sind ja auch aus dem Oberland. Erzählen sie's Ihrem Vater, vielleicht laßt sich das Unheil noch verhindern.“

So waren sie beide wieder in das praktische Leben hinausgerissen. In jenen Tagen war auch der Liebe die Zeit knapp zugemessen.

Die Deputierten des Oberlandes, in der Meinung, es sei sonst alles ruhig, ließen den Leutnant Tschanett, der mit Gewalt in die Depotgewölbe dringen wollte, arretieren und auf die Hauptwache bringen. Es währte aber nicht lange, so war vor der Hauptwache ein großer Auflauf entstanden und die drohenden Anzeichen mehrten sich. Die Wache war von Bürgermilitär besetzt, aber viel zu schwach und allen Insulten ausgesetzt.

Es blieb nichts anderes übrig, als den Leutnant wieder freizugeben und um doch den Schein zu retten, wurde er beauftragt, seine im Allgäu kantonnierende, noch nicht avisierte halbe Kompagnie abzuholen.

Auf diese Art war die Stadt fortwährend bedroht und von den durchziehenden Ausschußabteilungen und andrerseits wieder von den Würtembergern, die zwar die Kapitulation in den gebotenen Punkten akzeptiert und die Deputierten freundlich aufgenommen hatten, jetzt aber bei einem raschen Vorrücken im Vertrauen auf die zugesicherte Unterwerfung, durch die drohend gegen Lindau streifenden Bauernpatrouillen leicht angegriffen und zur Repressalie an der Stadt veranlaßt werden konnten.

Diese Sorge war aber eine überflüssige, denn für's erste hielten die Würtemberger genau den ausbedungenen Termin von 6 Tagen ein und dann hatte aller Unmut des Landvolkes dennoch keine Nachhaltigkeit. Im Anfange schien es zwar, als wollten alle Bestrebungen, es zu beruhigen, an den widersprechenden neuern Nachrichten scheitern, die dahin lauteten, daß in Tirol die von der Schutzdeputation zu Hall geschlossene Kapitulation nicht gehalten werde, — aber die Schützen zogen sich allmälig ganz aus Bregenz in's Oberland zurück, wo sie warten wollten, bis sie genau wüßten, wie es in Tirol drüben stehe. Rühre sich dort noch Jemand, dann wollten auch sie sich wehren.

Nur das in Bregenz zurückgebliebene Depot wünschten sie zu retten, sie hatten es ja erobert und nun sollte es in die Hände des Feindes zurückfallen. Aber in demselben Momente, als drei Schützen am 24. Mai in Bregenz einfuhren, um zu rekognoszieren, ob ein Handstreich noch Aussicht auf Erfolg habe, rückte

von der entgegengesetzten Seite eine Patrouille von sechs würtembergischen Chasseurs à cheval in die Stadt, sprengte durch die Gassen und verfolgte die flüchtenden drei Tiroler bis zur Ach. Ohne der Flüchtlinge habhaft geworden zu sein, kehrte die Patrouille wieder zurück und veranlaßte die Einschiffung des Depots, von dem aber früher noch ein bedeutender Teil von der ärmern Bevölkerung der Stadt verschleppt oder von der zurückgebliebenen Wache verkauft wurde.

Der Rest der Patrouille verließ alsbald Bregenz wieder und erst am folgenden Tage, am sechsten nach Abschickung der Deputation, rückte eine starke gemischte Abteilung Würtemberger und Franzosen unter Kommando der Generäle Schöler und Koseritz und des französischen Obersten Grouvelle in Bregenz ein und besetzte mit der vorzüglich zahlreichen Kavallerie das Unterland bis Dornbirn.

Am selben Nachmittag schritt der Ausrufer der Stadt unter starker Eskorte durch die Straßen und las den durch Trommelwirbel zusammengerufenen Bürgern folgenden Aufruf vor:

„Einwohner von Vorarlberg!“

„Hört auf, Euch durch Eure und unsere Feinde
„verführen zu lassen, Österreich hat unterliegen müssen;
„der Kaiser Napoleon ist in Wien; die italienische
„Armee befindet sich in Kärnten; die Russen stehen in
„Galizien und die Österreicher fliehen vor denselben.

„Der Marschall Herzog von Danzig ist am 19. Mai „in Innsbruck eingerückt.

„Kurz, es ist hohe Zeit, daß Ihr die Gnade Eures „guten Königs anruft; später verdient ihr seinen „Zorn.

„Ich versichere Euch auf meine Ehre, daß alle „diese Angaben der strengsten Wahrheit gemäß sind.

Augsburg, den 22. Mai 1809.

Der Divisions-General, Senator und Kommandant des Reservekorps,

Graf von Beaumont."

Diese furchtbaren, alle Hoffnungen vernichtenden Nachrichten schlugen alle Gedanken an einen erneuerten Widerstand bei jenen nieder, die sie mit angehört hatten, und so war dieser so günstig und doch mit so verschiedenen Gefühlen begonnene Aufstand dreißig Tage nach seinem Beginne scheinbar beendigt; der Rückkehr der Fremdherrschaft schien nichts mehr im Wege zu stehen — der kurze Traum war zu Grabe getragen.

VI.

Nein, der Traum war nicht zu Grabe getragen! Der Aufstand sollte nicht so ruhmlos enden. Der Name Vorarlbergs sollte sich nochmals verklären und eine neue Ruhmeskrone zu den schon errungenen fügen.

Mit seinem Nachbarlande Tirol teilt es den unvergänglichen Lorbeerkranz des unerschütterlichen Heldenmutes, der mit kindlichem Vertrauen jedesmal sein bestes Blut vergoß, so oft der Ruf von den Stufen des geliebten Trones zu Kampf und enthusiastischer Erhebung rief.

Mit Tirol teilt es den Ruhm der ungebeugten Treue, die sich ohne Murren und ohne Groll, wiewohl tränenden Auges und mit tiefem Schmerze, wiederholt dem gebieterischen Zwang des Staatswohls geopfert sieht, und doch ihr schönes Auge voll Glauben noch in der Knechtschaft auf den gesetzmäßigen Herrscher richtet.

Ein Schmerz, ein Stolz verbindet beide Länder, beide Zweige unseres deutschen Stammes so innig, daß selbst die Geschichte beider Schicksale vermengt

und beinahe auch die Länderkunde ihre Scheidegrenze verwischt, ihren Namen vereinigt hat.

Die Kapitulation von Innsbruck und jene von Bregenz, im Monat Mai geschlossen, waren nicht die Schlußstrophe jenes herrlichen Heldengesanges, in dessen mächtigen Orgelton wenige Jahre später das ganze Deutschland im brausenden Choral einstimmen sollte.

Der Traum war nicht zu Ende!

* * *

Im Schulhause zu Brederis an der Straße zwischen Embs und Feldkirch saßen um dieselbe Stunde, als der Ausrufer zu Bregenz die Proklamation des Generals und Senators Grafen von Beaumont verlas, mehrere Männer beisammen, von denen einige schon von sich reden gemacht hatten, und die alle derselben Meinung waren oder doch dieselbe Hoffnung hatten — der Traum sei nicht zu Ende.

Die Stube war nicht allzugroß, wie es eben die Schulstube eines kleinen Örtchens ist, die Wände kahl, und mit einem einzigen groben Holzschnitt geziert, der den Kaiser Franz vorstellen sollte und bis vor einem Monat in seinem Versteck gemodert hatte, so daß er jetzt von großen gelben Flecken entstellt war. Raum hatte die Stube genug, denn die Bänke standen übereinander getürmt in der Ecke — die Kinder hatten lange Ferien. Dort vor dem Fenster auf der großen Wiese marschierten, exerzierten und kämpften sie. Holzstücke waren die Stutzen und der das längste

trug, der große Junge mit dem papiernen Hute schief auf dem Kopfe, das war der Kommandant der wackern Schar.

Am Anfang der Wiese standen ein Paar Schützen und feuerten die Kinder an; aus dem Fenster aber sahen dem Spiele die in der Stube Versammelten zu, wenn ihr Gespräch eine Pause machte.

Da war Nachbauer vor allen, mit seiner kurzen Pfeife zwischen den festen gesunden Zähnen. Er sah heute wieder wie ein Wirt und Schulmeister aus, ohne Waffen, den langen fadenscheinigen Rockschoß um die gebleichten blauen Strümpfe und die alten kurzen Beinkleider geschlagen.

Es lag ihm viel im Sinne, erwartete er ja doch schon seit heute Morgen die Deputierten aus Landeck zurück, die er dorthin auf Kundschaft geschickt, um zu sehen, wie sich jenseits des Arlberges das Landvolk in die Kapitulation füge, und die andern waren bei ihm versammelt, um den Nachrichten gemäß ihre Beschlüsse zu fassen.

An der andern Seite des Tisches saß Müller, der, seit er sich wieder sicherer fühlte, auch sein altes Wesen wieder hervorgekehrt hatte. Doch führte er nicht mehr so unausgesetzt das Wort und hielt noch ein Bischen zurück, er wußte ja noch nicht, wohin die Wagschale sich neigen würde. Er hatte auch den Säbel nicht von sich gelegt und schlug oft daran, als wäre er jeden Augenblick bereit, ihn wieder zu ziehen.

Zwischen den beiden hatte der alte Riedmüller seinen Platz. Trotz aller Zureden Nachbauers war er noch immer niedergedrückt. Mit Hauptmann Camihel, dem er blindes Vertrauen schenkte, war er bei Bendern über den Rhein geflohen. Camihel, der alles verloren gab, reiste sogleich weiter nach Zürich, wo sich die österreichische Gesandtschaft befand. Riedmüller hingegen konnte es nicht über das Herz bringen, die Rheingegend zu verlassen und sich so weit von seinem teuern Vaterlande, dem er bis jetzt alle Kräfte geweiht, zu entfernen. So kam es, daß er von den Schweizer Kordonstruppen aufgegriffen und über Requisition der Vorarlberger Schützen an dieselben ausgeliefert wurde.

Das erbitterte Volk, durch seine Wortführer gegen ihn eingenommen, mißhandelte den ältlichen Mann dafür, daß er sie im Stiche gelassen, ja man nahm ihn sogar in Gewahrsam, um seine sogenannte Verräterei näher zu untersuchen. Auf Nachbauer's Verwendung wurde er jedoch wieder freigegeben und in seiner Hauptmannscharge belassen. Der Druck aber, den diese Vorgänge auf sein Wesen und seine Tatkraft ausübten, ließ sich nicht so leicht verwischen.

Der vierte am Tische war Hauptmann Ellensohn, Nachbauers Freund und wackerer Genosse.

Noch waren zwei Männer im Zimmer, sie standen im eifrigen Gespräche nahe am Fenster. Der eine trug die österreichische Uniform eines Infanterieoffiziers und war ein schmucker junger Mann. Oberleutnant Baron Haagen kommandierte eine Kom-

pagnie von Regiment Lusignan und stand mit derselben zur Zeit des raschen Abmarsches der Bregenzer Besatzung in Staufen, von wo er sich über den Schloßberg bei Bregenz gegen Dornbirn zurückzog und samt der Kanone, die sich bei seiner Abteilung befand, an die Rankweiler Kompagnie anschloß.

Der andere, ein schöner, kräftiger Mann, schon in reiferen Jahren, trug die einfache Tracht des Bregenzer Waldes und auf der Brust eine goldene Verdienstmedaille. Nicht lange erst gekommen, hatte er bis jetzt mit Nachbauer beraten, und war von diesem ebenfalls auf die Nachrichten aus Tirol verwiesen worden. Eben hatte er sich dem Offizier genähert und demselben treuherzig auf die Schulter geschlagen.

„Das ist brav von Euch, Herr," sagte er freundlich, „daß Ihr uns nicht auch verlassen habt in unserem Drangsal. Ist gutes Blut in Euch und so ein junges Herrle Ihr auch seid, wiegt Ihr doch schwerer als die andern Herren, die uns das Süpple einbrocken halfen und es uns jetzt allein ausessen lassen."

„Ihr müßt das nicht so nehmen, Peter Sutterlütti," versetzte der junge Offizier in versöhnendem Sinne, „sie folgten eben ihren Weisungen."

„Und warum folgtet Ihr denn nicht!"

„Weil ich eben keine hatte," lachte Haagen heiter auf.

„Eben. Ich denk', die andern hatten auch keine, als die sie sich selber gaben. Aber Ihr habt ein treues wackres Herzle."

„Ich danke Euch für die gute Meinung und Euer Lob hör' ich gerne, seid ja auch ein Tapferer. Seh da die Medaille auf Eurer Brust."

„Ja die," sagte Sutterlütti mit Stolz, „die hat mir mein guter Kaiser gegeben. Aber," fuhr er mit schlauem Spott um die Wundwinkel fort, „gerade das Stückle, für das ich sie erhalten habe, ist eigentlich der Belohnung nicht besonders wert gewesen, mir war's damals nur um meine eigene Haut zu tun. Nehmt, kommt so eine ganze Schaar von Franzosen zu uns nach Hüttisau. — Ich bin nämlich in Hüttisau daheim und wir schrieben damals Anno 1800. — Mich fingen sie, als ich eben bei meinem Weib daheim war, ich konnt's nicht erwarten und hatte sie schon lange nicht gesehen. Ich wurde in's Oberstüble eingesperrt und vor meine Türe stellten sie eine Wache. Unten mußte mein Weib auftragen, was Küch' und Keller vermochte, und dazu schrieen sie ihr Kauderwelsch, daß es bis zu mir herauf drang. Wie's Nacht wurde litt es mich nicht mehr — warum sollt' ich bis zum andern Morgen warten und mich totschießen lassen, wie sie mir gedroht hatten. Es lebt sich noch ein Weilele recht schön, hab ich mir gedacht — ein Strickle war auch in dem Schränkle, adjes, hab' ich gesagt, und wie die vorn lärmen und schreien, bin ich aus dem rückwärtigen Fenster fort. Ich hab' nicht weit zu gehen gehabt und bin ein paar Bürschlein von der Lingenauer Kompagnie begegnet — war schon damals Hauptmann. Und am andern Tag sind wir halt über

die Parlewu hergefallen. Aber ohne die Andelsbucher Kompagnie und dem Hauptmann Berlinger und dem Altlandamman Meußburger wär's uns doch vielleicht schlecht gegangen."

„Tut nicht so gering Sutterlütti," warf Nachbauer von seinem Platze her ein, „ohne Euern Hinterhalt wäre das starke Detachement von neun Kompagnien nimmermehr erschlagen und gefangen genommen worden. Es gieng uns damals schlimm genug. Eins kam nach dem andern. Bald Österreicher, bald Russen, bald wieder Franzosen und das Land war am Ende ganz ausgesogen. Aber es war doch noch immer nicht so arg, als seit dem Preßburger Frieden. Früher haben wir doch noch immer zu Österreich gehört; bei dem wir 443 Jahren standen, aber seitdem sollen wir auch noch bairisch sein und das tut's nicht. Gott besser's."

„Es ist aber auch ärger als zu allen Zeiten," perorierte Müller mit erhobener Stimme, „ich hab's doch auch mit angesehtn, aber weder Franzosen noch Russen wirtschafteten so."

„Aber die Russen waren doch Österreich's Alliierte," äußerte Haagen erstaunt, „die können doch das Land nicht gepreßt haben?"

„Alliierte waren sie freilich," entgegnete Nachbauer, indem er die Asche mit dem Zeigefinger tiefer in die Pfeife hinabdrückte, „und im Anfang, als das Suwarow'sche Korps und die vielen Generäle einmarschierten, da lief auch alles, um die fremden Kriegsvölker zu schauen. Waren eigentümliche Ge-

stalten, nicht gerade groß, aber fest und breit um die Schultern und gar die Kosaken, die steckten in langen dunkeln oder farbigen Schlafröcken, hatten ganz fremde Gesichter und lange Lanzen und saßen auf krummen und lahmen dürren Mähren. Es war alles gar sonderbar und man gab anfangs den Leuten gerne, sie sahen so elend und verhungert aus. Aber denkt Euch, Herr Oberleutnant, nur so ein Heer von gut 20.000 Mann Tag für Tag im Lande und keinen Ersatz für die Verpflegung, da war bald aufgezehrt, was im Hause war und für ein halb Jahr genug sein sollte. Die Bauern mußten an Schanzen bauen helfen, das Zugvieh gieng bei den Militärfuhren zu Grunde oder verhungerte daheim, denn die Soldatenpferde fraßen ihm das Heu weg. Früchte gab's gar keine, die wurden vom Felde weggenommen und verwüstet. Freilich waren's Alliierte, aber das nagte alles kahl, wie ein Heuschreckenschwarm und am Ende mußte das Land doch Deputierte nach Innsbruck schicken, damit man es von den guten Freunden befreie."

„Ja, das ist wahr," bestätigte Ellensohn des Schulmeisters Reminiszenzen, „es ging kaum unter den Franzosen so bös her."

„Aber das waren Feinde," warf sich Müller in die Brust, „und wenn sie auch uns beschenkt hätten, statt zu nehmen — es waren doch Feinde."

„Nun, es hat uns keiner was geschenkt," sprach der Schulmeister halb vor sich hin und halb mit einem scheelen Blick zu Müller hinüber zwischen den geschlossenen Zähnen, welche die Pfeife fest hielten, hervor.

„Ich mein's auch," stimmte jetzt Sutterlütti bei.

„War noch der Beste, der General Jardon," meinte Ellensohn, wenn der nur seine kostbare Tafel hatte, sonst war er ein braver redlicher Mann, das müssen die Bregenzer und Feldkircher heute noch sagen. Ihm gefiel's bei uns und er gefiel uns auch, so daß ja die Stände auf seinen eigenen Wunsch bei General Moreau die Bitte einlegten, er möchte den General Jardon als Oberkommandant in Vorarlberg belassen.

„Das war einer," fiel jetzt Nachbauer eifriger ein, „aber wie sah's mit den andern aus? daß Gott erbarm! Wie trieben sie's mit den Gefangenen? wie mit den Bauern? Götzis kann noch erzählen von der Nacht am 13. Juli 1800. Alle raubten und stahlen. Mannschaft und Kommandanten, Adjutanten und Kommissäre und am meisten die Generäle selber. Wie war's doch nur mit dem Lecourbe? Der kam im Juli aus der Schweiz, ich denke von Chur, in Feldkirch an und sagte, die Stadt habe dem General Molitor keine Aufwartung gemacht, das sei eine schwere Respektsverletzung, dafür müsse die Stadt mit 6000 Mann Einquartierung gezüchtigt werden. Der Herr Bürgermeister und der Herr Syndikus waren ganz entsetzt und ließen die Köpfe hängen. Gleich darauf kommt des Generals Adjutant und riet der Stadt, den erbitterten Lecourbe mit einem Douceur zu versöhnen, so sagte er — „Douceur." Kurz und gut, das Ende war — die Stadt zahlte dem Lecourbe 400 Louisdor's, dem General Molitor 200 und dem Herrn Adjutanten 400 und soviel Gulden.

„Der hat's doch billiger getan," lachte Hagen.

„Ja, und der andere, der später kam, im November war's, glaub ich, und Martial Thomas hieß er," fuhr Nachbauer fort, „dem war aller Aufwand von seiner Tafel und bei den Bällen, wo die Herren Franzosen auf Kosten des erdrückten Landes tanzten, zechten und jubelten, noch zu wenig. Er hatte seine eigene Art. In Feldkirch hielt er Hof und Tafel, und dafür verlangte er von der Stadt täglich vier Louisdor, das nämliche ließ er sich aber auch täglich von Bregenz, Lindau, Isny, Wangen und andern Orten zahlen. Sein Hauptquartier sei überall, sagte er. Im Dezember requirierte er für seine siegreichen Truppen dreitausend Bouteillen Wein, ließ sich's aber ebenfalls gegen so ein Douceur von sechzig Louisdors abkaufen. Ich weiß nur, wie's in Feldkirch zugieng, weiß Gott, was er an anderen Orten trieb. Die schönsten Bilder, die wertvollsten alten Handschriften . . ."

„Lueg, lueg, was kommt da?" unterbrach ihn Sutterlütti, der eben aus dem Fenster gesehen hatte, „lauter geistliche Herren."

„Ich wollt' lieber, es wären die Boten," brummte Nachbauer, stand aber auch auf wie die übrigen, um hinaus zu sehen. „Das ist ja der Herr Pfarrer von Rankweil und von Götzis," rief er erstaunt.

„Und der Herr Kaplan von Frastanz," rief Müller.

„Und unser Herr Benefiziat und der Herr Referent Rederer," setzte Ellensohn hinzu, „und sie kommen grade auf's Schulhaus.

„Ja, was ist's denn? da muß ich gleich meinen Sonntagsrock antun," und der Schulmeister fuhr wirklich aus der Stube.

Beinahe wäre er aber zu spät gekommen, er hatte kaum noch Zeit den Zug zu begrüßen und in die Stube zu nötigen, als derselbe die Schwelle des Hauses betrat.

Es waren wirklich mehrere Priester und auch einige Bürger und Beamte dabei. Die exerzierenden Knaben hatten ihrem Kommandanten den Gehorsam aufgesagt und drängten sich, ihre Prügel in der einen Hand, an die Geistlichkeit zum Handkuß heran.

Im Augenblick war die Schulstube gefüllt und wie einem instinktiven Scheidungsprozesse folgend, scharten sich die Offiziere der Ausschüsse mit dem Oberlieutenant v. Hagen gesondert um Nachbauer, ohne daß sie noch ahnten, wie sie hier einer Friedensdeputation entgegenstanden.

An der Spitze dieser Deputation und als Wortführer befanden sich der Pfarrer von Rankweil und der Landrichter in Feldkirch, dem einfachen Dorfschulmeister und diesen um ihn gescharten Männern gegenüber, die sie sonst nur als Bittsteller, nicht als Gewährende anzusehen gewohnt waren.

Aber in der Hand dieser Männer ruhte jetzt die vollständige Unterwerfung oder der erneuerte Aufstand und dieser letztere mußte um jeden Preis vermieden werden, selbst um den Preis der Demütigung.

Nachbauer kam durch das lange verlegene Schweigen der Angekommenen allmälig auf die richtige Ver-

mutung über ihren Zweck. Er ließ sich jedoch nichts merken und wollte sie mit ihrem Verlangen erst an sich kommen lassen.

„Herr Lehrer," hob endlich nach langem Zaudern und Erwägen der Pfarrer an, „wir kommen hieher, um Euch das Wohl des Landes an's Herz zu legen."

„Ich kann Euer Hochwürden versichern, daß es dessen nicht erst bedarf," versetzte Nachbauer, da der Pfarrer eine längere Pause machte.

„Aber Eure Ansichten, wie dasselbe zu erreichen, sind vielleicht nicht ganz die richtigen," nahm nun der Landrichter das Wort.

„Das mag sein," gab der Schulmeister ruhig zurück, „darüber wird Gott richten."

„Wir aber, als Diener Gottes sind gekommen," sprach jetzt wieder der Pfarrer, „Euch zu sagen, daß Gott Euer Thun nicht gut heißt, denn Gott verlangt Nachgiebigkeit nicht Nachsucht, Friedfertigkeit nicht Blutgier, Ordnung und Unterwürfigkeit, nicht Aufruhr gegen die Obrigkeit"

„Aber doch nur unter die rechtmäßige," ergänzte Sutterlütti.

„Laßt sie ausreden, Sutterlütti," verwies Nachbauer den Ungeduldigen. „Wir müssen doch erst hören, was von uns verlangt wird."

„Ihr habt's ja gehört," trat jetzt wieder der Landrichter und zwar ziemlich hitzig ein, „Ihr sollt Euch zufrieden geben, das Volk nicht aufhetzen und Euch der rechtmäßigen Behörde unterwerfen. Vergeßt

nicht, daß das Land durch ratifizierten Friedensschluß an Baiern gehört und daß der Kaiser von Österreich Euch selber an Baiern überwies!"

„Jetzt wissen wir, was Ihr verlangt und jetzt können wir antworten," erwiderte Nachbauer gelassen, indem er sich gleichzeitig ernst aufrichtete, um gleichsam den Zweikampf zu engagieren. „Für's erste also sollen wir uns zufrieden geben. Das ist leicht gesagt, aber gar schwer ausgeführt, denn wenn man eben nicht zufrieden ist, kann man sich die Zufriedenheit auch nicht geben. Die kommt schon von selber, wenn's ihr recht ist. Den Wunsch können wir den Hochwürdigen und verehrten Herrn leider also nicht erfüllen, den Gefallen müssen uns allesamt andere tun. — Für's zweite sollen wir das Volk nicht aufhetzen. Das tun wir aber gar nicht und haben es nicht getan; aus Achtung vor den Herrn Beamten, die mir heute die Ehre gegeben haben, mag ich lieber nicht sagen, wer das Volk gehetzt hat. Wir sind hier die vom Volk gewählten Hauptleute. Das Volk schiebt uns voran, nicht wir ziehen es nach uns. — Für's dritte kann ich dem Herrn Landrichter und auch den andern Herren nur sagen, daß sie im Lande geblieben sind, wie die bairische Herrschaft vor einem Monat ein Ende genommen hat; sie haben also die neue Ordnung schon durch ihr Verbleiben im Amte anerkannt — es hat sie Niemand zurückgehalten. Die anderen, denen die Dinge nicht recht waren, sind gegangen. Unsere rechtmäßige Obrigkeit ist Österreich und der Kaiser ist unser Graf und

Herr. — Hat sein Wort vor vier Jahren die Macht gehabt, uns auf einmal in Baiern zu verwandeln, so hat es jetzt dieselbe Macht — es ist ausgesprochen und hat uns wieder in Österreicher umgeschaffen. Wir folgen also der heiligen Schrift, sowohl als Eurer Aufforderung, Herr Landrichter, und halten treu an unser Haus Habsburg. Wir geben Gott, was Gottes, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.

„Das heißt die Worte unseres Herrn Jesu Christi mißbrauchen," rief der Pfarrer und es entstand ein beistmmendes Murren unter den übrigen Geistlichen.

„Ihr werdet mit Euren Spitzfindigkeiten das Verderben des Landes sein," zürnte der Landrichter. „Tut Euch auf Eure Klugheit nicht zu viel zu Gute. Hört unsern Rat und legt die Waffen nieder, und es soll Euch vergeben werden."

„Unmöglich," sagte der Schulmeister ruhig.

„Ja, das ist Euer altes trotziges, starrköpfiges Wort," ereiferte sich der Landrichter immer mehr, „hat schon Kaiser Josef die Vorarlberger Stände „die Unmöglichen" genannt, weil sie mit dem einen immer wiederkehrenden Wort „unmöglich" alles ablehnen."

„Mußte sich der Kaiser Josef II. drein fügen, wird sich der Herr Landrichter auch drein fügen müssen," tat jetzt auch Müller sein Schärflein dazu.

„Ja, Ihr habt alle dieselben starren Köpfe," fuhr der Landrichter fort. „Aber ich sage Euch nochmals, legt die Waffen nieder und gebt Euch zur Ruhe, Euer Widerstand ist ein sinnloser und reißt das Land

in's Unglück. Jetzt seid Ihr und das ganze Landvolk trunken, vor Euern Augen liegt dichter Nebel und Ihr rennt blind in den Abgrund, aber wenn Ihr hinabstürzt, das erbitterte Militär Eure Fluren verwüstet und Eure Häuser verbrennt, dann wird Euch der Fluch der Verratenen, der in's Verderben geschickten treffen, denn Ihr habt den Ruin heraufbeschworen; Ihr werdet geächtet und ausgestoßen sein von Euern eigenen Landsleuten."

„Als die Engel des Bösen," ergänzte der Pfarrer den Satz, den der Landrichter nicht vollenden konnte, weil ihm vor Eifer der Athem ausgegangen war.

Sutterlütti hatte inzwischen ein langes Tafellineal aus der Ecke genommen und hielt es jetzt dem erzürnten Landrichter hin.

„Da, Herr Landrichter, Ihr habt den „Knöbelspieß" vergessen, nehmt ihn in die Linke, den muß nach alter Sitte jeder Landrichter halten, wenn er die Acht erklärt. Aber Ihr wißt eben nichts von unserm alten Freigericht auf dem Hügel Müsinen."

„Ist der Spott Eure Antwort?" keuchte der Landrichter außer sich, „dann ist unser Werk hier zu Ende. Die Folgen habt Ihr Euch selbst zuzuschreiben."

„Das Urteil auf Euer Haupt," setzte der Pfarrer salbungsvoll hinzu, und folgte dann dem hinauseilenden Landrichter. Im Nu war das Zimmer wieder wie es vor dem Eintritt der Deputation gewesen war. Diese eilte so rasch fort, als brenne das Haus hinter ihr.

„Das war eine hitzige Schulvisitation," bemerkte lächelnd der Oberleutnant, welcher bis jetzt ohne Einfluß zu nehmen, den Debatten zugehört hatte.

„Und die Kommission lauft jetzt gerade, als wären sie die Kinder und die Schule vorbei" stimmte Ellensohn heiter ein.

„Es ist doch nicht Recht Sutterlütti, daß Ihr in einer solchen Sache Scherz getrieben," wandte sich Nachbauer jetzt an den übermütigen Wäldler, der aber machte eine bezeichnende Geberde und versetzte munter:

„Daß Dich 's Mäusle beiß! — wir wären sie ja noch lange nicht los, seid froh Schulmeisterle und laßt sie laufen und zittern."

Nachbauer aber sah eine Weile sinnend zur Erde, dann aber wie zu einer Entscheidung gekommen, richtete er sein Haupt fest empor und sagte wie für sich selber:

„Und weiß Gott! ich hab nicht anders reden können! So mein' ich's und so sag' ich's."

„Und daran tatet Ihr recht," rief jetzt Sutterlütti überlaut, „luegt! der Segen Gottes war dabei! luegt, luegt, Schulmeisterle, da kommen die Boten und es muß was Gut's sein, was sie bringen, denn sie jauchzen und rufen den Leutlen was zu und die jauchzen mit und schwenken 's Hütle."

Das Jauchzen drang wirklich zum Fenster herein. Nachbauer und die Übrigen eilten pochenden Herzens aus der Türe. Im selben Moment hielt auch schon

der Wagen, der die vier Deputierten brachte, vor dem Hause.

„Krieg, Krieg! Tirol hat nicht kapituliert! Tirol folgt dem Hofer!" riefen die vier Ankömmlinge durcheinander und einer hielt hoch empor ein großgesiegeltes Schreiben. Nachbauer griff darnach noch ehe die Deputierten den Wagen verlassen hatten.

„Ihr bringt also Gutes," sagte Nachbauer, „Gottlob ich habe recht geredet!" man sah bei dem Rufe, daß ihm erst jetzt der Stein vollends von der Brust gefallen sei. Dann fragte er nach: „Wer gab Euch das Schreiben?"

„Der Kommissär Fischer und der Johann Linser in Landeck."

„So bleibt heraußen. Erzählt denen," sagte er auf die zusammengeströmte Menge deutend, „die wollen alle hören, wie's steht. Wir lesen da drinnen den Brief."

Die Hauptleute und Oberleutnant v. Haagen traten wieder in die Schulstube zurück. Nachbauer erbrach den Brief anfangs rasch und ungeduldig, dann aber schlug er auf einmal mit der Hand auf das Schreiben, um den massenhaft angehäuften Sand wegzuschütteln, und rief:

„Da kommt's! hört!" „Der am 13. Mai bei „Wörgl erlittene Verlust war lange nicht so bedeu„tend, als er im ersten Augenblicke zu sein schien. „Der größte Teil der Vermißten war durch die vier„fache Übermacht des Feindes, besonders an Reiterei „und Geschütz, nur in die nahen Bergschluchten ver-

„sprengt und hat sich seitdem längst wieder einge„funden. Der Kern Tirols ist von uns besetzt, der „Feind ist nur im Besitz des Unterinntals und der „Hauptstadt.“

„Nur die Bewohner dieser Strecke Landes gaben „stillschweigend dem Drange der Umstände nach und „fügten sich dem eine Amnestie vorspiegelnden bairi„schen Aufrufe.“

„Diese sogenannte Kapitulation war sonderbar „genug mit der in Innsbruck aufgestellten Schutz„deputation blos mündlich verabredet, und diese zur „Verteidigung gegen den Feind errichtete Kommission „als Behörde vom Feinde selbst anerkannt, ob„schon sie weder Auftrag noch Vollmacht zu „solchen Unterhandlungen hatte, noch haben „konnte.“

„Ganz wie bei uns!“ rief Müller, dem der Kamm wieder schwoll. Nachbauer schüttelte blos leicht den Kopf und fuhr fort:

„Die Unterwerfungsdeputation, zum Teil aus „Orten, welche noch immer entschlossen waren, an „Freiheit und Selbständigkeit ihren letzten Bluts„tropfen zu wagen, war von Niemand bevollmäch„tigt, sie ist nichts weiter, als ein elendes Schauspiel, „das die Baiern selber arrangierten.“

„Generalleutnant von Wrede hat sich indes wieder „nach Salzburg zurückgezogen. Innsbruck ist zwar „noch besetzt, aber mit Gottes Hilfe soll es bald „wieder befreit sein. Der Brenner wird von Kaiser„lichen stark verschanzt und die Landesverteidiger

„sammeln sich wieder unter dem Befehle des Ober-
„kommandanten, des Sandwirts Andreas Hofer.“

„Gottes Hilfe auch Euch!“

Nachbauer las nicht weiter, was er wissen wollte, wußte er nun. Vom Waffenniederlegen war keine Rede, Tirol rüstete sich zu neuen Anstrengungen, vielleicht war im gegenwärtigen Moment Innsbruck schon wieder genommen, der Feind aus dem Lande geschlagen. Im Rücken vom Arlberg her war nichts mehr zu besorgen.

„Jetzt gilt's,“ rief er, „die Stutzen zur Hand und es kann noch alles gut werden. Aber Stutzen sind zu wenig, da müssen die Heugabeln auch mittun. Alles was einen Stein heben, was einen Prügel führen kann, muß daran. Der ganze Landsturm soll heraus. Laßt die Kreyschüsse durch's Land knallen, und wie's dunkel wird, sollen Kreyfeuer auf jeder Bergspitze aufflammen, damit ein jeder weiß vor dem Arlberg: — Zeit ist's, es gilt! Sutterlütti, Ihr geht wieder in den Wald, bietet auf. Was zusammenkommt, das teilen wir in drei Teile — ein Teil Euch, Müller, ein Teil dem Riedmüller und der dritte mir. Der Ellensohn bleibt mit mir. So geht's auf den Feind, sobald wir beisammen sind. Kommt er nicht selber, so rücken wir vor. Haltet die Leute, damit sie nicht zu früh losbrechen; bis nicht alle beisammen sind, soll nichts geschehen, wenn's möglich ist, denn wir brauchen alle Kräfte frisch. Herzhaft dann darauf und der ganze Plunder muß zum Ländle hinaus. Frei wollen wir sein und gut kaiserlich. —

Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist — sein treues Vorarlberg!

* * *

Oberst Grouvelle hatte sein Hauptquartier im Gasthofe zum goldenen Löwen zu Bregenz aufgeschlagen, und in seinem Vorzimmer ging's in der Nacht vom 28. auf den 29. lebendig her. Ein Adjutant diktierte den versammelten Schreibern aller Abteilungen Befehle, dazwischen liefen fortwährend Offiziere und Ordonnanzen mit Berichten und Anordnungen hin und wieder und aus dem Gemache, wo der Oberst sich befand, tönte bald ein Ruf, bald der Ton einer Glocke, worauf eiligst wieder ein Offizier oder ein Diener hineinstürzte.

Der Oberst selbst schritt völlig angekleidet in seinem Zimmer auf und nieder und blieb von Zeit zu Zeit vor dem Tische stehen, auf welchem eine Karte ausgebreitet lag, die nach der, von allen Offizieren nachgeahmten Manier des Kaisers, mit verschieden gefärbten Piquirnadeln besteckt war.

Der Adjutant war soeben eingetreten und meldete, daß die Schreiber mit den Befehlen expediert seien.

„So will ich noch ein paar Stunden schlummern," sagte der Oberst, „in den letzten Tagen war wenig Zeit dazu. Diese verdammten Bauern!"

Der Oberst hatte Recht, die Bauern hatten keine Lust, ihn und seine Leute schlafen zu lassen. Schon am 26. streiften Schützen bis Dornbirn und plänkelten mit würtembergischen Patrouillen. Tags darauf rückte gegen Nachbauers Anordnungen eine Schar

Schützen über den Tobel heraus und verjagte die in Dornbirn gelegenen Jäger und Dragoner. Diesen eilten über die vergrößernden Gerüchte würtembergische und französische Truppen zu Hilfe. Es entspann sich ein hitziges Gefecht zwischen Dornbirn und Lautrach, in welchem die Schützen im Vorteil waren, da sie dieselben Gräben trefflich zur Deckung zu benützen verstanden, welche die feindliche Kavallerie zum Absitzen zwangen, wenn sie im Gefechte verwendet werden sollte.

Die ganze Ebene ist bis zum Rhein von zahlreichen Gräben und Kanälen durchschnitten, auf den ersten Anblick ganz für ein Reitergefecht geschaffen, bietet sie, wenn es dazu kommt, die peinlichsten Hindernisse, vornehmlich für die schwerfällige unbehülfliche Reiterei jener Zeit, die Napoleon, wie seine Unterfeldherrn nur zu Massenangriffen zu verwenden wußten.

Das Geplänkel endete damit, daß sich die Schützeen wieder nach Hohenems, die Feinde aber nach Lautrach zurückzogen, wo sie sich mit der Deckung der Achbrücke begnügten.

Der Oberst zog zwar Verstärkung von der Lindauer Seite an sich, aber dennoch war eine Abteilung Schützen so verwegen, heute erst sich unmittelbar über der Stadt Bregenz selbst, auf dem Sattel der Fluhe zwischen dem Pfänder und dem Gebhardsberge zu zeigen, welche Kühnheit bei den Truppen der Besatzung nicht wenig Sensation machte und alles allarmierte. Die ihnen entgegengesandte Abteilung

fand, als sie oben anlangte, natürlich längst keinen Mann mehr, blieb jedoch als Vorposten zur größern Sicherheit dort stehen. Abends war nun eine große Anzahl bairischer Truppen mit zwei Kanonen eingerückt, und der Oberst hatte den Angriff definitiv für den nächsten Morgen bestimmt. Jetzt waren alle Anordnungen bis in's Detail getroffen, er war erschöpft, er wollte in kurzem Schlafe neue Kräfte sammeln, und winkte entlassend dem Adjutanten.

„Verzeihung mon Colonel, aber es ist soeben ein Herr gekommen, er behauptet von General Picard geschickt zu sein und wünscht Sie sogleich zu sprechen.“

„Diable!“ brummte der Oberst verdrießlich, „hat das keine Zeit? nun so lassen Sie ihn denn eintreten.“ So große Überwindung es dem Manne auch kosten mußte, bemühte er sich doch, der ihm innewohnenden Höflichkeit in seiner Miene Ausdruck zu verleihen, als er den unwillkommenen Störer empfieng.

Der Eintretende war kein anderer, als der Polizeiaktuar Jakob Kutter, der in Weiler dem wütenden Müller und seinem drohenden Verhängnisse mit so knapper Not entronnen war.

Als sich damals die Parteien so feindselig um ihn herum drängten, daß ein wahres Chaos entstand, war der Inquisit, der eigentlich den ganzen Auflauf und Streit verursacht hatte, momentan von allen vergessen, doch hatten ihn die Vorgänge allzusehr angegriffen, als daß es ihm möglich gewesen wäre, diesen günstigen Moment für seine Flucht wahrzu-

nehmen und zu benützen. Es war sein Glück, daß ein Freund für ihn wachte.

Ohne daß er in seinem halb bewußtlosen Zustande die Stimme erkannt hätte, hörte er sich plötzlich einige aufmunternde Worte zuraunen und fühlte sich gleichzeitig an der Hand gefaßt und weiter gezogen. Die von allen Seiten niederfallenden Püffe betäubten ihn noch mehr, aber instinktmäßig suchte er dem Führer, der seine Hand nicht losließ, zu folgen, und ehe er sich selbst klar geworden war, befand er sich außerhalb des wütenden Gedränges und noch immer zog ihn der rettende Freund hastig nach sich.

In einigen Sekunden war das Ende des Ortes erreicht. Dort wartete der Wagen, ein Postillon saß auf dem Bocke und Kutter wurde von seinem Freunde, dem Lindauer Postmeister, völlig hineingehoben, da er selbst immer noch nicht zu sich gekommen war. Noch ehe der Schlag geschlossen war, fiel ein Peitschenhieb und die Pferde zogen im gestreckten Galopp an.

„Für diesmal wären die Kanaillen um ihren Fraß," murmelte der Postmeister, der seiner Erbitterung Luft machen mußte. „Ich wollte nur fünfhundert Franzosen haben und das ganze Gesindel wär' über Nacht zum Teufel gejagt. Aber Freund, nach Lindau kann ich Euch nicht bringen, da kämt Ihr aus dem Regen am Ende in die Traufe. Laß sehen! da sind wir gleich in Scheidegg. Ich setze Euch da ab, und Ihr helft Euch nach Kempten oder Augsburg weiter. Dort findet Ihr Freunde.

Der Aktuar ließ alles über sich ergehen, er dankte nur noch seinem Retter und wäre beinahe vor Rührung in Thränen ausgebrochen, wenn ihn der Postmeister nicht rasch aus dem Wagen gedrängt hätte.

„Laßt gut sein, wir sehen uns ja doch hoffentlich bald wieder. Erzählt nur gehörig, wie hier alle ordentlichen Leute die Rettung vor den Bauernhorden herbeiwünschen und seht zu, daß Ihr weiter kommt, sonst ereilen Euch die Kerle noch."

Der Wagen rollte davon und Kutter ließ sich den Rat gesagt sein, er lief die ganze Nacht hindurch, wie ein gehetzter Hase. Später nahm er einen Wagen und erreichte so glücklich Kempten, wo indessen der französische Brigadegeneral Baron Picard mit einer Abteilung eingerückt war, welche die Bestimmung hatte, den Vorpostendienst für das zu Augsburg stehende Reservekorps der großen Armee unter dem Divisionsgeneral Grafen von Beaumont zu versehen.

Mit den französischen Truppen gleichzeitig war auch der königlich bairische Generalkommissär von Mertz, der aus Furcht vor den streifenden Tirolern Kempten verlassen hatte, wieder zurückgekehrt. Bei diesem stellte sich nun Kutter vor und erzählte in der rührendsten Weise seine Leidensgeschichte, in der er sich als das Opfer seiner unbedingten Anhänglichkeit an das bairische Fürstenhaus darstellte.

Zur Belohnung für seine ausgestandenen Drangsale erhielt er vom Generalkommissär die Zusicherung einer Anstellung in Lindau und eine momentane nicht unansehnliche pekuniäre Unterstützung.

Der Oberst empfing den Aktuar mit der größten Freundlichkeit, bot ihm im besten Französisch einen Platz an und fragte ihn, was General Picard, als dessen Abgesandten er sich vorgestellt hatte, bringe.

Kutter liebte alles französische ungemein, ja er vergötterte es und wäre selig gewesen, wenn er mehr als einige Brocken von der „himmlischen Sprache der Bildung“ in seiner Gewalt gehabt hätte, aber da er statt zu lernen immer nur affektiert hatte, so quälte er jetzt vergebens sein Gedächtnis und seine Zunge.

„Je suis Kutter, Polizeiaktuar et — et je — komme aus Kempten,“ begann er und stotternd radebrechend fuhr er in derselben Weise fort: „Le General Picard est sehr unruhig, weil er nicht kann bekommen les — les gazettes de Vous. Er dementierte alors le monsieur Commissaire-géneral de Mertz une personne de courage, Vertrauen et grand Gegenwart de spirit aus der posture civile. Monsieur le Commissaire-géneral avait — avait nur nötig mir zu sagen, que je suis personne et je me trouvais schon auf dem Wege nach Bregenz*).

---

*) Kutter wollte mit diesem Gallimathias wohl nur sagen, daß General Picard ohne Nachrichten von seinem vorgeschobenen Posten, vom Generalkommissär Mertz, eine Person von Mut, Vertrauen und großer Geistesgegenwart aus dem Zivilstande zu einer Mission verlangt, und daß Mertz den Aktuar als solche bezeichnet habe. Kutter sei gehalten, sogleich zu rapportieren und die Details dann mündlich näher zu erörtern.

„Ist es möglich, daß der General meine Meldungen nicht erhalten haben soll?“ fragte der Oberst erstaunt.

„Ich soll machen tout suite le rapport le détail avec la bouche apporter.“

Der Oberst mußte sich auf die Lippen beißen, um dem außerordentlichen Gesandten nicht in's Gesicht zu lachen; um sich von der Berechtigung Kutters zu überzeugen, verlangte er — „nur der Formalität halber,“ wie er sagte — eine Beglaubigung, die ihm denn Kutter auch mit vieler Formalität — so hatte er nämlich die Aufforderung verstanden — überreichte.

„Eh bien monsieur,“ sagte der Oberst jetzt, indem er sich, um der Verhandlung ein Ende zu machen, von seinem Stuhle erhob und mit der Hand freundlich zum Abschiede winkte, „ich sehe, daß Sie für mich keine Befehle bringen. Sie sollen nur rapportieren, was Sie gesehen. Ich will Ihnen dazu die beste Gelegenheit geben. Verstehen Sie zu reiten?“

„Oui mon Colonel.“

„Très bien. Sie sollen also ein Pferd aus meinem Stall erhalten. Um zwei Uhr nach Mitternacht ist Reveille, wir reiten jedoch erst etwas später nach. Sie sollen Zeuge unserer joyeuse entrée in Feldkirch sein. Von dort können Sie dann auf's Schleunigste Ihren Bericht erstatten. Inzwischen tun Sie wie ich, schlafen Sie ein paar Stunden, man wird Ihnen hier ein Zimmer anweisen. Gute Nacht, mein Theurer, à demain!“

Ein Lächeln begleitete den sich Zurückziehenden, als sich die Türe aber schloß, da verschwand das Lächeln aus den ehrlichen, festen Zügen und mißmutig murmelte der Oberst:

„Wozu doch der Spion neben mir? Aber gleichviel, ich bin jetzt zu müde, à demain!“

Oberst Grouvelle hatte den Aktuar zu einer joyeuse entrée in Feldkirch, zu einem stolzen Triumphe eingeladen, — es sollte anders kommen.

Kutter ließ am Morgen seinen Mantelsack, den er bei der Durchreise von Weiler mitgenommen, unter der Obhut des Wirtes zurück und bestieg mit unruhig klopfendem Herzen das Pferd. An die Möglichkeit eines Gefechtes dachte er gar nicht, aber es war ihm schon bange genug, auch ohne alle weitere kriegerische Vorfallenheiten. In seiner Eitelkeit hatte er gestern die Frage bejaht und die kühne Behauptung aufgestellt, er könne reiten, und doch war er nur zweimal auf einem Klepper seines Freundes, des Lindauer Postmeisters, gesessen, ohne sich aber je vollkommen Rechenschaft über die Art, wie er wieder heruntergekommen, gegeben zu haben.

Doch in dem großen Gefolge des Obersten verlor er sich und man wurde auf die lächerliche Figur, die er spielte, nicht besonders aufmerksam. Er selber fühlte allmälig ein gewisses stolzes Siegesgefühl durch alle Adern prikeln, und es ward ihm von Schritt zu Schritt geheurer auf seinem alten Schimmel.

Es ging im Anfange alles vortrefflich, aber kaum war die Brücke bei Lautrach passiert, als auf ein-

mal aus der Ferne einzelne Schüsse herüberschallten. Nun war's vorüber.

„Ventre à terre!“ kommandierte der Oberst, und die ganze Suite war, ihm folgend, im Nu in einer aufwirbelnden Staubwolke verschwunden. Der Schimmel wollte anfangs wohl mit, aber er gab Kutter's dringenden Aufforderungen doch endlich nach und begnügte sich mit der bescheideneren und friedlicheren Aufgabe, das schöne, saftige Gras, das üppig längs den Ufern der Ach hervorwuchs, gemütsruhig abzuweiden. —

Mittlerweile waren die Gegner hart aneinander geraten. Die Hauptleute der Landesverteidigung waren darauf vorbereitet, daß der Zusammenstoß an diesem Morgen erfolgen sollte, und es waren daher in der vorhergehenden Nacht alle Kräfte so sehr als möglich zusammengezogen worden. In allen Ortschaften wurden die Sturmglocken gezogen, und als die Feinde etwa um halb acht Uhr bei Hohenems auf den ersten Widerstand stießen, strömte der Landsturm von allen Seiten und mit den verschiedensten Waffen versehen herbei.

Nachbauer hatte sich den rechten Flügel vorbehalten, Müller mit dem Zentrum stand an der Chaussee, Riedmüller mit dem linken Flügel rückte von Götzis gegen Lustenau vor, um den übermütigen Feind in seiner rechten Flanke zu bedrohen. Die Kompagnie Lusignan befand sich weiter rückwärts und bildete mit der Kanone die Reserve. Die Dispositionen

waren roh und ungekünstelt und der Befehl hieß einfach: „Vorwärts!"

Sobald der Zusammenstoß erfolgte und glücklich abgewehrt war, drangen Nachbauer und Ellensohn längs des Gebirgssaumes stürmisch vorwärts bis zu dem Örtchen Klien, das zwischen Hohenems und Dornbirn gelegen, das Objekt des Kampfes abgeben sollte. Beinahe gleichzeitig mit dem rechten Flügel drang Müller, der unter so vielen Augen seinem Unbehagen nicht nachgeben durfte, in Klien ein.

Jetzt aber begann der eigentliche Kampf. Die im ersten Anlaufe geworfenen feindlichen Kolonnen nahmen nun an der Chaussee eine feste Position und wurden von den Geschützen wirksam unterstützt. Die Infanterie stürmte wiederholt und suchte sich des Ortes zu bemächtigen, aber jedesmal wurden sie mutig zurückgeschlagen und zogen sich unter bedeutendem Verluste zurück, ohne daß die Vorarlberger im Stande gewesen wären, mit Aussicht auf Erfolg nachzudrängen. Die Reserve, die Nachbauer heranziehen wollte, kam noch immer nicht, und doch währte der Kampf schon bald zwei Stunden in gleicher Heftigkeit. Immer wieder stürmte das Fußvolk und ritt die Kavallerie in wilder Attaque an, ohne daß die Schützen einen Fußbreit gewichen wären. Sie sprangen nur vor den anrennenden Reitermassen zur Seite, und zwangen sie durch ihre gutgezielten Schüsse wieder zum Rückzuge. Es war ein heftiges Ringen gegen den fast fünffach überlegenen Feind.

Oberst Grouvelle, ergrimmt über den hartnäckigen Widerstand, den er hier fand, und den er mit einem noch so heftigen Frontalangriff nicht zu brechen im Stande war, versuchte nun die Stellung der Bauern in die rechte Flanke zu nehmen und entsendete ein Bataillon Bayern zu diesem Zwecke.

Nachbauer kam ihm aber auch hierin zuvor. Mit seiner Schaar ging er selber dieser Umgehungskolonne entgegen. Jede Deckung benützend, fiel er unversehens mit fürchterlicher Gewalt über die überraschten Bayern her und drängte sie in unwiderstehlichem Anlauf kämpfend zurück, so daß er bald im Rücken der feindlichen Position stand.

Als die Truppen rückwärts feuern hörten, ergriff sie ein panischer Schrecken vor dem wütendem Landsturme, es bedurfte kaum der Bedrohung ihrer rechten Flanke durch Riedmüllers Flügel und Müllers erneuten Angriffes, der jetzt auch noch durch die endlich anlangende Kompagnie des Oberlieutenant von Haagen unterstützt wurde, um sie zum Rückzuge zu zwingen. Vom bedrohten linken Flügel brachen sie ab und aus der Mitte folgte der Rest, die Kanonen, die Reiterei, knapp verfolgt von den begeisterten Schützen.

Oberst Grouvelle suchte in Dornbirn noch einmal Stellung zu nehmen, es gelang ihm für einen Moment die Fliehenden zum Stehen zu bringen, aber die Schützen ließen nicht mehr los. Mit jubelnder Todesverachtung drangen sie in Dornbirn ein; wo der Schuß aus dem Rohre war, dort kehrten sie die

Stutzen um und schmetterten mit dem Kolben drein, und trieben den Feind so vor sich her. Auch Dornbirn wurde genommen. Oberst Grouvelle, der blaß vor Wut die Truppen anfeuerte, hatte diesmal die Reiterei voraus zurückgenommen, als er die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen sah, und stellte sie zu beiden Seiten der hölzernen Pfeilerbrücke über die Ach bei Lautrach auf. So lange es ging, wollte er Lautrach selbst halten, im schlimmsten Falle aber wollte er die Brücke hinter dem flüchtigen Fußvolke und den Geschützen abbrennen, indeß die Reiterei, welche bis dahin den Rückzug zu decken hatte, durch den Fluß setzen sollte.

Oberst Grouvelle hatte ohne die namenlose Furcht und ohne das unbeschreibliche Entsetzen gerechnet, das alle Truppen erfaßt hatte, und ohne die Ausdauer und unermüdliche Schnelligkeit der wackern Landesschützen. Müller und Haagen folgten den Fliehenden auf dem Fuße, aber noch rascher eilten Nachbauer und Ellensohn über Schwarzach und Wohlfurth im weiten Bogen rechts gegen Lautrach, wo sie vor den Flüchtigen anlangten.

Wäre Riedmüller, der auf der dritten Straße vorrückte, rascher marschiert und jetzt mit seiner Kolonne eingetroffen, so würde kein Mann vom Feinde die Achbrücke passiert haben. Vollkommen abgeschnitten, wäre dem Obersten nichts mehr übrig geblieben, als sich wie Bisson bei Wiltau mit all seinen Truppen zu ergeben, oder aufgerieben zu werden.

Das verspätete Eintreffen Riedmüllers rettete ihn. Die Brücke wurde nicht abgebrannt. Im Gegenteile war sie bald auch vom Landsturme überschritten. Er traf am Siechensteige, schon ganz nahe bei Bregenz, noch einmal auf Widerstand. Die am Morgen eingerückten 450 Baiern hatten sich mit ihren Geschützen hier aufgestellt, aber auch sie erfaßte das gleiche Entsetzen. Unaufhaltsam ging die Flucht vor sich und riß alles mit im wilden Laufe. Es war kein Halten, bis die Laiblach, das kleine Grenzflüßchen Vorarlbergs gegen das Lindauer Gebiet, zwischen den Flüchtigen und den Verfolgern lag.

So hatten im Zeitraum von fünf Stunden vierhundert Bauern mit einer Kompagnie Soldaten den Feind, der mehr als achtzehnhundert Mann zählte, geschlagen und in einem Laufe sieben Stunden weit über die Grenzen des Landes gejagt.

Das Land war frei. —

Die Gözner, Rankweiler, Embser und Feldkircher Kompagnien hatten den Sieg errungen, denn die obern Ausschüsse von Klostertal, Montafon, Nenzing und Thannberg waren erst am Morgen vom Hause aufgebrochen und konnten also mit der größten Anstrengung Bregenz erst bis abends erreichen.

Kutter war inzwischen auf seinem weichen Rasensitze geblieben und meditierte über den Vorteil, hier außer Schußweite zu sein. Wie leicht, dachte er, hätte es kommen können, daß man ihn auf seinem Feldherrnschimmel für den Obersten oder doch für eine viel wichtigere Person, als er eben jetzt zu

sein ambitionierte, genommen hätte, die Kugeln seien so ungeschickt und ein Lot Blei zwar wohlfeil, aber doch entsetzlich unverdaulich. Er gab sich selbst das Zeugnis, vernünftig gehandelt zu haben, das Resultat werde er schon noch zeitig genug erfahren, und sein Rapport sollte recht glänzend ausfallen, so wie der Sieg, der seiner Meinung nach unfehlbar war — es fochten ja Franzosen, und das Schießen war so heftig.

Plötzlich stutzte er wie der Schimmel, beide horchten auf, das Schießen kam immer näher und näher, jetzt eine Staubwolke, der Oberst kam mit der Kavallerie angeritten. Kutter war rasch entschlossen. Noch hörte er, wie der Oberst schwur, die Brücke müsse gehalten werden, dann trabte er eilig nach Bregenz zurück, er fühlte nicht das Bedürfnis, den Kampf mit eigenem Auge zu schauen, seine Aufgabe war ja blos, über die Verhältnisse zu relationieren.

Als er durch die Stadt kam, da wollten alle Näheres wissen, aber er gab keine Antwort und hielt erst am Torwege des Bräuhauses zum Löwen an.

Auch hier hüllte er sich in diplomatisches Schweigen. Auf alle Fragen der im höchsten Grade erregten Leute erwiderte er nichts, als den wiederholten Befehl:

„Bringt mir Tinte und Feder auf mein Hinterstübchen, Herr Wirt, und dann etwas Tüchtiges zu essen, ich fühle Hunger — es ist eben kein Wunder nach allen den Strapazen.“

Der Aktuar ging soeben daran, seinen Bericht über die ihm selbst noch unklaren Vorgänge dieses

Morgens zu stylisieren, als Herr Bandel in großer Aufregung wieder hereinstürzte.

„Fort, fort! fliehet auf der Stelle," rief er dem erschrocken Emporschnellenden zu.

„Was ist's und was giebt's?"

„Rettet um Gotteswillen Euer Leben und eilet nach Lindau," sagte der Wirt in atemloser Hast, indem er den Aktuar beim Arme ergriff und mit sich fortriß. „Alles ist auf der Flucht. Unsere Schützen haben die Brücke erstürmt und sind über die Ach. Sie verfolgen die Franzosen und sind jeden Augenblick da."

„Aber mein Mantelsack?" erinnerte der aufgescheuchte und außerordentliche Bevollmächtigte mit bleichen, bebenden Lippen.

„Der ist in guten Händen."

„Aber ich habe mein Geld und Kleider darin."

„Jetzt ist keine Zeit, an Euern Mantelsack zu denken. Wie wollt Ihr ihn fortschaffen? Ist er Euch lieber als das Leben? Sorgt, daß Ihr Euch selber fortbringt. Der Hauptmann Müller kommt gewiß wieder zu mir in's Quartier, und wenn er Euch findet" . . .

„Der Müller," stotterte Kutter.

Das entschied. Im Nu war er aus dem Hause und unter den fliehenden Soldaten verschwunden.

Zur Ehre der Franzosen sei es gesagt, daß sie bei jenem eiligen Rückzuge jedem Marodieren kräftig entgegentraten und jede Unordnung hintanhielten.

Es war die höchste Zeit, daß Kutter sich entfernte, denn beinahe unmittelbar nachher trat Müller, die Verfolgung der Feinde seinen Leuten überlassend, in das Gasthaus, wo er mit Jubel begrüßt wurde und sich mit vielem Geschick als Held und Sieger gerierte.

Nachbauer, der die unaufhaltsame Verfolgung angeordnet hatte, zog für den Augenblick ebenfalls nicht mit. Er war schon am Anfange der Stadt bei dem Hügel an der Kapuzinerkirche zurückgeblieben. Doktor Schneider, der eilenden Schrittes vom Gebhardsberge, wo er den letzten Teil des Gefechtes mit angesehen, dahergerannt kam, war ihm hier begegnet, und die beiden Männer hatten sich tief bewegt die Hand gereicht. Es fehlte beiden anfangs an Worten.

In Schneider rangen zwei Gefühle heftig miteinander. Vorwiegend war die Freude über den schönen Sieg, der Stolz auf seine braven Landsleute, die heute alle Helden gewesen, aber durch diese herrliche, innige Wonne zog ein kühler Hauch, wie von dem Flügelschlage eines düsteren Gespenstes erregt. Der Zweifel, der seit dem Beginne des Aufstandes schon seine Tatkraft gefesselt gehalten, war noch nicht verbannt, er machte sich jetzt in den bangen Worten Luft:

„Was habt Ihr getan?“

„Was Gottes Willen ist,“ versetzte der Schulmeister schlicht und fest; „ohne ihn hätten wir nicht gesiegt.“

Schneider sah in des braven Mannes klare Augen, dann schüttelte er ihm mit einem heitern Lächeln die Hand.

„Ihr habt Recht, Nachbauer," sagte er erleichtert, „nur so konnt' es gelingen. Wir sind alle nur Werkzeuge zur Vollendung der Völkergeschichte. Übrigens ist's zu spät zum Zweifel. Die Kapitulation ist gebrochen, der Feind erbittert, er wird wiederkehren, aber es gibt jetzt keine Wahl mehr. Das Land muß verteidigt werden, oder es wird verwüstet. Leben oder Tod!"

„So steht's auch in Tirol," entgegnete Nachbauer freudig. „Ich hab' noch gestern Nachricht erhalten. Das Land ist unter den Waffen, der Hofer steht vor Innsbruck, eine Schlacht hat er am Berg Isel geschlagen. Der Tag ist heute schön, vielleicht ist's den Tirolern auch geglückt, und auch sie können wie wir für alle Zeiten den 29. Mai im Kalender rot anstreichen. Die Freiheit ist nicht verloren, der Aufstand nicht unterdrückt, — jetzt fängt's erst recht an."

„Ja Nachbauer, Ihr habt Recht, jetzt fängt's erst recht an — wir müssen. Euer Sieg zwingt uns dazu. Ihr seid unser Hofer."

„Aber wir sind zu schwach," warf der Hauptmann bescheiden ein, „das seh' ich wohl, so geht's nicht. Das Unterland und der Bregenzer Wald müssen auch nach Kräften tun. Das Land braucht einen Mann, der sein Vertrauen hat und der befehlen kann. Die Bauern haben harte Köpfe und wir sind

nur ihresgleichen. Einen Tag geht's wohl, wenn's ein Tag ist, wie der heutige. Aber wenn lang nichts zu tun ist, oder es geht ein wenig schief, da langt der Respekt vor uns nicht aus. — Herr Doktor," sagte er langsam und eindringlich, „nehmt Euch der Sache an. Ihr seid ja Kommissär — Euch sollen sie wohl folgen. Wir brauchen eine feste Hand."

„Und Ihr meint, ich habe sie?" fragte Schneider lächelnd, dann aber fuhr er in gehobenem Tone fort und aus seinen blauen Augen leuchtete das Feuer der Begeisterung. „So mag es sein! Ich bin ein Sohn des Volkes, das jetzt meiner bedarf. Was ich geworden, verdank' ich meinem Vaterland. Du mein liebes, treues Vorarlberg verlangst meine Kräfte. Alles sei Dir zum Opfer gebracht! Du willst Dir mit Deinem Blute die Freiheit und Deinen Kaiser erkaufen. Mein Blut ist nicht besser, als das Deiner andern Söhne, nimm es hin, wenn es sein muß. Was ich vermag zu Deinem Heile, will ich tun. — Es wird gelingen, der heutige Tag verheißt's. Die Morgenröte zieht vor der Sonne her. Gott zeigte Noah den siebenfarbigen Bogen, Gott hat uns den heutigen Sieg geschenkt! — Da bin ich, Freund, da bin ich ganz ohne jeden Rückhalt. Kein Schwanken mehr — es gilt die Tat."

VII.

In einem kleinen Zimmer des Graf Künigl'schen Hauses zu Innsbruck saßen am Nachmittage des 7. Juni drei Männer beisammen, die vor Jahren als Jünglinge sich getrennt hatten und jetzt, von der Zeit und Erfahrungen gereift, einander wieder sahen.

Das Zimmer war eine Krankenstube. Das nur auf wenige Stunden verlassene Lager stand offen und ungebettet. Der Patient saß zur Not gekleidet, den Hals mit Tüchern umwunden auf dem Sofa in der Nähe des Fensters. Sein Gesicht war trotz der Jugend blaß und welk von der Krankheit, daß es kaum wieder zu erkennen war.

In der Fensternische selbst saß eine hagere Gestalt, nur wenige Jahre älter als das Gegenüber.

Der Kranke war der kaiserliche Legationsrat, Direktor des geheimen Archivs, Ritter des Leopoldsordens und Intendant von Tirol Josef Freiherr von Hormayr, — der andere der Unterintendant des Innkreises Anton von Roschmann.

Der Dritte war erst vor wenigen Minuten eingetreten und nach der ersten Erkennungs- und Begrüßungsszene war soeben eine Pause eingetreten.

„Ja, ja, Sie sind's, Schneider," flüsterte kaum hörbar und doch mit Anstrengung der kranke Intendant. „Sie haben sich freilich auch verändert, aber je länger ich Sie betrachte, desto rascher taucht Zug um Zug in meiner Erinnerung auf.

„Unser alter guter Schneider," setzte Roschmann mit großer Freundlichkeit hinzu. „Wer hätte gedacht, daß wir uns so wiedersehen."

„Wirklich habe ich nicht erwartet, Sie hier zu sehen," nahm jetzt Hormayr wieder das Wort. „Ich dachte Sie zu sehr beschäftigt. Wurde doch erst vor wenigen Tagen die Bestätigung ihrer Ernennung zum Landeskommissär expediert. Es freut mich recht sehr, daß Sie endlich die Stellung einzunehmen sich entschlossen haben, die ich Ihnen schon durch Metzler anbieten ließ. Die Regierung braucht Männer."

„Ihre Aufforderung war für mich eine sehr ehrenhafte, Exzellenz," versetzte Schneider ernst, „aber nicht mein Wille, sondern der Wille des Landes mußte mir die Stellung geben, die ohne das allgemeine Vertrauen eben nur ein leerer Titel wäre."

„Sie sind zu skrupulös, Herr Kommissär," übernahm Roschmann die Entgegnung, „ein wahrer ergebener Diener der Regierung muß sich selbst auf jenen Platz stellen, auf dem er wirken kann."

„Das mag für den ergebenen Diener der Regierung passen, Herr von Roschmann; ich aber bin der

Diener meines Landes und ich will nicht nur wirken, sondern auch nützen."

„Es ist das ein edler Ausspruch von Ihnen, Schneider," legte sich Hormayr in's Mittel, „aber Sie vergessen, daß Sie jetzt kaiserlicher Beamter sind. Sie haben die Bestätigung ja selbst verlangt."

„Das tat ich, Exzellenz, weil ich dadurch meinem Auftreten den gehörigen Nachdruck geben muß."

„Das bloße Vertrauen scheint also doch nicht zu genügen," schob Roschmann spöttisch ein.

„Wenn es keine Neider und Mißgünstige gäbe," versetzte Schneider achselzuckend, „aber eben dies führt mich zum Teil hieher."

„O meinen Sie, daß wir damit nicht auch versehen sind?" ereiferte sich Hormayr und seine heisere Stimme wurde noch rauher. „So viele Köpfe, so viele Sinne. Hat nicht der große Andreas Hofer mich und den General Buol selbst verhaften lassen wollen, und wenn wir Hauptmann Frischmann aus Schlanders die Ordre nicht unter vier Augen übergeben hätte, wer weiß, wo ich jetzt säße. — Aber Sie haben ja lauter Feldherren zu Ihren Hauptleuten, worüber beklagen Sie sich denn? Das war ja ein herrlicher Sieg, den die Vorarlberger bei Klien und Dornbirn erfochten haben, und besonders der Müller muß ja ein ausgezeichneter Kopf sein, wie geschaffen zum Kommandanten."

„Das war er eben nie," nahm Schneider das Wort, als der erschöpfte Intendant schwieg, „und damit wäre ich bei meiner Hauptangelegenheit; wenn

Sie Herr Baron erlauben, so bringe ich sie vor, außer Sie bestimmen mir eine andere Zeit, wünschenswert wäre mir aber, wenn ich alles rasch erledigen und bald wieder zurückkehren könnte. Ich bin vor einer Viertelstunde erst angekommen und je länger ich fortbleibe, desto schwieriger dürfte der Stand der Dinge bei uns in Bregenz werden."

„Ich bin zwar krank, wie Sie sehen, ich war es schon zu Landeck und kann die abscheuliche Halsentzündung, die mich an allem hindert, nicht los werden, — aber Sie sagen, es sei keine Zeit zu verlieren und da hören alle andern Rücksichten auf. Ich stehe Ihnen zu Diensten."

„Du wirst verzeihen, wenn ich mich entferne," sagte Roschmann, indem er sich zum Gehen anschickte. „Ich will die Anordnungen gleich in's Leben treten lassen." — „Lieber Herr Doktor, wir sehen uns wohl noch," schloß er mit höflichem Lächeln Schneider die Hand bietend, „wir müssen unsere alte Studiengenossenschaft wieder auffrischen. Schade, daß der Major Teimer nicht hier ist — er wäre im Bunde der Vierte, aber der steht im Unterinntal mit Speckbacher."

Er grüßte noch einmal und ging. Schneider nahm seinen Platz wieder ein und begann auf eine einladende Handbewegung Hormayr's:

„Der Herr Baron sprachen von Müller. — Sie kennen ihn wohl aus der Relation über das siegreiche Gefecht vom 29. Nun diesen Sieg verdanken wir dem braven und fast zu bescheidenen Major Nach=

bauer. Er hat das Landvolk haranguiert, er hat den Plan gemacht, er hat de facto als Oberkommandant die Schützen und den Landsturm geführt, sein energisches Eingreifen warf den Feind und schnitt ihm beinahe den Rückzug ab. Müller hat nie eine andere als eine untergeordnete Rolle gespielt, aber er ist von einer ungemeinen Eitelkeit und Ehrsucht gequält. Diesen wunderbaren Sieg, der dem Feinde allein sechzig Todte und uns nur deren zwei und sieben Verwundete kostete, schrieb er sich alsbald zu und renommierte damit."

„Das ist wirklich ein wohlfeil erkaufter Sieg," murmelte Hormayr. So leicht ist uns die voreilige Schlacht am Berge Isel nicht geworden. Ja, hätte Teimer die Brücke über den Inn abbrennen können, wir hätten sie dann doch alle gefangen. Aber sehen Sie, wie meine Dispositionen befolgt wurden. Drei Boten habe ich nach dem ersten mißlungenen Angriff an Hofer gesendet, um mich mit ihm zu verständigen. Statt auf die Vertagung des Gefechtes bis zum 30. einzugehen, trägt er den Boten auf, mir zu sagen: Er habe den Sandwirt wirklich beim Freund Etschmann in der Schupfen seinen Fuchs abfüttern, Brot abschneiden und meine Gesundheit trinken sehen! — Soll man daraus klug werden? Aber so ist's, er fängt wirklich an seine göttliche Sendung zu glauben an, und das alte Bäuerlein, das ihm vom Abzuge nach dem ungünstigen 25. abriet und dann spurlos verschwand, das muß nun sein besonderer

Heiliger sein, der ihm direkt aus dem Himmel zugeschickt wurde."

Ein heftiger Husten unterbrach Hormayr und als der Anfall vorüber war, nahm Schneider wieder das Wort.

„Euer Exzellenz," fuhr er fort, indem er ein leichtes Lächeln unterdrückte, „ich wollte sagen, daß Nachbauer auf meine Veranlassung sogleich in den Bregenzer Wald abging, um die Täler ebenfalls zu insurgieren. Während dieser Zeit nun ist der bewußte Rapport und ebenso ein Aufruf an die Vorarlberger geschrieben, in welchem sich Müller, die Abwesenheit Nachbauers benützend, ganz in den Vordergrund drängte und auch als Kommandant unterschrieb, was er wie gesagt, nie gewesen ist, denn schon am 4. trat der Landtag auf meine Veranlassung zusammen und traf ganz andere Verfügungen. Doktor Grieß aus Feldkirch, der meiner Meinung nach ganz dazu geeignet ist, wurde zum Oberkommandanten ernannt. Dies wurmte aber Müller so sehr, daß er noch am selben Tage intriguierte, und es richtig bis zum Abend zu einem erheblichen Auflaufe brachte."

„Das ist ja ein gefährlicher Kerl!" warf Hormayr ein.

„Nicht, wenn entschiedene Maßregeln getroffen werden. Wir haben aber keine Macht in den Händen und so blieb uns denn nichts übrig, als dem Doktor einen Boten entgegenzuschicken, damit er in Feldkirch bleiben möge, und um allen weitern Unfug

zu verhindern, betrauten die Stände am andern Tage bis zu meiner Zurückkunft aus Innsbruck Nachbauer und Müller gemeinsam mit dem provisorischen Oberkommando. Ich reiste noch in derselben Nacht ab."

„Das ist fatal, wie wollen Sie aber da helfen?"

„Wie gesagt, Exzellenz, durch entschiedene Maßregeln. Die Ernennung des Oberkommandanten muß von hier, — von der kaiserlichen Intendantur ausgehen."

„Aber, lieber Freund, ich bin froh, wenn meine Befehle hier in Tirol befolgt werden," flüsterte Hormayr, wie sollen sie bei Euch in Vorarlberg wirksamer sein, als Ihr eigenes Einschreiten? Sie sagten ja selbst, nicht die kaiserliche Bestallung, sondern das Vertrauen des Volkes gibt die Macht."

„Ich bin mißverstanden worden, Exzellenz," sagte Schneider. „Die Intendantur, die hier — in der Nähe nicht beachtet wird, oder doch nur wenig, wirkt eben durch die Entfernung bei unserm Landvolk wie bei den Bürgern. Sie ist eben ein Fremdes, Nichtgesehenes, Ungekanntes. Was von der kaiserlichen Intendantur kommt, macht den Effekt, als käme es vom Kaiser selber und die Leute haben Respekt."

„Vortrefflich! da Sie es also verlangen, versteht sich die Sache von selbst. Ihr Doktor Grieß wird Oberkommandant."

„Das ist's nicht mehr, was ich verlange," fiel Schneider rasch ein, „dazu ist es zu spät, die Gelegenheit verabsäumt. Die militärische muß mit der Zivilgewalt in einer Hand vereinigt sein. Die An-

gelegenheit darf nicht verzaudert werden, sondern fordert ein energisches Eingreifen. Nicht für Grieß, für mich selbst, Exzellenz, bitte ich um die Ernennung."

„Werden Sie denn die Truppen führen können?" fragte Hormayr erstaunt.

„Ich werde es können," versetzte Schneider mit solcher Bestimmtheit, daß der Intendant ihm einige Augenblicke verwundert in's Auge blicken mußte. Aber als hätte dieser Blick hingereicht, ihm die Seele und die Absichten des Studiengenossen ganz klar darzulegen, so trat jetzt ein freudiger und weit mehr entgegenkommender Ausdruck in seine Züge, als er Schneider die Hand hinreichte.

„Abgemacht," flüsterte er mit seiner immer heiserer werdenden Stimme, „morgen sollen Sie die Ausfertigung haben. Aber wie steht es sonst am See? ist denn der Feind seither ganz ruhig?"

„Ruhe haben wir wohl keine," erzählte Schneider, „das verlangen aber unsere Ausschüsse auch gar nicht. Im Gegenteil, sie drängen mit aller Gewalt vorwärts und sind schwer genug zurückzuhalten. Zwei Tage nach dem Gefecht bei Klien verbreitete sich das falsche Gerücht vom Anrücken der Franzosen. Da gab's kein Halten mehr. Jauchzend rissen die Bursche alle aus und rannten gegen die Klaus vor. Sie wollten's kaum glauben, daß es keine Arbeit für sie geben sollte. Ihr Mut ist erfreulich, aber bewundernswert ist die Zucht und Ordnung, die unter ihnen herrscht. Keine Exzesse, ja die Schützen selber

brachten vor einigen Tagen zwei Aufhetzer gefangen ein, die sie zu Unordnungen und Eigenmächtigkeiten verleiten wollten. Verdächtige wurden eingebracht, und als ich mich zwei Tage vor meiner Abreise veranlaßt sah, einen Schützen aus Gefis, der gleich bei seinem Einrücken exzessirte und mit Erschießen und Plündern drohte, mit dem Stocke abstrafen zu lassen, da ging die Exekution auf öffentlichem Platze ohne den geringsten Widerstand — ohne ein Murren vor sich. Diese Subordination ist bewunderungswürdig bei einer Insurrektion, wo man kaum weiß, wer Koch, wer Kellner ist."

„Da stehen Ihnen ja die trefflichsten Elemente zu Gebote. Sie werden mir Konkurrenz machen. Aber das ist Recht. Wir brauchen Vorarlberg, es muß uns die Reserven vom Leibe halten, über den Arlberg ist der beste Weg für die Selbstranzionierten aus Deutschland und die zuverlässigste Verbindung mit den englischen Agenten in der Schweiz."

„Das Land braucht seine Erhebung auch für sich selber," versetzte Schneider, aber ohne den Vorwurf in diesen Worten einen stärkern Nachdruck zu geben.

„Diesmal haben Sie mich mißverstanden, Freund!" erwiderte Hormayr lebhaft. „Ich wollte mit dem „Brauchen" sagen, daß Vorarlberg ein wichtiger Faktor zum Gelingen des ganzen Aufstandes war und ist. Der Selbstzweck desselben versteht sich ja von selbst. Und wenn meine dringenden Vorschläge beachtet werden, so behandelt man Tirol und

Vorarlberg als eine Festung, der man ihre Verteidigung überläßt, ohne sie in weitere Kombinationen hinein zu verflechten, selbst wenn der Feind weit über sie in's Land eingedrungen ist. Um so besser, dann hat er sie im Rücken. Für uns aber erwachst daraus der Vorteil, daß das ewige Ebben und Fluten der militärischen Verteidigung ein Ende nimmt, und die von uns behauptete Festung beim Friedensschluß — ob er nun günstig oder nicht ausfällt, auch nicht mehr geräumt werden kann."

Ein heftiger Hustenanfall unterbrach auch diesmal die weitere Rede Hormayr's; nach einer Weile winkte er, sichtlich angegriffen — Schneider stumm mit der Hand, um ihn zum Reden aufzufordern.

„Bis jetzt ist alles getan," folgte dieser der Aufforderung, „um wenigstens von unserer Seite eine zweite Invasion unmöglich zu machen. Es wäre vielleicht auch zur ersten ohne die Innsbrucker Kapitulation nicht gekommen. — Unsere Berge sind vorsichtig besetzt, Ellensohn haltet den Paß gegen Staufen, und die Wäldler unter den Majoren Sutterlütti und Metzler sind mit allen Ausschüssen jetzt ebenfalls ausgerückt und stehen gegen Staufen und Immenstadt im Allgäu. Riedmüller kommandiert die Vorposten gegen Lindau und Wangen, denn die Feinde haben sich über Wangen und Leutkirch zurückgezogen, und wie ich am Tage meiner Abreise erfuhr, sollen sie auch schon in Kempten samt dem Generalkommissär von Mertz, der stets mit der Besatzung flieht

und zurückkehrt, sich marschfähig machen, um uns das Feld zu räumen.“

„Natürlich, natürlich, Napoleon verlangt Verstärkung, und General Beaumont wünscht uns wahrscheinlich zu allen Teufeln,“ fiel Hormayr ein und wenn auch seine Worte kaum hörbar waren, so blitzte doch sein Auge lebhaft und verriet seine Aufregung. „Ach, wie herrlich wäre jetzt die Gelegenheit! Hätten wir Munition, Geld und nur einen etwas formidablen Kern an regulärer Truppe, was ließe sich da machen?! Wie eine Lawine könnten wir uns hinabstürzen auf dieses zurückgebliebene Reservekorps, es würde zerschmettert und zersprengt, wir nähmen München und drängen bis an die Donau; der französischen Armee wäre jede Verbindung mit der Operationsbasis abgeschnitten und dem verhaßten Tyrannen, den man seit dreizehn Jahren, d. h. seitdem man seinen Namen zum ersten Male gehört hat, verflucht, wäre der Rückzug gefährdet, — sein Stern, diese von Blut und Staub rot schwehlende Brandfackel, müßte erlöschen für immer.“

„Die Nachrichten von Wien sind also wirklich günstig?“

„Die günstigsten von der Welt und es ist ein unbegreifliches Rätsel, weshalb der Generalissimus seinen Sieg, den er am 21. und 22. so vollständig erfochten, nicht verfolgt, weshalb er zaudert und dem frechen Tronräuber mit seinen Kohorten Zeit zur Erholung gönnt.“

„Gottlob, so kann ich denn die guten Nachrichten bestätigen, die wir bisher nur durch das Gerücht und durch die Augsburger Zeitung erhielten, um welch' letztere wir eigens Boten nach Wangen schicken mußten, denn von einer Postverbindung ist jetzt natürlich keine Rede mehr. — Aber was Euer Exzellenz wegen Geld und Munition sagten," fuhr Schneider mit besorgter Miene fort, „das ist für mich eine äußerst unangenehme Überraschung, denn aufrichtig gesagt, ich kam: Beides hier zu suchen."

„Hier?" fragte Hormayr erstaunt.

„Ich konnte doch nicht anders, als voraussetzen, die Regierung müsse auch für die Fortführung des Aufstandes sorgen, den sie ja selbst heraufbeschworen? Es müssen doch Vorräte von Pulver, Blei und Geld für Tirol bestimmt sein, da ja ein ganzes Korps zur Verteidigung des Landes verwendet werden sollte. Und da wir ganz entblößt sind . . ."

„So wollten Sie von mir den Überschuß holen?" ergänzte Hormayr den Satz, fuhr aber darauf mit bitterm Lächeln fort: „Den Überschuß? ach! wenn wir selber nur das Notwendigste hätten! Unser Landvolk hier ist leider derselben Meinung wie Sie. Es meint, daß unerschöpfliche Schätze irgendwo aufgespeichert liegen, und findet es daher für gut, keine Steuer zu zahlen. Die Forderungen werden aber strenge betrieben. Ich bin selbst begierig, was mein Aufruf von gestern bewirken wird und ob die Leute, die meinen, weil sie ihr Blut geben, hätten sie nicht nötig auch Geld zu geben, künftig zahlen werden. —

Und Munition? mein Gott, Sie selber sollen mir dieselbe verschaffen. Wo soll ich sie sonst hernehmen? Die Bauern wollen keine übriggebliebenen Patronen abliefern. Sie verpuffen sie zu Hochzeiten und Kirchweihen und sehen nie genug Pulver. Auf das Engadin und auf die Rheingegend habe ich meine Hoffnungen gesetzt, durch Vorarlberg sollen die Vorräte kommen."

„Ich fürchte nur," warf Schneider ein, „daß man in der Schweiz Beschlag darauf legen wird. Talleyrand, der französische Gesandte, übt einen schweren Druck auf den Bund und der Kordon ist ungemein verschärft. Man läßt keinen Menschen mehr herüber oder hinüber."

„Sagen Sie das nicht, Schneider — es müssen Mittel und Wege gefunden werden — ohne Schwefel können wir in kurzem keinen Schuß mehr tun. Wir brauchen ihn diesmal sonderbarer Weise, um den Teufel auszuräuchern und von uns zu halten!"

Schneider konnte über dieses Scherzwort nicht lachen, es hatte ihn ein zu tiefer Ernst erfaßt und mit finster zusammengezogenen Brauen bemerkte er:

„Es ist unverantwortlich, ein Land zum Aufruhr zu reizen, ohne ihm Mittel zu geben, sich vor der heraufbeschworenen Rache zu sichern. Die Regierung hat übel gehandelt."

„Seien Sie nicht so streng, Freund," suchte Hormayr die herbe Beurteilung zu besänftigen. Bedenken Sie die gegenwärtige Lage. Sehen Sie den übermütigen Welttyrannen in Wien. Erwägen Sie

das gänzliche Abgeschnittensein von unserer so entfernten Hauptstadt, von der sich jetzt der Hof und die ganze Administration noch weiter zurückgezogen haben, — und der Schluß wird nicht so verdammend ausfallen. Freilich ist viel vernachlässigt worden, aber die Umstände tragen viel mehr noch dazu bei."

„Diese Umstände hätten aber in ihrer Möglichkeit vorher erwogen werden sollen," warf Schneider kopfschüttelnd ein. „Wohinaus soll jetzt die ganze Erhebung, wenn eines Tages kein Heller mehr in den Kassen ist? Was ich besaß, habe ich bereits vorgestreckt."

„Machen Sie ein Anlehen, oder prägen Sie Münze aus. Sie haben keine Bergwerke? auch das unsere liefert nichts, man sucht eben Silbergeschirr, Schmuck, Löffel, kurz, was zu haben ist, einzuschmelzen. Machen Sie's wie ich."

„Wo sollen in unserm armen Ländchen Geschirre und Löffel aus Silber in genügender Menge herkommen?" sagte Schneider mit trübem Lächeln. — „Also weder Geld noch Munition," fuhr er nach einer drückenden Pause fort, „nun, so bitte ich Exzellenz wenigstens um ein Paar Kanonen, die sind mir unumgänglich notwendig."

„Kanonen? Freund, ich sehe, daß auch Sie durch die Entfernung getäuscht, einen viel wichtigern Begriff von der armen Intendantur in Tirol bekommen haben, als sie jetzt verwirklicht sehen. Kanonen? Ich muß mir Sie selber nehmen, wo ich sie finde.

Alles ist gut, was darnach aussieht, ich wollte, ich hätte welche aus Holz und gemalt, wie die Chinesen. Erst vor acht Tagen nahm ich zwölf alte Doppelhaken, die sich im Schlosse Wiesberg vorfanden, und rüstete in Landeck eine Schar damit aus, die in die Scharnitz zog."

„Das ist schlimm," meinte Schneider, ich hatte mit Gewißheit auf einige Geschütze gerechnet. Exzellenz werden selber wissen, was eine Kanone beim Landvolk gilt, es ist, als wenn die Leute gefeit wären, sobald sie sich von ein Paar Stücken unterstützt sehen. Dieser übergroße Respekt kommt wohl daher, daß sie die Mündung selber so sehr scheuen."

„Wenn Ihnen blos darum zu tun ist, daß die Leute sich für gefeit halten," entgegnete Hormayr mit einem klugen, Verständnis suchenden Blick, „so lassen Sie, wie ich es tat — Lukaszettel unter die Leute verteilen, die machen sicher gegen Hieb, Stich und Schuß."

„Aber nur so lange, bis einige samt dem Lukaszettel gefallen sind."

„Und das macht Sie verlegen? Dasselbe hat mir auch Pater Peter eingeworfen, der die Verteilung übernahm," sagte Hormayr, und indem er einen Ton voll schelmischen Pathos annahm, fuhr er fort, „da sieht man ja eben augenscheinlich, wie der Himmel die Kleinmütigen, die Zweifler an der Sache des Vaterlandes bestraft! Sie hat der Tod ereilt, — die ein rechtes Vertrauen hatten, sind aber frisch und gesund."

„Nein, Exzellenz!" erwiderte Schneider mit ablehnendem Lächeln, „diese neue Auflage der alten Passauer Zettel tut's bei unserm Volke nicht. Es scheint, daß uns über den Rhein her doch schon eine freiere Luft zuströmt und ich möchte wünschen, daß der Arlberg diese frischere Strömung nicht von den schönen Tälern Tirols abhielte, so günstig der starre Glaube und Aberglaube auch gerade in diesem Augenblicke zu Statten kommen mag."

„Ist's dieses Mittel nicht, ist's ein anderes," lenkte Hormayr ein, „will man aber einen fanatischen Kampf, so muß es ein Religionskrieg sein. Sehen Sie, wie die Leute selber darnach verlangen, der Sieg am 29. soll fortan gefeiert werden."

„Auch unsere Schutzdeputation hat ein Te deum zur Feier des Sieges veranlaßt," sagte Schneider ruhig, „aber es ist etwas anderes, dem Glauben genugtun, oder den Aberglauben nähren."

„Dann wäre es am Ende auch gar noch fraglich", ereiferte sich Hormayr, „ob es recht ist, daß wir das Banner des Aufruhrs erhoben, um unsere Freiheit und dem Kaiser seinen rechtmäßigen Besitz wieder zu erringen?! — Doch lassen wir das," fuhr er ruhiger fort. „Sie müssen ja selber wissen, in welcher Art Sie die Zügel gebrauchen wollen, die Sie jetzt einmal ergriffen. Ich kann Ihnen nichts geben — keinen Pfennig Geld, kein Körnchen Pulver, kein Lot Erz, keinen rostigen Lauf. Lassen Sie die Bürger, die ohnedem lieber daheim bleiben, die Waffen ablegen und rüsten Sie den Landsturm damit aus."

„Unsere „Gablerie“ und „Uhlanen“, wie der Witz der Schützen den mit Heugabeln und Prügeln versehenen Landsturm benannte, ist bereits nach Hause entlassen.“

„Um so besser, so bleiben ihnen nur die Selbstranzionierten zu bewaffnen. Wer zwei Stutzen hat, soll einen hergeben. Und gönnen Sie dem Feinde keine Ruhe, beschäftigen Sie ihn fortwährend.“

„Das geschieht Exzellenz. Es finden fast täglich für uns günstige kleine Gefechte statt. Kein Mann kann aus Lindau, ohne daß es nicht zu Plänkeleien führt.“

„Das ist recht, der Feind muß in Atem gehalten werden und ebenso unsere Schützen,“ sagte Hormayr, sonst laufen sie nach Hause oder geraten auf allerlei Tollheiten. Natürlich darf man ihnen den Zweck nicht merken lassen, sonst schreien sie gleich über Verräterei, wie das bei den Kurzsichtigen so Sitte ist. Ihr Urteil reicht nicht weiter als ihre Hand, und es ist daher unmöglich, ohne Arrières pensées zu sein. Wer allen Eventualitäten gewachsen sein will, muß eben seine Gedanken reservieren. Man ist deshalb noch immer kein Vater der Lügen, wie der verruchte Korse, der die ganze Welt in Elend und Jammer stürzen möchte, um sich auf den durch Schandtaten errichteten Trone — —“

Die Leidenschaft hatte Hormayr hingerissen wieder lauter zu sprechen und der Hustenanfall, der diesem heftigen Ergusse ein plötzliches Ende machte, währte länger als die frühern. Hormayr sank gänz-

lich erschöpft in die Kissen des Sofa's zurück. Erst nach einer minutenlangen Pause konnte er sich soweit aufrichten, um Schneider die Hand zum Abschiede zu reichen.

Der Doktor mußte sein Ohr an den Mund des Kranken bringen, um die Worte zu verstehen, die nur gehaucht wurden.

„Und gerade jetzt krank zu sein! — Lieber Schneider, reisen Sie nicht ab, kommen Sie morgen wieder, wir haben noch vieles zu besprechen.“

Als Schneider das Zimmer verlassen hatte, stand er am Treppenabsatz sinnend stille.

„Noch vieles zu besprechen?“ sagte er zu sich selber mit finsterm Lächeln. „Ich weiß nichts mehr. — Was will ich noch hier? — Hier heißt's wie in der Bibel: Hilf dir selbst! — Ja, Vorarlberg, hilf dir selbst! Rechne auf keine Unterstützung, rechne auf keinen Halt, nur auf Gott kannst du rechnen! — Gut denn, Anton, du stehst allein — du hast's übernommen — hilf dir selbst!“

* * *

Zu Bregenz hatte inzwischen Müller als Diktator regiert, obwohl ihn kein besonderer Titel dazu berechtigte.

Die Ständeversammlung vom 4. hatte beschlossen die Landesausschüsse in acht Bataillone zu teilen, da sie mit der Stellung des dritten und vierten Aufgebotes auf zwanzigtausend Mann anwuchsen. Als Kommandanten dieser Bataillone wurden die acht

Hauptleute: Nachbauer, Müller, Riedmüll.r, Ellensohn, Kemper, Rödler, Sutterlütti und Metzler zu Majors ernannt.

Müller drängte aber den schlichten, biedern Nachbauer, der es vorzog, zu den Vorposten zu gehen, ganz bei Seite und maßte sich die beiden gemeinsam übertragene Kommandantur, die doch nur eine provisorische war, ganz allein an. Stolz auf den Sieg, den er den Ständen gegenüber errungen, nahm er das Resultat als natürliche Folge seines Verdienstes.

Oberstleutnant von Ertel, Kommandant des Regiments Lusignan, schrieb einen schmeichelhaften Brief an Vorarlbergs Stände aus Innsbruck, worin er seine Bewunderung aussprach und die Überzeugung äußerte, daß die Vorarlberger „nie zu jener unglücklichen Klasse deutscher Völker niedergebeugt werden, welche ein fremder Souverän zwingt, ihre Hände in das Blut ihrer Landsleute, Väter, Söhne und Brüder zu tauchen.“

Diese Elogen nahm Müller als ihm allein gespendeten Weihrauch hin. Seine Eitelkeit kitzelte ihn, ebenfalls Proklamationen zu erlassen und so erschien denn auch am 9. Juni eine solche eigentümliche Probe seines verworrenen Stils. Allerlei kühne Pläne spukten in seinem Kopfe, die alle nur ausgeführt werden sollten, um Zeugnis von seiner großen Befähigung zum Kommandanten zu geben. So sollten Feuerallarmstangen in allen Gemeinden durch das ganze Land errichtet werden. Man fügte sich in diese

ziemlich zwecklose Maßregel ohne Widerspruch, nicht so in die Aufforderungen, die Stadt Bregenz gegen die Seeseite zu befestigen, wozu er Schanzarbeiter und Gerätschaften in Masse verlangte.

Dieser ebenso zwecklose als unverständige Plan brachte nicht nur die Stadt, sondern auch mehrere Offiziere der Landesverteidigung, besonders aber Oberleutnant Haagen gegen ihn auf, da er Zeit und Kräfte der Mannschaft in solcher Weise verschwenden wollte, und dabei jede Gelegenheit zu ernstlichem Vorgehen gegen den Feind nutzlos verstreichen ließ.

Von allen Seiten kamen die Ausschüsse der untern Stände an und rückten kampflustig durch Bregenz. Es vergieng kein Tag, an dem nicht geplänkelt wurde, besonders verlangten es die Schützen mit der Lindauer Besatzung anzubinden, die schon einigemale kleine Ausfälle gemacht hatte, jedesmal aber mit Verlust bis hinter das zweite Tor zurückgedrängt wurde. Die tollkühnen Schützen schwärmten bis auf die Brücke und verhöhnten den Feind unter den Mündungen seiner Gewehre, aber jedesmal mußten sie wieder zurück in ihre alten Positionen, und Lindau blieb in den Händen der Franzosen.

Schon einmal hatte Haagen einen Plan zur Wegnahme Lindau's vorgelegt, und dazu die Unterstützung der Schützen verlangt, der Plan war von Müller als unausführbar zurückgewiesen worden. Jetzt hatte Haagen einen neuen ausgearbeitet.

„Ich komme diesmal mit der Überzeugung, daß der Plan ausführbar ist, Herr Müller," sagte er; es

widerstrebte dem nicht ganz vorurteilslosen Offizier, den Wirt mit dem Majorstitel anzureden.

Müller hingegen zuckte wie verwundet jedesmal auf, so oft er so kurzweg seinen Namen hörte. Es war, als fühlte er sich jedesmal eine Beleidigung in's Gesicht geschleudert. Auch diesmal fuhr er auf.

„Das werden wie erst sehen, Herr Haagen," versetzte er mit absichtlicher Betonung.

„Ich bitte ‚Herr Oberleutnant Baron Haagen'" gab der junge Mann ziemlich kaltblütig zurück. „Ich habe die Ehre, kaiserlicher Offizier vom Regimente Lusignan zu sein."

„Und ich habe die Ehre, ständischer Major und Kommandant von Vorarlberg zu sein."

„Ich bitte ereifern Sie sich nicht Herr Müller, aber im Reglement steht eben nichts von dieser Charge" und der Offizier verbeugte sich mit einem spöttischen Lächeln.

„Was wollen Sie also?"

„Luft und Unterstützung," versetzte Haagen, „damit ich diesen Plan ausführen, Lindau endlich nehmen und den Feind, der uns in die Töpfe guckt, seine Neugierde vertreiben kann."

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß Ihre Pläne Luftschlösser sind."

„Das wird sich nach der Ausführung zeigen."

„Ich werde mich hüten, es dazu kommen zu lassen. Unsere Schützen haben keine Zeit zu solchen Spaziergängen."

Dem kaiserlichen Offizier stieg das Blut zu Kopf, aber er hielt noch an sich.

„Ich komme zum letzten Male Unterstützung zu fordern,“ sagte er, „ich bin hier Kommandant des regulären Militärs und Niemanden untergeordnet, so lange es nicht freiwillig geschieht. Ich halte es für meine Pflicht, aus strategischen Gründen auf die Wegnahme Lindau's zu dringen. Dieser Posten in der linken Flanke unserer Aufstellung darf auf keinen Fall in den Händen des Feindes bleiben, und es muß alles daran gesetzt werden, ihn zu gewinnen. Bleibt alles wie es ist, so mache ich Sie für die Folgen verantwortlich.“

„Ihr selber seid verantwortlich!“

„Ich bitte, mich reglementsmäßig mit „Sie“ anzusprechen,“ fiel ihm Haagen scharf in die Rede.

„Also Sie, Sie, sind selbst verantwortlich,“ schrie Müller. „Erinnern Sie sich des Gefechtes vom neunundzwanzigsten. Warum haben Sie gezaudert nachzurücken? Wenn ich auf Sie gewartet hätte, so würden wir keinen Sieg erfochten haben.“

„Ich muß Ihnen sagen, Herr Müller, daß Sie mir erstens nichts zu befehlen haben, und für's zweite haben Sie nicht auf mich gewartet, weil es Ihnen gar nicht frei gestanden ist. Sie so gut wie ich standen unter einer dritten Leitung, der meine Erklärung genügend gewesen ist, und Ihnen habe ich also weder Red' noch Antwort zu stehen.“

„Das wollen wir sehen!“ polterte Müller, der mit dem Säbel ganz theatralisch den Boden stieß.

„Das ist eben der überlästige Druck, den die Soldatenherrschaft immer auf den Bürger und auf das Landvolk ausüben will, den wir aber satt haben. Wir wollen ihn nicht länger dulden. Verteidigen müssen wir uns doch selber. Es wird nur immer Hilfe versprochen, wenn's aber drauf und dran kommt, dann kommen auch die Paar Mann, die helfen könnten, entweder zu spät, oder laufen davon."

„Herr Müller, Sie werden mir Rechenschaft für diese Worte geben!" rief der junge Offizier mit eisiger Ruhe, hinter der sich die höchste Aufregung verbarg, und gleichzeitig machte er einen Schritt vorwärts auf Müller zu.

Sobald dieser sah, daß der junge Mann Ernst machte, fühlte er sich unheimlich, die Farbe seines Gesichtes wechselte plötzlich und unter dem durchbohrenden Blicke Haagens tat er unwillkürlich einen Schritt hinter sich und sah bang wie Hilfe suchend umher.

„Was wollen Sie von mir, Herr Oberleutnant!" kreischte Müller, dessen Drohwort eher wie ein Angstschrei klang, „ich bin der Oberkommandant von Vorarlberg. Vergessen Sie sich nicht!"

„Sie selbst scheinen sich und Ihren kriegerischen Titel zu vergessen, den Sie sich mit so viel Emphase beilegen," sprach Haagen mit dem Ausdruck der tiefsten Verachtung, „aber sorgen Sie nicht, ich will Ihnen für diesmal mit derselben Waffe entgegentreten, die Sie selbst einzig und allein zu führen verstehen und mit Vorliebe verwenden — mit der

Junge. Ich will die meine rühren und alle Welt soll wissen, welcher Kauz sich anmaßt, der Diktator von Vorarlberg sein zu wollen. Und alle Welt soll wissen, daß sie es nur seiner Feigheit — ja Feigheit zu verdanken hat, wenn uns der gefährliche Nachbar aus seiner Höhle ganz bequem alle und alle Tage allarmiert, und jede Nacht aus dem Bette sprengt. Und ich rate Ihnen, Herr Müller . . ."

Der Offizier, der jetzt endlich seiner kochenden Wut freien Fluß gegönnt hatte, wurde hier plötzlich unterbrochen. Von der Straße tönte eine seltsame Musik herauf. Die Töne eines Piccolo und einer Klarinette vereinigten sich zu einem sonderbaren Marsche, die schweren Schritte einer Truppe wurden bis herauf gehört und in die seltsame Musik mischte sich helles Jubeln und Lachen. Rasch stand Haagen am Fenster und warf einen Blick auf die Straße hinab. Der nach Weiler bestimmte Ausschuß von Wolfurth marschierte eben am Hause vorüber und die beiden Holzinstrumente voran mußten den Trommelschlag ersetzen.

Jetzt hielt die Kolonne und unmittelbar darauf trat eine Ordonnanz herein und meldete Müller, daß der Hauptmann der unten befindlichen Kompagnie ihn zu sprechen wünschte. Müller wuchs förmlich bei jedem Worte, wie er früher unter Haagens verzehrenden Blicken zusammengesunken war, — es kam ihm ja Sukkurs.

„Herr Oberleutnant," begann er, indem er sich mit Pathos aufrichtete.

„Bemühen Sie sich nicht," schnitt ihm Haagen das Wort kurz ab, „da Sie meine Vorschläge nicht hören wollen, habe ich keine Zeit für Sie und ich wiederhole Ihnen nur noch, Sie werden es bereuen, mich als kaiserlichen Offizier so en bagatelle behandelt und mich von jeder Beratung über die Landesdefension ausgeschlossen zu haben."

Damit drehte er sich ohne Gruß kurz um und verließ stolzen Schrittes das Zimmer, in dem Müller mit einem Fluche über das adelige Soldatengezüchte zurückblieb, und sich dafür gegen den eben eintretenden Hauptmann nur um so hochfahrender betrug, um sich für die vorhergegangene Demütigung zu entschädigen. So hatte es Müller bis auf einen kleinen Anhang so ziemlich mit allen verdorben, als in der Nacht des 10. Juni, kurz nach der Rückkehr Nachbauers und Ellensohns aus dem Allgäu, das sie unter Sutterlütti's Kommando gelassen, auch Schneider aus Innsbruck wieder anlangte und für den morgenden Tag sogleich die Schutzdeputation zusammenberief.

Er schwieg vor der Hand noch über die Resultate seiner Reise und nur so viel teilte er mit, daß man von der Hauptarmee alles Gute hoffen müsse. Napoleon sei von den drei Erzherzogen Karl, Ferdinand und Johann eingeschlossen, indessen lasse sich freilich noch nichts Bestimmtes sagen, da ja Tirol noch vollständig von der österreichischen Armee abgeschnitten sei.

Er verabschiedete alle, nur Willam und Sander nahm er mit sich und arbeitete mit ihnen die Nacht hindurch.

Am Morgen des 11. waren die Schutzdeputierten voll Spannung der Dinge gewärtig, die ihnen Schneider mitzuteilen hatte. Landamman Fetz, Amman Vögel und der Deputierte Ulmer standen an dem Fenster beisammen und Müller hatte sich zu dieser Gruppe gesellt, indes Nachbauer eifrig mit dem Syndikus und städtischen Rentmeister Kayser und dem Deputierten Kiene sprach.

Müller bramarbasierte wie gewöhnlich. Es waren am frühen Morgen drei gedruckte Piecen von der Schutzdeputation aus Feldkirch herübergeschickt worden. Ein Bericht des Oberstleutnant Graf Leiningen über einen Streifzug nach Bassano, eine Beilage zur Innsbrucker Zeitung, worin die letzten Vorfallenheiten und die von den Baiern verübten Grausamkeiten besprochen waren, und endlich der Aufruf Hormayrs vom 6., daß zum Wohle des Landes der Justizgang und der Bezug der schon unter Österreich bestandenen Gefälle wieder in's alte Geleise kommen müsse.

„Es ist aber hart für's Land," meinte Amman Vögel, „in der jetzigen Zeit, wo ohnedem nichts als Armut herrscht, Abgaben zu zahlen, wo die Männer nicht einmal zu Hause sind und alle Arbeit stockt."

„Aber," entgegnete der Landamman Fetz, „das ist doch richtig, ohne Steuern gibt's kein Geld in den Kassen und ohne Geld verfallen die Wege und

die Brücken, die Kirchen und Frohnvesten, die Schulen und Ämter — wo soll das hinaus?“

„Ich bin der Meinung von Amman Vögel,“ rief Müller, daß man ihn bis an's andere Ende des Gemaches hin hörte, „was brauchen wir Ämter? nur damit sie uns den Daumen auf's Auge setzen. Wenn wir Steuer zahlen wollten, hätten wir ebenso gut baierisch bleiben können. Wazu hätte der Kaiser seine Goldbergwerke in Ungarn? Geld ist genug da, aber sie wollen's dem armen Volke nur nicht zeigen, und die Ämter, ja die Ämter. Ich hab' den Judas Ischariot, den Kutter gehörig bedenken wollen, das Amt hat ihn freigemacht und was ist die Folge? Als Spion ist er da gesessen in Bregenz und hat seine Berichte geschrieben. Hab' glücklich noch seinen Mantelsack entdeckt beim Löwenwirt und konfisziert. Da gehen einem die Augen auf, wenn man die Schriften liest, die da drinnen waren und der Sündenlohn war auch schon voraus empfangen. Und der saubere Landrichter Beer selber! Ich habe ihn unter Schloß und Riegel gesetzt, aber Seine Weisheit der Herr Kommissär hat ihn wieder frei gelassen und was ist die Folge? das ganze Landgericht hat er entwaffnet, bevor er mit den wälschen Hunden abgezogen ist. Ja, die Ämter! Ich sage wir brauchen keine. Ein Oberkommandant ist genug, der muß über alles befehlen. Und das muß ein rechter Mann sein.“

„Der Meinung wär' ich auch,“ meinte Nachbauer sarkastisch von der andern Gruppe herüber

und der Landamman Fetz nickte mit klugem Lächeln sein:

„Eben!“

„Ja, ein Oberkommandant und sonst darf keiner befehlen,“ schrie Müller sich in die Brust werfend. „Ein Oberkommandant für Land und Stadt, Schütz und Bauer und Geld und Amt, Das ist das wahre!“

„Dieser Ansicht war ich auch,“ sagte Doktor Schneider, der während der letzten Worte, die er zum Teil schon auf dem Gange gehört hatte, die Türe öffnete und in Begleitung seiner beiden Sekretäre eintrat. „Es freut mich, daß sich unsere Anschauungen so begegnen, ich glaube also, aller Wunsch erfüllt zu sehen, wenn ich der verehrten Schutzdeputation und dem bis jetzt provisorisch bestandenen Militärkommando die Resultate meiner Zusammenkunft mit Sr. Exzellenz, dem Herrn Generalintendanten Freiherrn von Hormayr vorlege.“

„Also eröffnen wir die Sitzung,“ ordnete Müller an; sein Dünkel erwartete jetzt die Bestätigung als Oberkommandant und triumphierend fiel sein Blick auf Nachbauer.

„Ich habe also vorerst mitzuteilen,“ nahm Schneider gelassen das Wort, „daß wir leider weder auf Militär noch Kanonen rechnen können, da in Tirol selbst kaum siebenhundert Mann und vier Geschütze vorhanden sind, wovon natürlich nichts mehr entbehrt werden kann.“

„Ich habe es ja immer gesagt,“ schrie Müller,

„nichts als leere Worte und am Ende laßt man uns doch im Stich.“

„Das ist wohl eine bittere Enttäuschung,“ äußerte auch Kayser seine Meinung und die andern stimmten bei.

„Dagegen,“ fuhr Schneider fort, „komme ich nicht mit ganz leeren Händen. Major Teimer hat wirklich Streifzüge nach Baiern gemacht und Geld, Vieh und Korn zurückgebracht, davon bringe ich fünf Säcke mit zweitausend Gulden. Freilich eine kleine Summe, aber hoffentlich reicht sie vorderhand. Zehntausend Stück Dukaten, die für Vorarlberg bestimmt waren, sind samt einem baierischen Beamten entwischt, auf den man Vertrauen hatte und der den letzten Rummel zum Entweichen benützte.“

„Wieder ein Beamter,“ eiferte Müller, „ich will sie alle davonjagen diese Schurken.“

„Gemach, Herr Major,“ ermahnte Schneider mit frostigem Tone, „die Administration muß auf ausdrücklichen Befehl ganz ungestört bleiben, weil im gegenwärtigen Moment der allgemeinen Verwirrung nicht noch eine neue geschaff‧n werden darf, überhaupt der Zeitpunkt zu einem Systemwechsel durchaus nicht geschaffen ist.“

„Die Intendantur kann befehlen, aber wir werden nach unserm Gutdünken handeln,“ fuhr Müller auf. „Die Beamten haben uns lange genug geschunden, sie sollen zum Teufel gejagt werden dafür . . .“

Schneider, der bis jetzt ganz ruhig geblieben war und eine Art von Ergötzen darin gefunden hatte, Müller noch einmal seine Illusionen durchträumen zu lassen, erhob sich jetzt ernst, und mit Kraft und Nachdruck fiel er dem Eifernden in die Rede.

„Daß dies nicht geschieht und die Ruhe und Ordnung allerorts aufrecht erhalten werde, dafür will ich sorgen und zu diesem Zwecke bin ich — wie die verehrliche Deputation aus dieser Vollmacht ersehen mag — zum Generalkommissär von Vorarlberg ernannt mit dem vollsten Umfang der Gewalt über die politischen, administrativen, finanziellen und militärischen Zweige des Landes und seiner Verteidigung."

Eine lange Pause des Schweigens folgte auf diese Eröffnung. Müller war wohl der einzige, der die freudige Erregung der andern nicht teilte. Mit mühsam verhehlter Betroffenheit kaute er an seiner Unterlippe. Doch war er der erste, der wieder ein Wort sprach.

„Der Herr Generalkommissär," sagte er mit seiner plumpen Schlauheit im Blicke, „werden sich aber doch für den militärischen Teil einen Stellvertreter wählen? Die Last wäre doch allzugroß."

„Sie fordert nur den Aufwand aller Kräfte," versetzte Schneider kurz und kalt, „ich werde mein eigener Stellvertreter sein. Und wo mir die Erfahrung fehlt, da wird mir unser wackerer Major Nachbauer gewiß seinen Rat nicht versagen."

„Ich glaube, Ihr werdet ihn nicht brauchen," meinte der schlichte Mann, dann aber trat er auf Schneider zu und bot ihm in seiner treuen Weise die Hand. „Grüß Gott, Herr Generalkommissär," sagte er, „jetzt wissen wir endlich, wem wir gehorchen müssen. Das ist's, was uns gefehlt hat. Ich wünsch' nicht Euch Glück, ich wünsche es uns — dem Land zu einem solchen Obmann."

Jetzt traten auch die andern heran und bezeugten Schneider ihre aufrichtige Freude, auch Müller wollte sich schmeichelnd nähern, aber in seinem Innern brütete er über einen Plan, dem neuen Generalkommissär das Kommando zu entleiden, wie er schon Griß früher verdrängt hatte.

Als könnte Schneider in des Heuchlers Seele lesen, so nahm er seine Hand nicht an und ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Die Zeit drängt, meine Herren," sagte er im raschen, entschiedenen Ton, „und da Sie eben beisammen sind, so will ich Ihnen gleich meine ersten Anordnungen, die ich zu treffen für gut befinde, mitteilen. Sie mögen dann Ihre Mitbürger und die übrigen Stände davon benachrichtigen, damit man weiß, wie ich vorzugehen gesonnen bin. — Hier stelle ich Ihnen den Doktor Willam als Sekretär in meiner Operationskanzlei vor. Den Herrn Aktuar Aberer ernenne ich zu meinem Geheimsekretär. — Wir brauchen unbedingt Geschütze; es geht daher heute noch an den Glockengießer zu Feldkirch die Weisung, mit Hilfe unserer selbstranzionierten, sehr geschickten Ka-

noniere Kanonen zu gießen, so gut es geht. — In Bäumle werden eiserne Kugeln gegossen werden und damit die Pulvermühle des Johann Rohner in Hörbranz arbeiten könne, werde ich geheime Kommissäre um Schwefel in die Schweiz senden. — Am schwersten fällt es, eine genügende Anzahl Gewehre zu schaffen. Es wird daher sogleich die Aufforderung an die Bürger der Stadt Bregenz publiziert werden: entweder außer den Wachen in der Stadt auch noch jene an der Klause und an der Achbrücke zu übernehmen, oder die vierten Ausschüsse zu stellen und alle übrigen Gewehre abzuliefern. — Für unsere Schützen soll hier ein Spital errichtet werden; die Aufsicht habe ich dem Versorger Bernhard Hämmerle übertragen.

Müller saß sinnend auf seinem Platze, er dachte an die Art, in Bregenz selbst einen Auflauf zu veranstalten, als er durch Nennung seines Namens sich plötzlich emporgerissen fühlte.

„Unsere Landwehrtruppen sind gegenwärtig zu sehr zerstreut," schloß Schneider, indem er seine Stimme um eine Nuance erhob und den Worten mehr Präzision verlieh, „ich beordere Euch daher Major Müller, Euch nach Immenstadt zu begeben, um die Tiroler zur Besetzung dieses Ortes zu bewegen, daß wir unsere Schützen herausziehen und mehr konzentrieren können. — Und das sofort!" setzte er mit zwingender Entschiedenheit hinzu, als er in Müllers Miene die Absicht eines Widerspruchs zu erkennen glaubte.

Müller wurde bleich vor Ärger, wagte aber kein Wort einzuwenden, des neuen Generalkommissärs Auftreten hatte ihn zu sehr überrascht und eingeschüchtert.

Der Mann forderte Gehorsam und fand ihn.

„Es war alles voll Freude, einen Mann von Charakter, Mut und Geschicklichkeit für alle Gegenstände am Ruder zu sehen. Von diesem Augenblicke an war Ordnung, Leben und Tätigkeit in allen Zweigen der Zivil- und Militärverwaltung." Dies sind die eigenen Worte eines seiner unparteiischen, gänzlich außerhalb des Gedränges stehenden Zeitgenossen.

VIII.

Ich hoffe, daß uns die Herren Franzosen jetzt einige Zeit in Ruh lassen werden nach dem gestrigen Empfang, den Ihr ihnen bereitet habt, sagte der Generalkommissär ein Paar Tage später am 13. Juni zu Nachbauer, der mit ihm, Sander und dem Oberleutnant Baron Haagen in der goldenen Krone am Mitagstische saß.

„Ja," meinte Nachbauer in seiner bescheidenen Weise, „gut hat's ihnen nicht bekommen, aber ohne Riedmüller und Ellensohn, die mir zu Hilfe kamen, und ohne den Herrn Oberleutnant da, der wie seine ganze Kompagnie mit den Schützen um die Wette focht, säß' ich heute vielleicht nicht hier. Sie kamen mit zwölfhundert Mann wenigstens und mit zwei Kanonen angerückt, und wir waren im Anfang kaum vierhundert."

„Ihr seid zu bescheiden, Nachbauer," lachte der Generalkommissär, indem er dem wackern Schulmeister-Major sein Glas vollschenkte, „im Kampfe

stellt Ihr Euch vornhin und im Berichte ganz klein hinter alle andern. Ist's nicht so, Baron?"

„Ich kann nur zustimmen," antwortete Haagen, an den die Frage gerichtet gewesen. „Unser verehrter Herr Major hat gestern bei Unterhoffsteg lange genug Stand gehalten."

„Ja, so Stand," spottete Nachbauer launig, „daß die Franzosen und Würtemberger schon am Berg ober Hörbranz waren, als Ihr kamt. Ich war recht erschrocken, als ich Euch stürzen sah, aber samt Eurem Schuß in der Wade sprangt Ihr wieder auf und drangt vorwärts."

„Es ist auch nur ein kleiner Aderlaß," entgegnete Haagen achselzuckend, „der Pflasterschmierer hat mir ihn zugepappt und heute Nachmittag kann ich wieder zur Kompagnie hinaus. Wollte nur noch einmal gut essen."

„Seht, Frau Posthalterin," scherzte Schneider zur eben eintretenden Frau Pietschnau gewendet, „das sagt er nur Euch zu gefallen — so junge Herren sind noch galant."

„Ei sieh, Herr Generalkommissär," stimmte die junge Wittwe in den Scherz ein. „Ihr seid also mit meiner Kost nicht zufrieden? Hättet wohl lieber die Frau Marie daheim?"

„Wäre freilich Recht — aber wer so lange wie ich in's Wirtshaus geht, dem schmeckt's in der goldenen Krone auch nicht schlecht."

„So? also blos — nicht schlecht."

„Würde sogar sehr gut sagen, wenn die Frau Wirtin uns das Mal wie gewöhnlich mit einem muntern Blick aus ihren schönen Augen würzen würde.“

„Seht! Jetzt schmeichelt Ihr doch auch — ei, ei! wenn's Eure Frau wüßte!“ entgegnete Frau Pietschnau noch immer im Scherz, aber dann fügte sie plötzlich ganz ernst werdend hinzu: „'S ist mir auch nicht gerade zum Lachen, wenn man jemand andern so traurig sieht.“

„So traurig?“ fragten alle auf einmal.

„Nun ja, meine Schwester greift's recht an, hat mir's freilich nicht gestehen wollen, wie's ist, aber jetzt kann sie's nicht verhehlen, daß er ihr Herz hat. Es ist ja gerade, als hätt' sie den Kopf verloren.“

„Wer? an wen? was ist's denn aber?“ so tönten die Fragen durcheinander.

„Nun, der junge Kayser, der Oberschreiber, der Anton, — der ist plötzlich so schwer krank geworden. Der Herr Doktor Rosenstiel hat ihn zur Ader gelassen und sagt, es sei das Nervenfieber.“

Alle erschracken, denn selbst Sauder wußte noch nichts von dem plötzlichen Fall und der junge Mann war allgemein beliebt. Das Gespräch drehte sich nun eine Weile um diesen Punkt, aber nachdem Frau Pietschnau das Zimmer verlassen, wendete es sich allmählich wieder dem früheren Stoffe zu. Den jeden Tag sich drängenden neuen Ereignissen gegenüber trat das Interesse für den Einzelnen natürlicherweise mehr in den Hintergrund.

„Es hat doch sein Gutes," meinte Nachbauer im Laufe des Gespräches, „daß dieses wälsche Gesindel keinen Pardon geben will, so rauft sich doch Jeder, so lange er kann. Da war der Hauptmann Häußler von der Feldkircher Kompagnie, der stand mit etwa zwanzig Mann dick umringt von Franzosen. Alle wollten sich ergeben und schrieen um Pardon. Da die Kerle aber nichts davon wissen wollten, so schlug sich die ganze Schar wütig durch und hat nur einen Todten und zwei Verwundete verloren. Gerade so ging's dem Donler von Feldkirch. Es hatten ihn schon sechs Franzosen in der Mitte, und er warf sein Stützle weg und bat um Pardon. Die meinten's aber so gut mit ihm, daß sie gerade auf ihn anschlugen. Wie der Donler sieht, wie's steht, bückt er sich, hascht's Gewehr, schießt einen von den Kerlen nieder, in die andern fahrt der Schreck und sie haben ihn nicht einmal aufgehalten, als er über Heck' und Gräben davonsetzt."

„Es ist aber doch traurig," nahm Schneider das Wort, „daß sich die Leute gegenseitig wie die wilden Tiere niedermetzeln und gegen alles Völkerrecht; Sander, fertigen Sie später eine Schrift an den französischen Kommandanten in Lindau aus, wir könnten doch besser übereinkommen, daß gegenseitig Pardon gegeben und die Gefangenen ordentlich behandelt würden. Das gegenwärtige Verfahren ist ja wider alle Menschlichkeit."

„Das muß ich gleich expreß dem Herrn Müller in Immenstadt oder Sonthofen mitteilen lassen,"

spottete Hagen, „den wird es besonders interessieren."

„Seien Sie nicht bitter, Herr Oberleutnant," wies ihn Schneider ernst zurecht. „Er hat sich noch keiner Feigheit schuldig gemacht, sonst wäre er gewiß nicht mehr Offizier. — Aber wie ist's, Nachbauer," wandte er sich an diesen, „wißt Ihr vielleicht etwas von einem Felleisen oder Mantelsack, den Müller konfisziert hat? Mir kam heute eine Klage vom Aktuar Kutter zu. Der ließ sein Gepäck beim Löwenwirt zurück und Bandel ließ darauf dem Aktuar sagen, Müller habe Beschlag darauf gelegt, nun soll ich helfen und gar Felleisen suchen."

Nachbauer schüttelte verneinend den Kopf und sein Gemurmel klang beinahe wie:

„Das bekommt er auch nie wieder zu Gesicht," dann aber fragte er laut den Generalkommissär, ob er von dem preußischen Parteigänger Oberst Schill nichts weiters gehört habe.

„Nicht viel Gutes," versetzte Schneider.

„Aber er soll ja mit seinen fünfzehntausend Mann und zwanzig Kanonen schon zwischen Nürnberg und Augsburg stehen," rief Haagen lebhaft, „gewiß ist, daß er sich uns anschließen will."

„Man muß sich solchen optimistischen Hoffnungen nicht so leicht hingeben, Baron," meinte Schneider ernst, „man bereitet sich dadurch nur selbst fortwährende Enttäuschungen. Ich weiß nur, was die Augsburger Zeitung erzählt, die mir Willam brachte. Freilich steht sie jetzt unter französischem Einfluß und

darf keine französischen Niederlagen bringen, aber diesmal halte ich sie für gut unterrichtet. Schill soll von Westphalen, Holländern und Preußen verfolgt nach Stralsund gedrängt sein, wo er jetzt auf englische Schiffe als letzte Rettung wartet."

„Und die Preußen selber verfolgen ihn," rief Nachbauer, indem er mit der Faust empört auf den Tisch schlug, „das ist ja aber abscheulich."

„Das ist so Völkerrecht," beschwichtigte Schneider den Aufgebrachten und indem er sprach, legte sich ein bitterer Zug um seine Mundwinkel. „Wir können daraus lernen, wie man mit uns verführe, wenn der Kaiser plötzlich Frieden schlösse und unsere Leute davon nichts wissen wollen, und wir hätten nicht einmal Stralsund in der Nähe."

„Die Schweiz doch," äußerte Sander, „aber ich kann's ebenfalls nicht begreifen, wie . . ."

Er sprach nicht aus, denn ein heftiges Schelten und Kreischen, das von der Straße herauf tönte, als schrie eine ganze Schar von Katzen durcheinander, unterbrach ihn und veranlaßte alle vier Tischgenossen, eiligst zum Fenster zu treten.

Ein unschönes Schauspiel, das aber nicht ohne komischen Reiz war, bot sich ihnen hier. Gegenüber dem Gasthause sind die Häuser des Leutbüchels mit vorspringenden Obergeschossen gebaut, so daß sich an der Straße gewölbte Lauben hinziehen. Diese sind nun von Alters her mit Vorliebe von den Höckerinnen zum Standorte gewählt. So ist es jetzt und so war

es auch dazumal schon, als der Platz noch „Lugbühel“ hieß.

Da saßen sie, die Käther, die Rosal, die Agath' und wie sie noch hießen in den Nischen durch Pfeiler getrennt und bis über die Riedgasse hinaus, wenn wie heute Markttag war, und boten Obst und Gemüse feil, und neideten einander die Kundschaft und haßten einander redlich.

Seit einiger Zeit aber hatte sich noch ein Motiv: der Patriotismus, den verschiedenen andern Gründen zur Parteibildung und gegenseitigen Befeindung beigesellt. Der eine Teil dieser „Kräutelweiber“, wie sie damals hießen, bezog Obst und Gemüse aus dem Lindauischen, die andere Partei nahm ihren Bedarf dagegen nur aus den Vorarlberger Gegenden. Die patriotische Partei war die aggressive.

„Sie gehen nur in's Lindauische,“ hatte Rosal nach hitzigem Wortstreite, in dem Käther Siegerin zu bleiben schien, gerufen, „um das Land zu verraten. Unsere Gegend hat gerade so schöne Gemüse und übergenug — da seht einmal den Spinat an und einen solchen Salatkopf habe ich bei der Käther noch gar nimmer g'sehe.“

„Gige gigeboge — alles ist erloge,“ kreischte die alte Käther spöttisch.

„Wahr ist's und nicht erlogen. Verräter seid'r und die Käther die allererst.“

Das war das Signal. Die Brandrakete zündete und im Nu waren über ein halb Dutzend von den

erbitterten Weibern einander in den Haaren, zerkratzten sich die Gesichter und balgten sich am Boden herum.

Diese Weiberbataille verursachte einen großen Zusammenlauf. Die Leute ergötzten sich; man war damals eben nicht so feinfühlend, um sich über solche „Entwürdigung der Menschheit" schamvoll das Antlitz zu verhüllen und mit überschwänglichem Gefühl ein: „Herr, ich danke dir, daß ich nicht bin wie diese!" zu rufen.

„Auch ein Patriotismus!" rief Schneider aus, „und so rein und lauter, wie manch' anderer auch. Die Rosal neidet der Käther die größere Kundschaft und ein Herrscher erklärt dem andern den Krieg, weil ihm dessen Besitz zu groß scheint — die andern heulen mit. Der Patriotismus ist eben auch oft ein Schlagwort und dient als glänzende Maske, deren sich das schmutzigste Privatinteresse mit der größten Vorliebe bedient. Mit diesem Feldruf greift der Gewandtere den Aufrichtigern an und sichert sich durch ihn den Sieg. Die Maske ist Sicherheit für den, der sein Angesicht zu zeigen scheut, der sie verachtet, heißt Verräter," sinnend kehrte er zum Tische zurück. „Aber über den Streit da unten ist unser Braten kalt geworden," rief er nach einer kurzen Pause heiterer und setzte sich wieder; doch kaum hatten auch die andern ihre Plätze eingenommen, als Frau Pietschnau eintrat und dem Generalkommissär leise in's Ohr flüsterte, es sei ein junger Schweizer da, der ihn zu sprechen wünsche.

„Nur herein," rief Schneider, „es ist kein Verräter da."

Frau Pietschnau verließ das Zimmer und unmittelbar darauf öffnete ein junger Mann von einigen zwanzig Jahren und sehr anständigem Äußern die Türe.

„Ah! Ihr selbst Herr — — Herr Vinzenz," rief ihm Schneider entgegen und sein leuchtender Blick traf fragend den Eingetretenen. „Ich hatte Euch so bald nicht erwartet. Doch setzt Euch her zu uns. Was ist Neues? Ihr bringt mir doch Nachricht von meiner Frau?"

Der Fremde, den Schneider so zögernd „Herr Vinzenz" genannt, hatte der Aufforderung mit aller Gelassenheit Folge geleistet und saß jetzt zwischen dem Generalkommissär und Nachbauer, der freundlich platzgebend zur Seite gerückt war.

„Freilich," versetzte Herr Vinzenz auf die letzte Frage, „ich war bei ihr in Rorschach, ehe ich herüberkam."

„Ist sie denn jetzt in Rorschach?" fragte Schneider erstaunt, „ich dachte sie noch im Löwenhof."

„Seit drei Tagen erst hat sie ihn verlassen und gerade über die Ursachen hat sie mich gebeten, Euch einiges zu sagen, — freilich," setzte er mit entschuldigendem Blick zu den Übrigen gewendet hinzu, „läßt sich das nicht gut unter mehr als vier Augen besprechen."

„O, die Herren werden schon verzeihen," nahm nun Schneider höflich das Wort, „wenn ich aus Neu-

gierde unser Zusammensein heute ein wenig abkürze, aber ich bin zu sehr begierig, die Ursache zur Weiterreise meiner Frau zu erfahren, da ich mir gar nicht denken kann — —"

Er stand auf und schon zum Gehen bereit, wandte er sich noch an seinen Adjutanten.

„Sander," sagte er, „Sie ordnen dann wohl das Nötige an, daß Wagner, Schlosser und Schmied fleißig dazu sehen, damit unsere Geschütze nicht am Ende früher als die Lafetten fertig seien. — Ihnen Herr Oberleutnant," fuhr er fort, „wünsche ich glückliche Reise und rasche Genesung. Euch Nachbauer seh' ich wohl heute Abends."

Er gieng mit dem Fremden. Haagen tat wohl eine neugierige Frage und meinte, ob der Schweizer denn wirklich nur Nachrichten von Frau Doktor Schneider bringt? aber Nachbauer zuckte die Achseln und Sander notierte eifrig in ein kleines Büchelchen, er tat wenigstens, als habe er die Frage gar nicht gehört.

„Das ist ja geheimnisvoll wie beim Vehmgericht," lachte der junge Offizier, aber er fand es besser, Fragen zu stellen, auf welche er Antwort erhielt.

Schneider, der mit seinem Begleiter im gleichgültigen Gespräche über die Gasse geschritten war, befand sich jetzt mit diesem allein in seinem Zimmer. Er hatte beim Durchschreiten des Vorzimmers der dort befindlichen Ordonnanz den Befehl gegeben, niemand zu ihm zu lassen. Wer auch komme, solle warten.

Es waren kaum einige Minuten verflossen, seit sich die Türe hinter den beiden geschlossen hatte, als nach einem leisen Pochen ein Mann in's Vorzimmer trat, der seiner Kleidung nach ein Forstbeamter sein mochte, in seinem ganzen Wesen etwas Verwildertes, Konfisziertes hatte und nach dem Generalkommissär verlangte, an welchem er von Major Müller Aufträge habe.

Die Ordonnanz bedeutete ihm, daß derzeit Niemand hinein dürfe, es sei schon einer darin, der Herr solle warten. Dann nahm der arme Mann, der die ganze Nacht im Dienste auf den Beinen gewesen, sein Geschäft des Schlummerns wieder auf, — die Schwüle des heißen Juninachmittags war doch auch gar zu einladend. Er stand ja nicht auf dem Posten, wenn er nur bei jedem Rufe gleich bereit war — ein bischen Nicken tat dem Dienste keinen Eintrag.

Der Förster sah kaum die Ordonnanz entschlummert, als er neugierig nach der Türe lauschte und dann allmählich näher schlich, um einen Blick durch's Schlüsselloch zu tun. Die Worte im Zimmer daneben klangen nur dumpf. Hie und da blos sprach Schneider ein lauteres Wort.

„Sie haben sich also vom österreichischen Gesandten in Zürich den verkleideten Paß auf den Namen Paul Vinzenz geben lassen, wie ich riet?" fragte jetzt Schneider, aber die Antwort war für den Horcher nicht verständlich; nach einer Weile klang es wie auf den Tisch geschütteltes Gold und der Horcher nahm jetzt wieder das Auge zu Hilfe. Doch kaum

hatte er einen Blick durch das Schlüsselloch geworfen, so fuhr er überrascht zurück.

„Das ist ja der Kaufmann Delille aus St. Gallen,“ murmelte er unwillkürlich vor sich hin. „Es ist also etwas im Wege, was der Doktor keinem Vorarlberger anvertrauen will. Das ist etwas auf Müllers Mühle“ und über seinen eigenen Witz wohlgefällig grinsend, näherte er wieder das Ohr der Türe.

„Da sind tausendachthundert Gulden,“ sagte Schneider, „mehr kann ich nicht geben, denn meine Kassen sind leer.“

„Dann wird's wohl nicht mehr lange währen und wir kriechen zu Kreuze, oder machen wir jetzt schon den Anfang?“ — Das war's ungefähr was im stummen Selbstgespräch aus den Augen des Lauschers blitzte, denn er hütete sich wohl seine Gedanken auszusprechen, nur die erste Überraschung konnte ihm den Ausruf entringen, der übrigens so leise gewesen, daß nicht einmal die schlummernde Ordonnanz im selben Zimmer davon erwachte.

„Und stellt ihm unsere Klage vor. Kein Mensch soll von der Sendung wissen, wer weiß, wie sie ausgedeutet würde, ich muß die Hand frei haben!“ Diese Worte hatte der Generalkommissär wieder etwas lebhafter gesprochen, nun wurde aber die Unterredung so leise weiter geführt, daß eine ganze Weile hindurch auch nicht ein Wort mehr vernehmbar ward, bis die Frage wieder ganz deutlich durch die Türe klang:

„Meine Frau ist also wirklich ganz wohl?“

Der Förster erhob sich mit einer Miene, als wenn er sagen wollte: „Was kümmert mich Deine Frau!" aus seiner gebückten Stellung, er drückte die Schulterblätter zurück und zog das Kreuz ein und sein Gesicht schnitt eine schmerzhafte Fraze. Das Horchen hat doch auch sein Unangenehmes.

Er nahm jetzt einen Stuhl am Fenster und blickte dort ruhig auf die Straße hinab, dabei fuhren aber seine Augenlider so rasch und zuckend auf und nieder, wie es bei manchem Menschen das scharfe Nachdenken in einer Richtung hervorbrigt.

Es mochte beinahe eine Viertelstunde vergangen sein, als die Türe in das Arbeitszimmer des Generalkommissärs geöffnet wurde und derselbe den Fremden, mit dem er eben die Unterrednng gehabt, bis auf die Schwelle begleitete. Schneider, der den wartenden Förster sogleich erblickte, winkte dem Scheidenden nur noch freundlich mit der Hand und rief ihm ein: „Lebt wohl — glückliche Reise! und — grüßet mir meine Frau vielmals Herr Vinzenz" nach, dann wandte er sich mit ernster Frage an den Förster um sein Begehr.

„Ich heiße Reiter," erwiderte dieser mit einer jovialen Verbeugung, „und war königlich würtembergischer Forstmeister; da man aber unser ganzes Personale in Kompagnien zusammensteckte, um unter französischem Kommando gegen die Vorarlberger zu kämpfen, so zog ich vor, meine Stelle in Stich zu lassen und wenn es schon gekämpft sein muß, doch

auf der Seite des Rechts zu kämpfen. Muß ich schon dem deutschen Bruder mit der Waffe in der Hand entgegentreten, so soll's doch für die Sache der Freiheit gegen den Tyrannen und seine deutschen Vasallen sein, die — —"

„Ich bitte, faßt Euch kurz, Herr Förster, was wollt Ihr?" unterbrach Schneider den mit vielem Pathos vorgetragenen Wortschwall des geschmeidigen Mannes, dessen Wesen dem geübten Blicke des Advokaten durchaus nicht zusagte.

„Ich folgte also dem wahren Patriotismus und bin jetzt Adjutant bei Herrn Major Müller, der mich eben mit einem Bericht über den saumseligen Fortgang der Landesverteidigung in den Gebieten des Augsburger Bistums hieher gesendet hat. Selbst in Weiler und den untern Gerichten ist es mit der Bewaffnung des Ausschusses schwer, seit der Landrichter Beer noch vor seinem Abzuge das ganze Landgericht entwaffnet hat."

„Kommen Sie mit mir herein, wir wollen sehen," sagte Schneider, indem der persönliche Widerwille bei ihm der Notwendigkeit des geschäftlichen Verkehrs weichen mußte, „wir wollen sehen und wenn es nicht anders geht, so komme ich nächster Tage selber hinaus." —

Einige Tage später trat Schneider wirklich in das Haus seiner Mutter, nachdem er beinahe den ganzen Tag mit Organisierung des Ausschusses zugebracht.

Wie freudig wurde jetzt der Generalkommissär von Mutter und Schwestern empfangen. Anton hatte

ja die Bahn betreten, die ihrem Wunsche entsprach. Der Patriotismus der Frauen war befriedigt, es gab kein widerstrebendes Glied mehr in der Familie. Aber mehr als das, der Keim der Eitelkeit, der in jeder Brust liegt, war aufgeschossen und er hatte Frucht getragen. Der Stolz auf den Sohn, auf den Bruder erfüllte jetzt die Herzen in dem kleinen Hause. Mit schwärmerischer Liebe blickten sie zu dem Manne empor, der jetzt die Leitung der Insurrektion in seiner festen Hand hielt. — „Generalkommissär," das klang in ihren Ohren wie König; — er war für sie ein Abgott, warum sollte er es nicht dem ganzen Lande sein?!

„Du bist halt doch der liebe brave Anton, an dem ich mein Leblang meine Freude gehabt habe," rief die Mutter mit Tränen der Rührung in den Augen, als sie den Sohn jetzt zum erstenmale wieder nach seiner Rückkehr aus Innsbruck an die Brust drückte. „Ich hab' Dir groß Unrecht getan, daß ich an Dir gezweifelt habe, aber nicht wahr, Du nimmst mir's nicht übel, daß ich Dir so hart zuredete, das war halt doch ein Bissel grob für einen so hohen Herrn, wie Du jetzt einer bist."

„Ihr dürft mir die Wahrheit immerhin noch sagen, Mutter," entgegnete Schneider lachend, indem er der Matrone einen zärtlichen Kuß auf die Stirne drückte. „Laßt mir's nur fühlen, wenn Euch was nicht recht dünkt."

„Das Recht bleibt der Mutter immer," warf Stanzi jetzt freundlich, aber bestimmt ein, „sie ist doch

einmal die Mutter und wenn Du auch noch einmal so hoch wachsen würdest, bei der Tür kannst noch immer herein, so klein unser Häusl auch ist. Gelt?"

„Ist mir noch nirgends besser geworden," versetzte Schneider, der Schwester warm die Hand drückend und auf Mariannens Frage erzählte er, daß er den Kaufmann Oberrauch wohlauf gesunden und daß der ihm einen appart freundlichen Gruß für sie aufgetragen.

„Ich meine immer," schloß er lächelnd, „dem Witwer geht eine Hausfrau ab und Dir wär's vielleicht auch nicht unlieb, wenn er anfragte, bist mir im letzten Jahre gar so treu bei der Mutter geblieben, so oft sie nach Innsbruck hinein reiste. Nun nun, mußt nicht rot werden, Marianne, will mich schon einstweilen um ein rechtes Hochzeitsgeschenk umtun, — so viel Zeit läßt Du uns doch noch!"

Das Mädchen verzog mit komischem Schmollen das Gesicht und verließ unter des Bruders heiterm Lachen das Zimmer.

„Mein'twegen kann er sie haben," sagte Frau Schneider, als die Türe geschlossen war, „er ist tüchtig, hat ein schönes Geschäft und sie ist brav und fleißig, das fügt sich. Die Stanzi bleibt doch all Lebtags bei mir, für die ist kein Mann gewachsen."

„Ja, der müßte aus Wachs sein," stimmte Schneider in den Scherz ein.

„Oder aus Eisen," warf Stanzi rasch entgegen.

„Also wäre nicht einmal Einer wie ich recht?" fragte Schneider.

„Du bist mir viel zu gut Anton. Giebst gern nach, hast ja im Anfange auch von nichts wissen wollen und jetzt bist halt doch obenan.“

„Schau! jetzt ist Dir das am Ende auch nicht recht?“ rief die Mutter überrascht.

„Recht ist's mir schon, aber wenn ich ein Mann wär', was ich einmal gesagt habe, blieb'.“ Des Mädchens Auge sah bei den Worten so fest, daß keine weitere Bekräftigung für ihre ausgesprochene Überzeugung mehr nötig war. „Ich sage deshalb nicht, daß Anton gefehlt hat — für's Land ist's wohltätig, aber er wär mir halt doch zu gut.“

„Und doch,“ sprach Schneider ernst und sinnend, „bin ich's schon nimmermehr so sehr, als ich's Euch, meiner Frau und den Gerichten gegenüber war. Ich stehe jetzt für ein Volk und gegen ein anderes, das ist so viel, wie beiden gegenüber, denn beide stellen Forderungen an mich und ich muß allen gerecht werden. Dazu ist Kraft und Wille vonnöten, der Wille aber zehrt von der Güte.“

„Wie ist's, Anton,“ unterbrach die Mutter diese erste Meditation, die der resoluten Frau gänzlich unpraktisch erschien, „ich wollte Dich schon lange fragen, wie ist's mit den schlimmen Nachrichten, die sie uns von Augsburg und Kempten aus zustecken, die sind wohl alle erlogen? was sagst Du dazu?“

Noch ehe Schneider die Frage beantworten konnte, trat Marianne wieder herein und erzählte, daß ein Offizier nach dem Generalkommissär frage, er komme über Bregenz als Kurier aus Tirol.

Schneider eilte sogleich aus dem Zimmer und fand im Flur den Adjutanten Teimer's, Hauptmann Stecher, der ihn mit freudiger Miene begrüßte und ein Packet übergab, das Schneider mit Hast eröffnete und Bogen um Bogen daraus rasch überflog. Ein Blitz der Freude leuchtete in seinem Auge plötzlich auf, seiner Brust entschlüpfte ein Ruf der Überraschung und mit einem Sprunge, der nicht vollkommen zu seiner Würde und zu seinen Jahren paßte, stand er, den Kurier nach sich ziehend, wieder im Zimmer, mitten unter den Seinen.

„Mutter, da ist die Antwort auf Eure Frage," jubelte er, das Papier hoch in der Luft schwenkend, „der Erzherzog Karl belobt seine Armee, der Kaiser den Erzherzog. Vom 22. Mai bis 5. Juni lauter glorreiche Ereignisse. Buonaparte ist von einem Halbmond österreichischer Truppen umschlossen. Dieser Sieg aber vom 21. und 22.," sprach Schneider mit gehobener und vor Übermaß der Freude zitternder Stimme, „war von so großer Bedeutung, daß Se. Majestät unser Kaiser Franz durch ein eigenes allerhöchst gefertigtes Proklama die allergnädigste Entschließung eröffnet, Tirol und Vorarlberg vom österreichischen Kaiserstaate nicht mehr trennen lassen und keinen Frieden unterzeichnen zu wollen, der diese Lande seiner Monarchie nicht untrennbar verbinde. Hört hört!" rief er und dann las er mit fliegendem Atem: „Nach bedeutenden Unglücksfällen und nachdem der „Feind selbst die Hauptstadt der Monarchie einge-

„nommen hat, ist es meiner Armee gelungen, die „französische Hauptarmee unter Napoleons eigener An- „führung im Marchfelde am 21. und wiederholt am „22. Mai zu schlagen und nach einer großen Nieder- „lage über die Donau zurückzuwerfen. Die Armee „und die Völker Österreich's sind von höherem En- „thusiasmus als je beseelt; alles berechtigt zu großen „Erwartungen. Im Vertrauen auf Gott und meine „gerechte Sache erkläre ich hiermit meiner treuen „Grafschaft Tirol mit Einschluß des Vorarlbergs, „daß sie nie mehr von dem Körper des österreichi- „schen Kaiserstaates soll getrennt werden und daß „ich keinen andern Frieden unterzeichnen werde, als „den, der dieses Band an meine Monarchie unauf- „löslich knüpft. Sobald als möglich wird sich mein „lieber Bruder, der Erzherzog Johann nach Tirol „begeben, um so lange der Anführer und Schützer „meiner treuen Tiroler zu sein, bis alle Gefahren „von der Grenze der Grafschaft Tirol entfernt sind."

„Franz."

„Das ist endlich offiziell." sprach er, „wornach wir uns so lange gesehnt: die freie und offene Anerkennung unseres Aufstandes von Seite des Kaisers und der Handschlag darauf, daß all die Opfer nicht vergeblich gebracht, all das Blut nicht vergeblich geflossen ist, — daß wir nimmermehr unter erhöhtem Druck der fermden Gewaltherrschaft bereuen sollen, die Rache der Feinde auf uns gezogen zu haben. — Die Freiheit ist's, die uns hier proklamiert wird, und ein jeder kann sein Haupt stolz erheben — wir

sind kaiserliche Soldaten und Beamte und — keine Rebellen."

„Das waren wir gar nie," fiel Frau Schneider den Kopf schüttelnd ein, „aber für Dich mag's schon eine Erleichterung sein, da Du immer schwarz gesehen und einen schlimmen Ausgang befürchtet hast, jetzt kannst halt ruhig befehlen, was auch geschieht, die Zukunft ist dem Lande gesichert."

„Ja das ist's, was mir die Seele froh macht," sagte Schneider, dann wandte er sich an Stanzi, deren ernstes Gesicht selbst ein wenig von dem Lichtglanz der Freude wiederspiegelte. „Da ist einer, der gewiß einen Kurierhunger mitgebracht hat, nimm Dich des Herrn Hauptmanns an Stanzi, und wenn Ihr Euch gestärkt habt, Herr Hauptmann Stecher, dann wollen wir so rasch als möglich nach Bregenz zurück. Es wäre Raub, die Nachricht noch länger für uns zu behalten. Alles soll heute jubeln. Ich will sie sogleich Nachbauer und unsern braven Hauptleuten hier mitteilen, bis ich zurückkomme, habt Ihr Euch gestärkt, aber hastet Euch nicht zu sehr. Ihr sollt noch so viel Durst behalten, um heute Abends ein Paar Gläschen auf unseres Kaisers Gesundheit zu leeren. Wir wollen einen lärmenden Zapfenstreich haben und unter Musik und Toasttrinken soll der frohe Abend enden."

* * *

Diese freudigen Nachrichten brachten den höchsten Aufschwung in die rastlose Energie des Generalkom-

missärs und steigerte die Tätigkeit in seiner Operationskanzlei bis zum Fieberhaften. Die Stellung der Ausschüsse wurde betrieben und dieselben mit einer Sachkenntnis organisiert, die man wohl von einem geschulten Militär, nicht aber von einem Manne der Gerichtsbarre erwartet hätte. Die Pulvermühle aus Hörbranz wurde der großen Feindesnähe wegen nach Altenstadt an das Flüßchen Brederis verlegt; mit dem größten Eifer an dem Gusse der Geschütze gearbeitet, täglich liefen Depeschen ein, Scharen von Selbstranzionierten kamen den Weg über den See und mußten eingeteilt, armiert oder weitergesandt werden. Der allmälig fühlbare Mangel an Korn machte die Einleitung von Frachtzufuhren nötig, und dazu drang noch der Landsturm aus den obern Gegenden, von den vorhergegangenen Gefechten allarmiert, unaufhaltsam vorwärts und forderte so ungestüm nach einem Kampfe, um auf diese Art Ruhe zu erringen, daß die Klugheit gebot, hier nachzugeben und dem heftigen Verlangen keine Dämme entgegenzusetzen.

Für den 20. war ein Angriff auf Kempten festgesetzt, indes ein Teil eine Diversion gegen Lindau und Wangen ausführte. Durch unrichtigen Ordonnanzlauf unternahm Major Redler schon Tags zuvor den Angriff und ohne Unterstützung vom Feinde mit seinem Bataillon ganz umzingelt, gelang es ihm noch, mit einem verhältnismäßig geringen Verlust sich durchzuschlagen. Schneider mußte daher das fruchtlose Gefecht alsbald abbrechen. Indessen war dadurch

dem Andrängen des Landsturmes für's erste Genüge getan und er zog ruhig heim, bereit, bei jedem Rufe wiederzukehren.

Zwischen den gegenüber stehenden Abteilungen fanden häufig Reibungen statt, die aber keine namhaften Resultate lieferten.

Die Linie, die Schneider verteidigte, war zu lang, die Truppen kantonnierten wohl bequem, aber sie waren zu zerstreut und mußten ihre Aufmerksamkeit noch obendrein exzentrisch verteilen, so daß nur immer ein Teil seiner Truppen in's Gefecht kam, indes der andere untätig gebunden war, oder doch so engagiert wurde, daß er auf sich selbst beschränkt, keine Unterstützung hoffen oder leisten konnte. Dieser Fehler aber kann dem Generalkommissär schon deshalb nicht schwer angerechnet werden, weil er zu jener Zeit selbst bei berühmten Heerführern so gang und gäbe war, daß ihnen Napoleons Manier, einen Feldzug zu leiten oder eine Schlacht anzuordnen, wie ein unbegreifliches ganz regelwidriges Wunder erschien.

Dieser Fehler hatte aber auch zur Folge, daß Schneider, trotzdem es ihm gelang zwanzigtausend Mann unter Waffen zu bringen, welche Summe selbst das so viel größere Tirol nicht zu überbieten vermochte; trotzdem er selbst mit rastloser Tätigkeit fast bei jedem Gefechte an der Spitze seiner Truppen stand; trotzdem der Enthusiasmus und die Kampfslust der Landesverteidiger eingezügelt waren, — keine irgendwo namhaften Vorteile errang und sich begnügen mußte, das Land zu behaupten, bis der

Waffenstillstand von Znaim alle Anstrengungen mit einem Schlage zu nichte machte.

Was aber die administrative und organisatorische Tätigkeit des Generalkommissärs betraf, so zeigte sich hierin sein großes Talent im vollsten Maße. Es gelang ihm alles, was er unternahm. Er fand aber auch willige Vollstrecker seiner Anordnungen, Alles war ihm ergeben und strebte nach einem Worte der Anerkennung aus seinem Munde. Die Lieferanten von Frucht und Munition schenkten dem Staate oder vielmehr ihm den vollsten Kredit. Ja er fand sogar Kapitalisten, die auf sein Verlangen ihr Schärflein zur Verteidigung des Landes vorstreckten.

Er zählte viele Freunde und vielleicht nur einen einzigen Widersacher, uno selbst der wagte nicht, ihm offen entgegenzutreten.

Müller, den die Eifersucht mißgünstig machte, und noch immer ungerächte Beleidigung Stanzi's auch dem Bruder zum Feinde geworden, ward durch Schneider's Befehl nur entfernt, aber nicht gänzlich unschädlich gemacht. — Anstatt die Stellung der Ausschüsse in Sonthofen und Hindelang mit allem Eifer zu betreiben, machte er nur fortwährend Rapporte über die üble Stimmung der Gemeindevorsteher, die er selbst durch zweideutige Reden in ihrer Renitenz befestigt hatte und veranlaßte dadurch Schneider zu schärfern Maßregeln, was andererseits die Gemeinden nicht willfähriger machte.

Der Anschluß dieser Gemeinden war aber für Vorarlberg von der größten Wichtigkeit, da sie die

Verbindung mit Tirol vermitteln und wie ein Keil zwischen beide Länder hineingeschoben sind. Waren die Gemeinden für Österreich, so ergab sich von selbst die Anlehnung des rechten Flügels an Tirol — waren sie gegen Österreich, so entzogen sie der Aufstellung, in deren Rücken sie lagen, einen bedeutenden Teil der Streitkraft, die zum Polizei- und Gendarmeriedienst verwendet werden mußte.

Da nun Schneider ungeduldig über das unbegreifliche Zögern immer mehr drängte, fand Müller Gelegenheit in seiner arroganten Weise zu erwidern, wie er ohne Geld keine Wunder wirken könne, da die Gemeinden den Freiwilligen keine Löhnung und keine Verpflegung geben wollten. Der Herr Generalkommissär könne aber freilich für offene Missionen keine Hunderte haben, wenn er für seine geheimen — Tausende verausgabe; — übrigens seien neue Stellungen wahrscheinlich nur deßhalb nötig, damit ein gewisser Paul Vinzenz um so größern Kaufpreis für die Übergabe des Landes fordern könne.

Schneider hielt es unter seiner Würde, den rohen bornierten Menschen über seinen Irrtum aufzuklären, er fühlte sich selbst über einen so lächerlichen Verdacht erhaben und sah, daß nur Bosheit und Neid der Absendung eines Kuriers eine solche Deutung geben konnten, als stehe er in Unterhandlungen mit dem Könige von Baiern, einem seiner oder einem französischen Generale, — aber überrascht war er, hier Details bekannt zu sehen, die er für ein wohlverwahrtes Geheimnis hielt. Auf welche Art konnte

Müller dazu gelangt sein? — Schneider dachte lange nicht mehr an Reiter zurück, aber das war ihm klar, Müller mußte seine Spione neben ihm haben. Er fühlte sich belauscht und eingeengt, und obwohl seine Taten das Licht nicht zu scheuen hatten, so sah er doch wohl ein, daß man manche seiner geheimen Anordnungen, wie diesmal, zu elenden Verläumdungen ausbeuten konnte, wenn er nicht jede seiner Verfügungen selbst an die große Glocke schlagen und damit auch dem Feinde preisgeben wollte.

Schneiders sanguinisches Gemüt erlaubte ihm nicht lange über den Verbreiter dieses Geschwätzes nachzusinnen, oder gar gegen einen seiner intimsten Umgebung Verdacht zu hegen, Er schrieb die Aufdeckung dieses Geheimnisses einem Zufalle zu, aber Müller konnte er unmöglich länger in seinem Bereiche dulden, sollte es nicht zu den ernstesten Konflikten mit ihm kommen, die eben nicht ohne Einfluß auf die Masse der Landesschützen geblieben wären, welche Müller durch seine bombastische Suade immer wieder zu fesseln wußte.

Der Generalkommissär benützte die Gelegenheit, da Hormayr, der zu einer verabredeten Konferenz in Landeck nicht kommen hatte können und nun um die Sendung eines Stellvertreters des Generalkommissärs nach Innsbruck ersuchte, — Willam, der als solcher abgieng, über seine Wünsche in Betreff Müllers in's Klare zu setzen. Auch diese sollten erfüllt werden.

Am 1. Juli kam die Weisung vom Intendanten, d'e Kriegsgefangenen und Ranzionierten über den

Arlberg zu senden und gleichzeitig wurde Müller nach Innsbruck berufen.

Noch am Tage zuvor war Schneider die Freude zu teil geworden, daß eine von ihm am 29. ausgerüstete See-Expedition, die er durch einen allgemeinen Angriff auf der Landseite und durch eine Streifung Riedmüllers bis Tettnang und Altravensburg unterstützte, mit achtunddreißig Gefangenen und außerdem mit jenen sechs Kanonen, denen der Zug gegolten hatte, aus Konstanz zurückkehren zu sehen.

Freilich waren dies nur Paradegeschütze, die mit einer Mündung für vierpfündige Geschosse sich konisch verengten, so daß sie im Satze nur Kugeln von sechzehn Lot zu fassen vermochten, aber der erste Versuch mit der Ausbohrung der Vaduzer Kanone, so langsam die Arbeit auch vorschritt, war gelungen und somit konnte man ungesäumt auch zur Ausbohrung der sechs neu akquirierten Geschütze schreiten. Von Feldkirch kamen die besten Nachrichten über den Fortgang des Gusses — die Artillerie war somit rasch im Werden begriffen.

Für die Ordonnanzritte war die Errichtung einer Eskadron Reiter beschlossen, die teils von den selbstranzionierten Husaren gebildet werden, teils aus Landesdragonern bestehen sollte. Die Pferde wurden zumeist außerhalb Vorarlbergs Grenze requiriert, doch waren ihrer immer noch nicht genug, als Schneider durch einen seiner Spione — Alois Rogg — die Nachricht erhielt, daß sich im Schlosse zu Wolfegg etwa dreihundert würtembergische Infanteristen und

hundertzwanzig französische Dragoner befinden. Schneider faßte den Entschluß, sie in der Nacht vom 5. auf den 6. zu überrumpeln und so ohne großen Verlust gefangen zu nehmen, wobei er hauptsächlich auf die Beschlagnahme der zugerittenen Pferde reflektierte.

Er begab sich nach Wangen und sandte von dort zwei Bataillone aus, wovon das eine unter Major Riedmüller um Mitternacht den Überfall zu machen, das andere aber das Schloß zu umgehen und als Unterstützung und Hinterhalt zu dienen hatte. Der Marsch Riedmüllers verzögerte sich in der Nacht, so daß er erst um drei Uhr Morgens vor Wolfegg eintraf, einer Patrouille begegnete, den Feind schon allarmiert fand, und nun gezwungen war, ein Treffen zu liefern, das nach drei Stunden hartnäckigen Kampfes damit endete, daß das Schloß Wolfegg genommen wurde; Franzosen und Würtemberger zogen mit Zurücklassung einiger Gefangenen ab — jedoch der Fang war nicht gelungen.

Begreiflicher Weise setzte Riedmüllers Versäumnis bei dieser Gelegenheit den Generalkommissär in üble Laune, die selbst die günstigsten Gerüchte über eine erneuerte Niederlage Napoleons bei Wien nicht ganz zu zerstreuen vermochten. In jener Zeit, wo noch keine Eisenbahnen und nur höchst unvollkommene Telegrafen bestanden, wo alle Postverbindung unterbrochen war, hatte das Gerücht einen noch viel weitern Spielraum als heutzutage. Es lief den offiziellen Nachrichten weit voraus und hinkte ihnen andererseits als Widerspruch oft lange nach. Der Ein=

fluß, den es ausüben mußte, war sonach ein großer. Jeder Ruhigere, jeder weiter Denkende mißtraute ihnen aber auch umsomehr, und sah erst der Bestätigung entgegen, ehe er sich unbedingt der Freude oder Trauer hingab, wiewohl auch die amtliche Bestätigung nicht immer die Wahrheit verbürgte. Man kannte damals bereits die Schablone, nach der Napoleon und seine Generäle ihre berühmten Bulletins verfaßten und die endlich auch die anderen Armeen, so gut wie die neue Kriegskunst ablernten.

So wirkten auch die Gerüchte eines neuen Sieges nicht nachhaltig auf Schneider und in der noch immer ärgerlichen Stimmung empfing er einige Tage später die beiden Vorsteher aus den augsburgischen Gemeinden, die Sauder, — gleich nach Müllers Abberufung nach Sonthofen gesandt — als Geißeln nach Bregenz geschickt hatte. Unter dem Einfluß derselben Stimmung gab er den Befehl zur Arretierung des Pfarrers Aster und des Kaplans Thomas Mayr aus Sonthofen.

Beide hatten noch am 9. dem Volke gepredigt und es beschworen, der Aufforderung Vorarlbergs keine Folge zu leisten, so daß die tagszuvor schon zur Stellung der Ausschüsse entschlossenen Landbewohner plötzlich wieder stutzig wurden, und sich auf ihre Geistlichen berufend, ihr Versprechen zurückzogen.

Beide zum Niederschreiben ihrer Predigten aufgefordert, weigerten sich dessen und Schneider, dessen Kombination durch die Verzögerung des Anschlusses

jener Gemeinden gestört zu werden drohte, befahl die Gefangennahme dieser gefährlichen Gegner.

Als er sie vor sich bringen ließ, erschien zugleich mit ihnen der Dechant Steger von Bregenz. Seit dem Jahre 1796 hatte er sich in allen Kriegen, die das Ländchen beunruhigten, als ein aufopfernder Freund des Vaterlandes und der Menschheit, als ein echter Priester und Segenspender erwiesen, und sein beständiger Aufenthalt in den Spitälern hatte ihn selbst zweimal an den Rand des Grabes gebracht. Es hatte seine Achtung vor der Priesterwürde verletzt, daß man die beiden Gefangenen geradenwegs in das Stockhaus gebracht hatte. So sehr sie auch gefehlt haben mochten, nach seiner Ansicht gehörte ihnen ein anständiger Arrest und er nahm sich vor, den Generalkommissär darum anzugehen. — Freilich hatte dieser bis jetzt nicht um die Art ihrer Gefangenschaft gewußt.

Schneider hörte sein Anliegen freundlich, ohne jedoch vorerst zu erwidern, er wandte sich direkte an die beiden Priester, von denen der eine mit scheinheiliger Demut, der andere in schlecht verhehltem Trotz vor ihm stand.

„Sie hätten sich das alles ersparen können," sagte er lebhaft zum Kaplan gewendet, „weshalb predigt Ihr am Sonntag Vormittag, als schon alle Bauern zum Spielen versammelt waren, daß jeder, der die Waffen ergreife, eine Todsünde begehe, einen Meineid, indem er gegen seinen rechtmäßigen Herrn kämpfe?"

„Erlaubet, Herr Generalkommissär," versetzte der Kaplan, „ich habe das Pfarrvolk im Namen meines Herrn Pfarrers belehrt, daß es wider Gewissen und wider die Lehre des Evangeliums handle, wenn es die Waffen ergreife. Ich habe mich geweigert, die Predigt schriftlich abzuliefern."

„Ja wohl," fiel Schneider ein, „Ihr sagtet, Ihr werdet sie nicht abliefern, man fordere denn auch Euch mit."

„Ich bitte, ich möchte nicht mißverstanden werden, ich sagte so, weil meine Predigt nicht leserlich auf Papier geschrieben war, vielmehr in meinem Herzen steht und ich allein . . ."

„Lasset das weiter gut sein, Herr Kaplan," unterbrach ihn der Generalkommissär, dessen Groll bei jedem Worte gewachsen war, sich aber nur durch eine zunehmende Kälte in seinem Wesen äußerte. Dann wandte er sich an den Pfarrer, der mit finster zusammengezogenen Augenbrauen und stolz erhobenem Kopfe da stand, nur widerwillig der Gewalt nachgebend. „Und Sie, Herr Pfarrer, sind noch viel schwerer angeklagt. Sie haben gedonnert wider mich und mich Ruhestörer, Aufwiegler des Volkes u. s. w. genannt. Ich kann das eben des Volkes wegen nicht dulden."

„Ich hatte mich zur Christenlehre über das fünfte Gebot zu sprechen bereitet."

„Seit wann halten Sie Ihre Christenlehren auf einem Tische unter Gottes freiem Himmel? Sie

scheinen sich Ihr Vorbild aus Schillers Wallenstein genommen zu haben," fiel Schneider spöttisch ein.

„Auch unser Herr hat unter Gottes freiem Himmel gepredigt," versetzte stolz der Pfarrer. „Ich erinnere mich nicht, Ihren Namen genannt zu haben."

„Doch gelangen Ihnen einige glückliche Anspielungen, wie mir Sander schreibt."

„Ich hielt meine Anrede ex Stapite, wie man sagt," erwiderte der Pfarrer, „und auch mir stehet selbe mehr im Herzen, als im Verstande geschrieben, aber soviel ich mich zu entsinnen weiß, führte ich blos aus dem III. Buche der Könige 18. Kapitel 21. Vers die Worte des Propheten Elias an: „Wie lange wanket Ihr, wie ein Mensch, der auf beiden Seiten hinket? Wenn der Herr Gott ist, so folget ihm. Wenn aber Baal Gott ist, so folget diesem.""

„Sie aber verlangen, man solle Ihnen folgen."

„Das tat ich, denn ich sagte meinen Pfarrkindern: Wenn Ihr von dem Drucke frei sein wollt, so folget Jesum Christum und Ihr werdet bald ganz frei sein vom Drucke. Wer einen andern Erlöser weiß, der folge dem. Wer aber an Jesum Christum als den allein wahren Erlöser glaubt, der folge mir; für seine Lehre gebe ich Blut und Leben. — Übrigens muß ich mit dem Herrn sagen: Ich habe öffentlich gelehret, fraget die, die mich gehört haben."

„Ich habe mir diese Freiheit bereits genommen, Hochwürden Herr Pfarrer," entgegnete Schneider mit scharfem Tone, der bedeutend mit den höflichen Worten kontrastierte, „und ich habe da Unterschriften

genug gegen Sie, mehr als Sie gewinnen konnten, als Sie mit den neun Vorstehern die Erklärung abgaben, von einem Anschluß an Vorarlberg, vom Ergreifen der Waffen nichts wissen zu wollen. — Sie haben sogar die Ohrenbeichte dazu mißbraucht, Ihren Pfarrkindern mit der ewigen Verdammnis zu drohen, wenn sie der Aufforderung Folge leisteten und sich für Österreich erklärten."

„Ich bin über meine Amtswirksamkeit als Seelenhirt nur meinem Bischofe Rechenschaft schuldig," warf sich der Pfarrer in die Brust.

„Rechenschaft fordere ich auch nicht von Ihnen," gab Schneider eisig zurück, „ich will Sie nur einfach in Ihrem Amtsmißbrauch beschränken. Auch ich habe Ihnen keine Rechenschaft über mein Tun zu geben und zeige Ihnen somit blos an, daß auch ich in meinen Ansichten mir treu und meinen Beschlüssen konsequent bleibe. Sie wollen die Zeiten der Kreuzzüge kopieren — daran möge Sie eine gut geschlossene Türe verhindern."

„Herr Generalkommissär," stieß der Pfarrer heiß hervor, aber Schneider verließ das Gemach vom Dechanten gefolgt.

„Hören Sie, Herr Doktor," sagte der würdige Priester, als sich die Türe hinter beiden geschlossen hatte, „das geht doch nicht so! Sie können die beiden doch nicht in's Stockhaus zurückbringen lassen."

„Weshalb unmöglich?" fragte Schneider heftig erregt, seine frühere Kälte hatte jetzt dem vollen Unwillen Platz gegeben, „sind sie in irgend einer Hinsicht besser

als die andern Unzufriedenen, oder sollte ich mit ihnen Rücksichten haben, weil sie die Weihen empfangen haben?"

„Ja deshalb," bestand Steger auf seinem Verlangen, „die Diener Gottes dürfen vor den Augen des Volkes nicht derart herabgewürdigt werden."

„Sie würdigen sich selber am meisten herab," rief Schneider, indem er heftig auf und nieder schritt, „ein schlechter Pfaffe ist das schlimmste Gift auf dieser Erde und kann mehr Unheil anrichten, als wenn die ganze Hölle los wäre, die sie je nach ihrem Bedarfe heizen."

„Ich hätte nicht gedacht, daß Sie mir das sagen werden," versetzte der Dechant, überrascht das ehrwürdige Haupt schüttelnd.

„Es gilt ja auch nicht Ihnen, lieber Herr Dechant," lenkte Schneider halb freundlich, halb ungeduldig ein, „aber Sie werden doch zugeben, gerade Sie — daß diese fanatischen Priester mit ihrer weltlichen Parteinahme nur Unfrieden stiften, indem sie die Privatinteressen zu Fragen der Religion machen, würdigen sie die Religion selbst herab und zerren sie durch den Kot der sinnlichen Welt."

„Ihr Urteil ist einseitig," warf Steger ruhig ein. „Sie lassen den Joachim Haspinger und den Pater Peter gelten und verdammen den Aster und Mayr aus Sonthofen, weil sie ihrer Überzeugung nach ganz dasselbe tun, was bei den andern gut heißt, weil die's für den Kaiser tun."

„Das mag sein, aber sie treten mir, dem Land, meinem Kaiser als Feinde entgegen und ihre Einwirkung kann von den schlimmsten Folgen sein. Sie sind unsere Feinde und müssen unschädlich gemacht werden."

„Aber nur nicht im Stockhause."

„Es gibt keinen andern Platz für Aufwiegler," entgegnete Schneider kurz, „sie teilen das Loos mit den Landrichtern von Wangen und Leutkirch und mit dem Assessor des letztern Orts, — die Gesellschaft ist geschlossen und äußerst anständig."

„Sie sind hart geworden Herr Generalkommissär," sagte der Dechant wehmütig, indem er den Titel besonders betonte, „ich wünsch' Ihnen, daß Sie nie nötig haben mögen, um Erleichterungen zu bitten und daß Sie selbst in einem solchen Falle doch keinem so unbeugsamen Willen begegnen mögen. Allzuscharf macht schartig, sagt ein altes Sprichwort. Es ist ganz recht, daß das Land einen Mann von edlem Willen und Energie gefunden hat, aber werden Sie durch Ihre Erfolge nicht zu stolz, beugen Sie sich vor der Macht Gottes in Demut. Aus seiner Hand kommt alles."

Der Priester ging. Schneider sprach kein Wort. Vielleicht hätte er jetzt nachgegeben, wenn der Dechant noch einmal gebeten hätte, da der Unmut von früher verflogen war. Er blickte sinnend vor sich hin und wiederholte sich, was ihm soeben gesagt worden.

„Stehe ich wirklich auf dem Gipfel und schwindelt mir?" fragte er sich dann; ein weiches Lächeln spielte

um seine Lippen, als er sich selber die Antwort gab. „Nein, nein! — Eine Hand, die leiten will, die darf nicht zittern. Ich träume von keiner Größe, keiner Herrschaft, ich bin noch immer blos der Lenker. Ich sehe die drohenden Abgründe und will den Wagen glücklich vorbeibringen. — Ich sehe die Speere der Feinde und bin noch immer bereit, mich ihnen entgegenzuwerfen, um mein Vaterland zu schützen und ihm eine Gasse zu brechen. — Ach nein — mir schwindelt nicht, es ist nur die Hast und der Eifer, die sich unnatürlich ansammeln und dann endlich einmal in Unmut überquillen. Du guter Alter kannst ruhig sein. — Ich bin noch immer gegen Gott und Menschen weit demütiger im Herzen als jener eifernde Pfaffe, den ich unschädlich machte und der vorgibt, er kämpfe und dulde nur — zur Ehre Gottes. — Mein Wollen ist rein — mein Ziel nicht mein eigenes Glück und meine Größe — sondern das Glück und die Freiheit Vorarlbergs. Deß walte Gott!

IX.

Mitternacht war herangekommen und der General-kommissär hatte die Ruhe noch nicht gefunden. Schon einige Tage zuvor, am 13. Juli hatte Schneider Nachricht erhalten, daß sich der Feind wieder in größerer Anzahl der Gegend von Wolfegg, Kislegg und Wangen nähere. Dies hatte ihn veranlaßt, den 5. und 6. Ausschuß zum wirklichen Ausrücken und den Landsturm zur Bereitschaft aufzubieten. Die gefangenen Vorsteher, Landrichter und Priester ließ er nach Feldkirch bringen und die Kanoniere mußten Tag und Nacht an der Verfertigung von Patronen arbeiten. Den ganzen Tag bis spät in die Nacht diktierte der Generalkommissär Befehle und ordnete persönlich an, um dem anrückenden Feinde vollkommen gewachsen zu sein.

Er erhob sich soeben von seinem Schreibtische, wo er noch gearbeitet hatte, als Willam noch einmal eintrat und zwei Männer mit sich brachte, die sich entschuldigten, so spät zu stören.

„Ah, Sarkovich, Rogg, was bringt Ihr noch so spät?“ fragte Schneider die beiden, die er wohl

kannte und die ihm schon manche wichtige Nachricht gebracht hatten; freilich eingehüllt in eine Menge Gerüchte, die jeder Begründung entbehrten.

„Diesmal nicht viel, Herr Generalkommissär," versetzte Rogg, „wir können hauptsächlich nur unsere letzten Nachrichten bestätigen, die Feinde sind mit fünftausend Mann im Anrücken. Der König von Würtemberg soll selbst in Weingarten stehen und General Beaumont an der Grenze des Allgäus."

„Soll! soll! wißt Ihr denn nichts Bestimmtes?"

„Der Angriff soll morgen stattfinden," beeilte sich Sarkovich zu melden.

„Woher vermutet Ihr das?"

„Wir hörten so von den Soldaten, die in Siebratshofen einquartiert sind."

„So viel also ist gewiß, daß dort Truppen stehen. Aber, wie viel?"

„Im Dorfe selbst nur zwei Kompagnien," berichtete Rogg, „aber in der Umgegend weit mehr."

„Und das ist alles?"

„Für heute wohl."

„So geht und sucht mir morgen oder übermorgen Näheres zu bringen. Wartet draußen auf Euern Lohn," und als die beiden aus dem Zimmer waren, wendete er sich an Willam, „gebt ihnen dann vierundzwanzig Gulden Doktor. — Sie haben eigentlich die nicht einmal verdient, aber man muß sie bei gutem Willen erhalten. Ich glaube kaum an einen Angriff von Seiten der Würtemberger und Franzosen, übrigens ist alles bereit. Auf das Sturmläuten ge-

stern Nachts ist der Landsturm — — doch was ist das? — Das ist ja auch ein völliges Sturmläuten an der Haustüre unten," unterbrach er sich selber, „sehen Sie nach, was es giebt, Willam."

Der Sekretär verschwand, einige Minuter später aber kam er mit dem soeben aus Innsbruck angelangten Kurier Baptist Bandel zurück, der so dringend nach Einlaß verlangt hatte.

„Ich habe Eile, Herr Generalkommissär," begann der Eingetretene, „und mußte Stunden lang mich verweilen, denn in Stuben brach ein Rad an meinem Wagen und im ganzen Orte war kein Gefährte aufzutreiben. Ich hoffe nur, daß ich noch zur rechten Zeit komme — jedes Versäumnis ist mir auf die Seele gebunden."

Schneider öffnete hastig das Packet und nahm vor allem ein Schreiben Hormayrs zur Hand, das ihm sogleich in die Augen fiel.

Der Intendant teilte darin Schneider mit, daß in Folge der günstigen Nachrichten über die zweite Schlacht bei Wien beschlossen worden war, einen allgemeinen Ausfall auf den Feind zu machen. Die Vorarlberger sollten Kempten wegnehmen und rechts die Verbindung mit Major Teimer suchen, der über Füssen nach Schongau zu streifen und Schneiders rechten Flügel zu decken hatte. In seiner rechten Flanke hinwieder sollte Major Dietrich über Ettal, Murnau nach Weilheim vorrücken und der Oberstleutnant Baron Taxis die Straße von Kochel und Benediktbeuren forzieren, links sich an Murnau stützen,

rechts gegen Tölz verlängern. Dieser Ausfall, der für den 17. festgesetzt war, sollte noch durch einen Handstreich auf Klagenfurt und durch einen Streifzug des k. Oberstleutnant Grafen Leiningen von Trient nach Verona vervollständigt werden.

Dies war der Inhalt der Depesche und Schneider, der den Kurier freundlich verabschiedet hatte, erließ jetzt dem gemäß seine Befehle.

Was noch vom Landsturme zurück war, sollte vorwärts. Der Stand der Artillerie war nun auf neun Geschütze gebracht.

„Schreibt," befahl Schneider dem Sekretär, „damit morgen alles pünktlich vollzogen werde. Zu den zwei Vierpfündern im Allgäu sollen morgen sogleich noch zwei Geschütze abgehen. Ein Vierpfünder und die sechspfündige Kanone „Karl", die Haubitze „Johann" und ein Vierpfünder bleiben zur Beobachtung vor Lindau. Diese beiden Geschütze, die nach unseren geliebten Erzherzogen getauft wurden, sollen jetzt zeigen, daß sie brave Vorarlberger sind. Wir werden sehen, ob wir mit Recht auf sie stolz sein können, da wir ja sogar ihre Erzeugung erst erfinden mußten. Die Schußproben, denen ich in Feldkirch beigewohnt, lassen wenigstens das Beste hoffen. — Die übrigen zwei Vierpfünder und die Vadutzer Feldschlange sollen eingeschifft und bei Bäumle gelandet werden. Major Nachbauer wird sie brauchen können, wenn er auf Ravensburg rückt. — Mit dem Hauptmann Baron Juritsch will ich selber sprechen, er möge so gut sein, in aller Frühe zu mir zu kommen. Nun aber Willam

sieht uns der Morgen schon beinahe zum Fenster herein und Ihr seid bleich und sehnt Euch nach dem Bette — man sieht's Euch an. Ich muß gestehen, auch ich bin nicht böse, wenn ich ein Paar Stunden schlafen darf ohne gestört zu werden."

* * *

Im Morgengrauen des 17. kurz nach vier Uhr war der Generalkommissär mit den beiden Bataillons des Bregenzerwaldes unter den Majoren Metzler und Sutterlütti und dem Landsturm des Innerbregenzer Waldes von Immenstadt aufgebrochen und warf sich mit solcher Gewalt auf die dreiausend Mann starke mit drei Geschützen versehene Vorhut des Feindes, daß sie nach kurzer Gegenwehr die Flucht ergriff und im ersten Anrennen bis Haslach, etwa eine Stunde vor Kempten gedrängt wurde.

Major Teimer hatte noch Tags zuvor seine Zusage erneuern lassen, er werde das Bataillon Metzler auf jeden Fall um vier Uhr Früh durch fünfzehnhundert Tiroler verstärken lassen. Obwohl nun diese Unterstützung nicht eingetroffen war, zauderte Schneider nicht mit dem Angriffe, den er sehr wirksam durch die zwei schon früher in Immenstadt gestandenen Vierpfünder-Kanonen einleitete, indem er den Feind auf den Überfall durch gute Nachrichten wohl vorbereitet fand, so geheim alle Anstalten und hauptsächlich Tag und Stunde desselben auch gehalten worden waren.

Kampfesmuthig drangen die wackern Schützen vorwärts und jubelnd begrüßten sie jeden Schuß aus ihren, von den selbstranzionierten Kanonieren bedienten kleinen Geschützen. Es war aber auch ein jeder gut gezielt und schleuderte Vernichtung in die Reihen der Feinde, die auf der Flucht manchen Verwundeten und Sterbenden zurückließen.

Die Verfolgung ging quer über die Felder und über die Gräben dem Örtchen Haslach zu und selbst hier wäre noch kein Halt gewesen, wenn nicht einer jener unglücklichen Zufälle, die so oft das Schicksal eines Gefechtes — einer Schlacht, ja eines ganzen Feldzuges entscheiden, eingetreten wäre.

Der Feind war soeben hinter den ersten Häusern gänzlich verschwunden und Schneider, der von seinen Ordonnanzen gefolgt, hoch zu Roß überall an der Spitze war, feuerte die Streiter an, im raschen Anlauf in das Dorf einzudringen, wo die Baiern einen letzten Versuch, Stellung zu nehmen, machten. Die beiden Kanonen, die bis jetzt von einer leichten Bodenanschwellung aus in die flüchtenden Scharen Verwirrung schleuderten, wurden auf einen weiter vorwärts gelegenen Punkt kommandiert, um den Angriff der Wäldler zu unterstützen und das Örtchen von der Flanke aus zu beschießen.

So rasch als möglich eilten die beiden Geschütze vorwärts über die Unebenheiten des Bodens hin. Schon war der Punkt fast erreicht. Da, ein kleiner Graben lag nur mehr dazwischen, stutzten die Pferde, doch ein Peitschenhieb trieb sie an, ein Ruck, ein Satz,

und die Pferde waren über das Hindernis hinweg, nicht so auch die beiden Geschütze; kurz nacheinander krachte zweimal das zerbrechende Holz der Lafetten, die Richtmaschinen waren zertrümmert, das eine Rad in Splittern — die Kanonen für den Moment unbrauchbar geworden.

Schneider sammelte indes einen Teil der Truppen, die durch die eifrige Verfolgung in große Unordnung geraten waren, er führte sie selber zum Angriffe vor, ein heftiges Gewehrfeuer schlug ihnen aus den Umzäunungen entgegen.

„Vorwärts! vorwärts!“ rief er und stürmte auf den Eingang des Ortes zu, aber von der Seite her empfingen sie ganze Dechargen. Eine größere Abteilung hatte sich dort hinter der Mauer postiert.

Jetzt war der Moment, wo die beiden Geschütze wirken sollten. Schneider schwenkte wieder und wieder das Tuch — es fiel kein Schuß. Dagegen krachte Decharge um Decharge aus der Flanke; und immer neue Abteilungen rückten an, die von Kempten den Flüchtenden zu Hilfe gezogen waren.

Die vorwärts Stürmenden stockten. Sie hatten vor sich und zur Seite den Feind, mochten Sie sich auch gegen immer welche Seite wenden, immer blieb ihnen eine starke Abteilung in der Flanke, die sie in's Kreuzfeuer nahm.

Nur ein Paar Schüsse in die Reihen der einen Abteilung dort zur Rechten, indes die Schützen geradeaus vorwärts stürmten und der Feind war über den Haufen geworfen, die andern mußten sich dann

selber zurückziehen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollten, abgeschnitten zu werden. Schneider, der das Kritische des Moments übersah, ließ Sutterlütti als Führer zurück und sprengte wie rasend feldein, durch den Regen der nach ihm gezielten Kugeln, auf den Punkt zu, wo die Kanonen standen.

Glücklicherweise erreichte er sie, noch ist nichts verloren, der Augenblick noch günstig. Warum feuern sie nicht? Jetzt erblickt er das Unheil. Die Kanoniere sind bemüht, so gut als möglich zu helfen, aber die notdürftige Herstellung nimmt Zeit weg, es geht nur langsam und gerade jetzt — jetzt sollten die Kugeln dort in die Linien hineinschmettern, die immer wieder laden und immer wieder feuern.

„Hastet Euch, hastet Euch! Alles hängt von Euch ab!" Aber die Minuten vergehen und noch immer ist kein Schuß aus den Geschützen gefallen.

Schützen und Landsturm sind abermals vorgedrungen, aber sie müssen zurück, sie sehen nach ihrem Kommandanten und Unruhe trennt ihre Reihen. Dies bemerkt der Feind, das Schweigen der Kanonen macht ihn mutig, jetzt fahren auch seine Geschütze auf und eröffnen das Feuer, aus Kempten kommen immer neue Scharen an, die Baiern dringen vorwärts.

Vergebens sprengt der Generalkommissär wieder zu seinen braven Wäldlern zurück, vergebens ruft er ihnen flammende Worte zu, vergebens geht er ihnen voran und hofft sie nach sich zu ziehen. — Tod und Verderben werfen die feindlichen Kanonen in seine Scharen und Dechargen kreuzen sich von zwei Seiten.

Es ist kein Halten mehr, die ungeordneten Haufen folgen keinem Kommando, sie hören nicht mehr auf den Ruf ihrer Offiziere, der Rückzug ist nicht zu dämmen.

Noch einmal fliegt Schneider auf schaumbedecktem Rosse über das Feld hin zu den Geschützen zurück, die so zur Unzeit geschwiegen hatten, um sie wenigstens zu retten — er ratet und treibt, doch noch ehe sie weiter gebracht werden können, sind die Feinde da, er ist umringt, allein, die Kanoniere haben ihn verlassen.

Im Halbkreis dringen die Baiern heran, immer näher und näher, nur eine Seite ist noch frei. An der aber führt ein steiler Ravin wohl klaftertief hinab und unten marschieren ebenfalls in langen Linien die Feinde, im Nachrücken begriffen — sie sind schon zwischen ihm und seinen Bataillonen. Er ist rings eingeschlossen und nur noch Augenblicke sind es, die ihn von der Gefangenschaft trennen. Es ist keine Zeit mehr zum Besinnen, der Gedankenblitz wird im Moment zur Tat. Hoch steht er mit einemmale im Bügel, die Klinge zischt durch die Luft und fällt so gewaltig flach auf die Croupe des einen Stangenpferdes, daß sie mit schrillem Klang entzweispringt. Das Pferd aber bäumt sich hoch auf, tut einen mächtigen Satz und das andere Pferd samt den Trümmern des Geschützes mit sich reißend, schießt es wie rasend vorwärts und mitten in die Schar der Baiern hinein. Die Verwirrung, die dadurch entsteht, verhindert sie eine Weile, die ganze Aufmerksamkeit dem Reiter zu-

zuwenden. Ohne Waffe, den zerbrochenen Griff allein noch in der Hand, hat er sein Pferd herumgerissen und gräbt ihm tief die Sporen in die Weichen, ein furchtbarer Sprung — Pferd und Reiter fliegen durch die Luft, der Ravin ist hinter ihnen, aber der Fall war zu schwer, sie stürzen — und einen Augenblick ist der kühne Mann unter dem Pferde begraben. — Aber das brave Tier erhebt sich auf die blutenden Vorderfüße, jetzt ist es ganz empor, im nächsten Moment ist auch Schneider wieder im Sattel und im vollsten Laufe jagt er dahin. Die Feinde, eben auf dem Ravin angelangt, können jetzt nicht mehr schießen, wollen sie nicht ihre Kameraden treffen. — Da vorne ist jetzt die Linie der verfolgenden Baiern. Noch einmal bohrt sich der blutige Sporen in die keuchenden Flanken des Pferdes, hoch hält die Hand den nutzlosen Stumpf des Säbels und wie ein Wetter fährt der Reiter durch die Reihen, rechts und links wirft er die lebendige Mauer zur Seite, ein Paar sind über den Haufen gerannt. Flüche und Schüsse folgen ihm nach, aber er ist schon so weit, — er hat die Seinen erreicht und ist gerettet.

Der allgemeine Rückzug wirkte nun auch auf die übrigen vorgedrungenen Abteilungen ein. Hauptmann Baron Juritsch, der erst vor kurzem das Kommando über die Kompagnien Lusignan-Infanterie übernommen hatte, war — leider um zwei Stunden zu spät — mit seinen Soldaten, einer Schar Landesschützen und zwei Vierpfündern über den Buchenberg vorgerückt und hatte in heftigem Gefechte den übermäch-

tigen Feind gegen Kempten gedrängt, er konnte dem Kampfe keine günstige Wendung mehr geben, die Entscheidung war gefallen und ihm selber blieb nichts übrig, als sich unter den heftigen Angriffen der französischen Reiterei zurückzuziehen, wobei auch ihm die beiden Kanonen, die ohne Vorspann nicht über den steilen Berg zurückkonnten, von der nachsetzenden Reiterei ereilt, verloren gingen.

Die Kompagnie war derartig versprengt, daß nur mehr dreißig Mann in Bregenz eintrafen und die übrigen am Leben gebliebenen sich erst in den nächsten Tagen wieder sammelten.

Nachbauer und Ellensohn waren inzwischen bis Neuravensburg vorgedrungen, konnten aber diese Position gegen den weit stärkern und hauptsächlich mit Kavallerie wohl versehenen Feind ebenfalls nicht halten und mußten sich in ihre alte Stellung wieder zurückziehen. Die Landesverteidiger zeigten hier Wunder der Tapferkeit und besonders tat sich die Emser Kompagnie hervor, die — nach Schneiders eigenem Ausdruck — „unter ihrem Hauptmann Scheiterle, der durch den Arm geschossen wurde, löwenmäßig focht.“

Riedmüller besetzte Isny, das von den auf Biberach zurückgegangenen Würtembergern verlassen war.

Auch für die Tiroler war der Tag nicht günstig. Major Teimer, der mit dem braven Kommandanten Dietrich von Plawen beinahe in Gefangenschaft geriet, hatte die Zeit für den Aufbruch der Kolonnen schlecht berechnet und so wie dadurch zum Teile

Schneiders Angriff mißglückte, mußte auch er dafür büßen und sich vor Graf Arco zurückziehen.

So endete dieser Ausfall scheinbar mit keiner Veränderung der Sachlage. Freund und Feind stand wieder in der alten Position, Vorarlberg noch immer ungebrochen in achtungsgebietender Kraftentfaltung. Der Feind wagte keinen Angriff und blieb jenseits der Grenzen stehen.

Verhältnismäßig gering war der Verlust, den die Vorarlberger erlitten hatten, aber der moralische Eindruck, den diese Niederlage auf die ungeschulten und undisziplinierten Scharen der Landesverteidiger machte, war ein entschieden ungünstiger und bahnte die gänzliche Deroute an, die bei erneuerten Widerwärtigkeiten unfehlbar einreißen mußte. Der Kern an regulären Truppen, an den sich ein allgemeines Volksaufgebot unumgänglich anschließen muß, wenn die günstigen Resultate des ersten überraschenden Aufstandes nachhaltig sein sollen, war hier viel zu klein und selbst Schneiders mächtige Energie und kluge Einsicht waren nicht im Stande, diesen Mangel zu ersetzen und die flüchtig organisierten Ausschüsse, die freigewählten Offiziere mit jener Ruhe, Ordnung, Subordination, Ausdauer und mit all dem Wissen auszustatten, die einer Truppe im Laufe eines Feldzuges vollkommen unentbehrlich sind, wenn sie sich nicht selbst aufreiben soll.

Es war ein herber Schlag, daß gerade in diesem Augenblicke die ersten Nachrichten vom Waffenstillstande zu Znaim eintreffen mußten — in diesem

Augenblicke, wo die Zügel eben strenger angezogen werden, wo das Wort und die Tatkraft des einen Mannes wieder Mut in die zagenden Seelen hauchen sollte.

Am Tage nach dem Ausfall kamen aus der Schweiz Mitteilungen, daß würtembergische Bulletins und Münchner Zeitungsbeilagen die Nachricht enthalten, es sei auf Ansuchen des Kaisers von Österreich bei der großen Armee, in Folge unglücklicher Schlachten vom 5., 6., 9. und 11. Juli ein Waffenstillstand von vier Wochen abgeschlossen worden.

Die Nachricht war erschütternd, aber nach dem ersten Schrecken wollte Niemand mehr daran glauben. Zu sehr widersprach dieser Waffenstillstand all den günstigen Mitteilungen, die von den Erfolgen der Hauptarmee in Umlauf gesetzt waren. Zu sehr war man schon an die lügenhaften Proklamationen und Bulletins Napoleons gewohnt und man kannte den Druck, den er auf alle Zeitschriften ausübte, so daß sie nur ihm Gefälliges zu bringen wagten.

Der Generalkommissär selbst wies mit Unwillen den Glauben an die Möglichkeit von sich. Er bemühte sich auch die andern zu beruhigen und ihnen Vertrauen auf den guten Stand der Dinge einzuflößen. Um so unangenehmer sah er sich überrascht, als am Morgen des 19. Landrichter Metz bei der Schutzdeputation eintrat, mit welcher Schneider eben eifrig arbeitete.

„Ich bringe Nachrichten vom Waffenstillstand."

begann der würdige Beamte unmittelbar nach seinem Eintritte.

„Das heißt solche, die ihn dementieren,“ fiel ihm der Generalkommissär in die Rede.

„Nicht doch, im Gegenteil solche, die ihn bestätigen. Er ist abgeschlossen.“

„Unmöglich!“ rief Schneider von seinem Sitze aufspringend, „nach solchen Siegen kann die große Armee keinen Waffenstillstand abgeschlossen haben, sie darf nicht ruhen, bis Napoleon über den Rhein zurückgeworfen. Der Generalissimus darf keinen bewilligen, so lange die französische Armee auf österreichischem Boden steht.“

„Wenn er aber selber einen nachsuchen mußte?“ versetzte der Landrichter ernst. „Die Nachricht, die mir zugekommen, so schreibt mein Gewährsmann, stammt von dem würtembergischen Legationssekretär in Bern. Der Waffenstillstand auf vier Wochen, gegen vierzehntägige Aufkündigung, ist vom 12. Juli datiert und schließt in Vorarlberg wie in Tirol nur die regulären Truppen ein, die aus den beiden Ländern unmittelbar herausgezogen wurden.“

„Wie? und der Kaiser sollte die beiden Länder der Rache des Feindes überliefern?“ rief Schneider aus, „es ist nicht möglich, sage ich! dies eine schon beweist die Falschheit des ganzen Gerüchtes, das nur ausgesprengt ist, um uns unsicher zu machen. Wie ungeheuer mußten die Verluste der Armee sein, um solche Artikel, die das Wort des Kaisers brechen, die treue opferbereite Länder dem verwüstenden Schwerte

preis geben, unserem Landesvater zu entreißen. Noch einmal — es ist unmöglich!“

„Ich habe gehandelt, wie ich mußte und wie mir es die Liebe zu Vorarlberg eingegeben, indem ich dem Herrn Generalkommissär und der löblichen Schutzdeputation die Mitteilung machte,“ erwiderte Metz mit bekümmerter Miene. „Sie können darnach freilich beschließen, wie Sie es für gut finden. Aber meine Liebe für Vorarlberg ist keine bloße Redensart, dafür liefert schon mein Verweilen auf dem Posten genügenden Beweis, indes beinahe alle königlichen Beamten schon längst das Land verlassen hatten. Und weil ich das Land liebe und ihm aufrichtig wohl will, so möchte ich die Herren auffordern, die Lage gehörig zu überdenken, in der wir sind. Ich halte den Waffenstillstand für ausgemacht. Sobald die Truppen abziehen, kommt Zwiespalt in die Reihen der Landesverteidiger und an einen wirksamen Widerstand ist auf die Länge nicht mehr zu denken. Heute morgens erst erzählten Montafoner, die aus Breisgau, wo sie zur Ernte waren, heimkehrten, wie hundert Wägen Franzosen in Konstanz und ebensoviele in Mersburg angekommen seien. Wie nun, wenn die über den See kommen? Ich gebe den Herren nur zu bedenken, in welcher Weise die Sieger das arme Land behandeln werden, das den Waffenstillstand bricht und so gegen den König von Baiern, wie gegen den Kaiser von Österreich rebelliert. Ich stelle mich nicht auf den Rechtsstandpunkt, sondern nur auf jenen der

Menschlichkeit und beschwöre die Herren, ihn in's Auge zu fassen."

„Suchen Sie uns nicht zu einer voreiligen Kapitulation zu bereden," fiel hier der städtische Rentmeister Kayser ein. „Wir haben bis jetzt wahrlich keine Ursache, eine feindliche Invasion zu fürchten. Noch ist nichts verloren."

„Der Herr Rentmeister hat Recht," stimmte Schneider bei, „im Gegenteile, selbst im schlimmsten Falle können wir uns so lange halten, bis die offizielle Nachricht von einem Frieden, der uns nicht vergessen wird, oder vom Wiederausbruch der Feindseligkeiten anlangt. Für den Augenblick aber wäre ein jeder entgegenkommende Schritt von unserer Seite jedenfalls verfrüht. Wir können noch das Schwert führen — die Feder mag im Tintenfasse bleiben!"

Kayser bekräftigte das Wort, indem er den Kiel, den er noch in der Hand hatte, tief in das Tintenfaß hinein stieß, daß er darin stecken blieb, aber die andern vier Deputierten stimmten nicht bei. Sie flüsterten besorgten Angesichts mit einander und endlich nahm Landamman Fetz für die übrigen das Wort.

„Wir meinen," sagte er, „daß es für's Land doch gefährlich wär', wenn wir den Waffenstillstand brechen täten und weil's denn doch möglich wär', daß er wirklich abgeschlossen ist, so denk' ich, daß man den Rat vom Herrn Landrichter berücksichtigen sollte."

„Wie? — eine Kapitulation einzugehen?" rief Schneider.

„Eben,“ versetzte der Landamman und die übrigen drei stimmten bei.

„Die Majorität ist für meinen Antrag,“ sagte der Landrichter mahnend zu Schneider, der sichtlich von der Ansicht der vier Deputierten zum Sinnen angeregt war.

„Da habe ich nichts mehr bei der Schutzdeputation zu suchen,“ fuhr Kayser hitzig auf, „ich trete aus. Ich bin zur Regelung der Verteidigung da, nicht aber zur Regelung der Übergabe. Sobald sich die Schutzdeputation für die letztere erklärt, löst sie sich von selbst auf und konstituiert sich neu als Waffenstillstandskomitee. Da bin ich nimmer dabei. Ich kann nicht zum Nachgeben raten, Ihr aber Herr Generalkommissär habt zu befehlen und zu entscheiden.“

„So befehle ich denn vor allem, daß Ihr Herr Rentmeister in Eurer Stelle verbleibt,“ entgegnete Schneider, der jetzt offenbar zu einem Entschluß gekommen schien. „Im übrigen aber will ich nicht, daß es heißt, ein Einzelner habe mit seiner irrigen Ansicht das ganze Land so oder so in's Unglück gestürzt. Schon die verschiedene Meinung hier unter uns liefert mir den Beweis, wie verschieden mein Tun unter den Leuten beurteilt wird. Die Stände haben mich zuerst zum Führer des Landes erwählt, sie sind dessen Vertreter, sie mögen über das weitere Verhalten entscheiden. Wüßte ich, daß alle meiner Meinung sind, so würde ich nicht erst fragen, und so lange wir noch einen Schuß Pulver besitzen, sollte er mir in den Stutzenlauf. Da es sich aber um das Wohl und

Weh des Landes handelt, ist's wohl dessen erstes unumstößliches Recht, selbst darüber zu bestimmen. So möge denn der Landtag einberufen werden, ich bin bereit, meinen Befehl in die Hände der Landesvertreter zurückzulegen, ich hoffe aber, daß mir das Vertrauen der Stände bleibt und daß man meinem Wunsche und meiner Ansicht folge."

„Also den Landtag," sagte Kayser.

„Eben, dies ist auch unsere Meinung," stimmte Fetz bei und die andern nickten mit dem Kopfe.

„Überdies hat der Landtag ohnedem über die Quellen zu beraten, aus denen geschöpft werden soll," setzte Schneider hinzu, „die Kassen sind leer, meine Mittel zu Ende."

Er schritt finster im Saale auf und nieder, indes das Einberufungsinstrument ausgefertigt und der Landtag für Samstag den 22. festgesetzt wurde.

Die Sitzung war beendigt und alle verließen das Haus, als eben von der Seekapelle die Mittagsglocke ertönte. Zugleich aber rasselte ein Fuhrwerk vom Leutbühel her um die Ecke und hielt vor dem Hilbert'schen Hause, in dem sich des Generalkommissärs Wohnung befand. Ein kaiserlicher Offizier saß darin und bei diesem Anblicke krampfte sich das Herz des wackern Mannes unwillkürlich im jähen Schrecken zusammen. Seine Hand zuckte und faßte mechanisch des Landrichters Arm.

„Ist's am Ende schon der Kommissär, der das kaiserliche Militär in Untätigkeit setzen will," murmelte Metz, Schneiders Gedanken aussprechend.

Zagen erfaßte nun auch die andern und bange nahten sie sich dem Angekommenen, die Unglücksbotschaft zu erfahren. Der aber hatte sie kaum erblickt, als er sich schon im Wagen erhob.

„Lauter gute Nachrichten! die allerbesten!" schrie er und sprang unter dem Jubel der herbeieilenden Menge zu Boden.

Eilig kehrten nun die Deputierten mit Metz und Schneider in den Saal zurück, mit pochendem Herzen wurde der Umschlag von dem Schreiben gerissen, das der Kurier vom General von Buol brachte. Es enthielt Nachrichten, die dem General aus dem österreichischen Hauptquartier durch Kuriere zugekommen sein sollten.

Am 1. Juli, hieß es, haben die Franzosen die Donau passiert. Nach unaufhörlichen Gefechten mußte sich der Erzherzog Karl in die Position auf der Hohenleiten zurückziehen. Der Rückzug geschah jedoch ohne Verlust. Am 7. habe sich die Schlacht auf der ganzen Linie erneuert und endete mit dem Rückzuge des linken Flügels der Franzosen an die Donau. Am 8. habe sich die österreichische Hauptarmee wieder langsam vorwärts bewegt und am 9. den französischen linken Flügel völlig geschlagen, so daß sich die ganze französische Armee wieder auf die Lobau zurückzog, während Erzherzog Karl seine Stellung bei Wagram wieder einnahm. Am 10. sei der Kaiser Napoleon nach Schönbrunn zurückgekehrt, und in der Nacht vom 10. auf den 11. die ganze französische Armee auf das rechte Donauufer übergesetzt.

Der Verlust des Feindes sei ungeheuer, die Straße mit Blut bedeckt, auf der sechzigtausend Blessierte nach Wien gebracht wurden. Tote, verwundete und gefangene französische Generäle seien 31 genannt.

Die unter dem Feinde herrschende Bestürzung sei allgemein und unbeschreiblich und in allen deutschen Ländern Österreichs sei das Volk aufgeboten, um dem Feind seinen Rückzug, wo nicht unmöglich, doch so schwierig und blutig als möglich zu machen!

„Ergo victoria!“ jubelte Schneider. „Das muß sogleich in die Druckerei — unter Trompetenschall soll's dem Volke bekannt gemacht werden. Es ist ja mit aufgeboten, dem Feinde seinen Rückzug recht schwierig und blutig zu machen.“

„Erdichtung war die ganze Waffenstillstandsgeschichte,“ rief Kayser freudig, „das ist eine Nachricht, verzeih' mir's Gott! — die mich mehr freut, als da mir der Doktor sagte, mein Anton sei außer aller Gefahr und das Fieber im Abnehmen. Jetzt werdet Ihr doch Euern Plan, um Gnade zu flehen, aufgeben? Wie ist's, Herr Kuene, Herr Landamman Fetz?“

„Das hat freilich alles verändert,“ sagte mit aufgeheiterter Miene der Landamman und Kuene fügte hinzu:

„Ist gar nicht mehr daran zu denken. Mag jetzt kommen, was will — ich glaube an keine der Lügen mehr.“

„Ich hab's immer gesagt," meinte der Amman Vögel, „halten müssen wir uns bis auf den letzten Mann! das Nachgeben heißt nichts."

„Aber wie's ausgehen wird," hinkte Ulmer nach und Fetz nickte still vergnügt fein:

„Eben — eben!"

„Ja, Erdichtung war's," nahm jetzt wieder Schneider das Wort, „aber eine böswillige, voll Gift und Heimtücke. Unsern guten Kaiser haben sie verleumdet und haben ihm unsere Liebe und Treue rauben wollen. Sie haben sich nicht vor der Lüge gescheut und frech das Heiligste angetastet. Wir sollten glauben, unser vielgeliebter Kaiser habe uns sein Wort gebrochen und uns verkauft, um seine andern Länder zu retten. Der Landtag mag ausgeschrieben bleiben, die Stände sollen über den Kredit und die Truppenverpflegung beraten. Jeder muß Opfer bringen, es gilt ja die Freiheit Vorarlbergs. Aber alle Stände sollen am Samstage auch in die Kirche gehen. Wir wollen Gott danken, daß er Österreich siegen läßt und ganz Deutschland aus seiner Schmach und Knechtschaft befreit. Wir wollen Gott danken, daß er die freche Lüge noch zur rechten Zeit entlarvt hat, ehe das Mißverständnis Zeit hatte zum Wachsen, das zwischen Fürst und Volk gesäet war. Nein, nein, unser Kaiser, unser Franz verlaßt uns nicht! Ein Te deum soll gesungen werden und dann wollen wir alle mit einem Jubelruf einstimmen, daß er durch die Kirche, — durch's ganze Land und wie

ein Posaunenton vom jüngsten Gericht dem Feinde in die Ohren schallt:

Gott erhalte Franz den Kaiser,
Unsern guten Kaiser Franz!

* * *

Durch die Straßen rasselten am Nachmittage die Geschütze, darunter „Johann“ und „Karl“ die aus dem Allgäu zurückgebracht worden waren; am Hafendamm wurden sie aufgepflanzt und neben ihnen marschierte, jetzt in ihren blanken weißen Röcken, das Feldzeichen auf den Czakos, die Kompagnie von Lusignan auf. Es war eine stolze Parade.

Die Sonne stand hoch am Himmel und hüllte alles in strahlendes Licht, aus jeder Welle tauchte sie empor — es war ein See voll Sonnenlicht und Himmelsbläue, der da still in seinem blühenden und grünenden Bette lag. Wie ein kostbarer Gürtel umschließt ihn sein reizendes Ufer. Herrliche Edelsteine glänzen darin. Die großen dunkeln Chrysoprasse und Smaragde hier zur Rechten, an denen so ernst und dicht die mächtigen Tannen hinanklettern. Dort gegenüber die duftig blauen und violetten Saphire und Amethysten — die schwäbischen Berge; vor ihnen, wie eine prachtvolle Camee scharf und klar und zierlich in den Horizont hineingeschnitten, die alte freundliche Inselstadt Lindau und weiter dann, wie helle Topase im Sonnenstrahle funkelnd, all die Städtchen an der bairischen, würtembergischen und Schweizer Küste: Wasserburg, Langenargen, Arbon, Rorschach;

aus den fernern Dunstwolken blitzt jetzt ein Strahl des Bergkrystalls. Dort liegt, dem Auge kaum erkennbar, die alte Konziliumstadt Kostnitz mit all ihren Erinnerungen, dann weiter noch die Feste Hohentwyl und weit gegen Süden, dort wo des Gürtels Anfang und Ende sich ineinander schlingen, ragt wie ein gewaltiges Diamantschloß der Gebirgsstock des Camors und hohen Sentis mit seiner weißen funkelnden Krone empor, und trägt den reinen weichen azurnen Äther, der sich über all den Reichtum, wie das allerkostbarste Schmuckkästchen aus einem einzigen Türkis geschnitten, schließt.

Die Strahlen dort im Westen blitzen nicht mehr. Die Bergkrystalle sind wieder vom Nebel umhüllt, ein leiser Lufthauch streicht von Konstanz herüber, es ist nicht mehr derselbe, der einst die Asche jenes Scheiterhaufens emporwirbelte und über die Welt zerstreute; er wehet milder.

Unter seinem leichten Drucke kräuseln sich die, jetzt mit einemmale im überraschendsten Wechsel beryllgrün gefärbten Wellen, auf jeder hüpft eine weiße Schaumkrone einher, wie viele hundert Schäfchen, die zur Weide gehen. Leben ist in die hinträumende Schöne gekommen, sie ist erwacht, sie hebt das schimmernde Haupt, wie einst die schaumgeborne Göttin, vom weichen wogenden Pfühl und lauscht dem wilden Schlachtenlärm, der über sie hinwegbraust.

Es sind die Freudensalven, die über den See hindonnern, sie gelten dem „Sieg“ von Deutschwagram. — — Und seit acht Tagen schon war Öster-

reichs Heer vernichtet, seine Kraft gebrochen; — am 12. Juli hatte Napoleon die Artikel des Waffenstillstandes von Znaim diktiert.

So scherzt die Weltgeschichte. Sie hat nur „vergiftete“ Pfeile. Ihre Formen sind für uns winzige Menschen zu gigantisch, ungeheuerlich: Ihr Lachen schüttert Städte ein, — ihr Spott reißt Völker in den Staub, — ihr Hüpfen zermalmt ganze Länder und jeden ihrer Fußstapfen füllt ein See von Blut.

II. Band.

„Ihr tatet wohl, kein Mensch kann Euch drum schelten."

Schiller's Tell.

I.

Die Vorarlbergischen Herrn Stände haben zur „Bedeckung der dringendsten Bedürfnisse ein „Geldanlehen auf den Kredit inländischer Privaten „zu eröffnen als nötig erachtet und den Herrn Am- „man, Beamter in Dornbirn, Herrn Baptist Streicher „von Ems, Herrn Heinrich Blum von Fußach, dann „Herrn Johann Josef Ganahl von Feldkirch als Nego- „ziateurs ernannt."

„Dieselben haben sich also ohne Anbringung einer „ablehnenden Vorstellung am 26. d. bei der zu Bre- „genz niedergesetzten Anlehens-Regulierungs-Kom- „misson einzufinden und sich mit solcher über diesen „Gegenstand in's Einvernehmen zu setzen."

„Bregenz, den 23. Juli 1809."

„K. k. österr. General-Kommissariat in Vorarlberg."

„Es ist nichts anderes mehr zu tun," sagte der Generalkommissär, indem er seinen Namen unter die Schrift setzte, die er noch einmal flüchtig durchgelesen,

„Geld muß um jeden Preis geschafft werden. Die allerdringendsten Auslagen sind auf wenigstens vierundzwanzigtausend Gulden aufgelaufen und noch immer kommt von der Regierung kein Kreuzer.“

Hauptmann Stecher, der als Kurier von Major Teimer gekommen war, rückte verlegen hin und her, als wenn der Vorwurf ihn selbst getroffen hätte.

„Ich glaube, daß es dem Herrn Intendanten ebenso ergeht,“ sagte er endlich, „wenigstens hat er mir aufgetragen, Ihnen auf Ihre Reklamationen die Worte Ihres Anstellungsdekrets vom Juni in's Gedächtnis zu rufen, wornach Sie befugt sind, öffentliche oder Privatanlehen mit Güte oder Gewalt zu machen und das Geld ganz nach Gutdünken zu verwenden, ohne darüber Rechenschaft legen zu müssen.“

„Was nützt mir die Befreiung von der Rechenschaft über Verwendung von Geldern, die nicht vorhanden sind? Ich weiß nicht, wo noch Kredit zu finden ist. Wenn das Mittel, das der Landtag gestern beschlossen, nichts hilft, wenn sich die reichsten Einwohner des Landes weigern, Privatkreditscheine von fünfzig — hundert und zweihundert Gulden herzugeben, damit auf dieselben ein Anlehen im Auslande negoziert werden könne, so bin ich mit meinem Latein zu Ende. Ich kann ihnen doch unmöglich Exekution in's Haus legen, da hier nur von freiwilligen Leistungen die Rede sein kann.“

„Aber Se. Majestät werden alles bis auf den letzten Kreuzer zurückerstatten,“ wandte Stecher ein.

„Se. Exzellenz hat es wiederholt versichert, und es solle Niemand Angst um seine Forderungen haben, Niemand werde zu Schaden kommen.“

„Das habe ich gestern dem Landtage alles gesagt,“ erwiderte Schneider, indem er auf seinem Schreibtische mehrere Papiere zusammensuchte, „und doch wie schwer hat es gehalten, ihm die Entscheidung zu entreißen und mir selber ging es nicht leicht von der Hand, die Kommissionen zur Regulierung und Negozierung des Anlehens einzuberufen, das haben Sie aus dem Datum des Befehls ersehen. Gestern ward er ausgefertigt und erst heute konnte ich mich zur Expedition entschließen. Die Entlassung des Landsturmes, welche die Stände gestern ebenfalls beschlossen, wird unruhig Blut genug machen. Dazu das Anlehen und nun kommt Ihr noch und beruft die Truppen ab. Allzuviel auf einmal.“

„Die Truppen sollen ja aber nur abrücken, damit der General von Buol seine ganze Streitkraft bei Brixen konzentrieren könne,“ gab Stecher ausweichend zurück. „Man sollte doch denken, daß das allgemeine Aufgebot hier jetzt genügen sollte, um das Land zu schützen.“

„Das sagt Ihr, wo Ihr doch wisset, wie die Ausschüsse schon allarmiert sind, und bei jedem Anlaß gleich über Verrat schreien?“ rief Schneider lebhaft. „Hat es mir doch Mühe genug gekostet, den Aufstand im Allgäu zu unterdrücken. Der Förster Reiter, den ich gestern unter Eskorte mit den übrigen Kriegsgefangenen nach Innsbruck schickte, hat seine Sache

gut genug gemacht. Ich glaube, daß er schon als Müllers Adjutant eine doppelte Rolle spielte und daß er es war, dem wir es am 17. verdankten, unsern Überfall in ein hartes Gefecht verwandelt zu sehen. Jeden Schritt, den wir taten, wußte der Feind. Jetzt hat er das Erbe Müllers angetreten und das Volk gegen mich aufgewiegelt, als sei ich der Ehrgeizige, der das Land in's Unglück reite, der Müller entfernt habe — den fähigen Müller, ich der Unfähige — weil er mir die Wage hielt, — der mit einem Worte das Verderben Aller herbeiführe. Nur der Entschiedenheit, mit der ich auftrat, ist es gelungen, diese drohende Emeute zu dämpfen. Der Förster ist arretiert und abgeführt, die andern haben Furcht, aber glaubt mir, es ist schon ein schlimmes Zeichen, daß es so weit kommen konnte — es gährt im Volke und man sollte es nicht unnütz reizen. Und unnütz ist es, die wenigen Soldaten einzuberufen, den Herrn General werden sie nicht sonderlich verstärken und sonst wüßt' ich keinen Grund, da Ihr doch fest behauptet habt, mit dem Waffenstillstand sei es nichts."

„Ich kann nur die frühern günstigen Nachrichten von den Siegen der Armee bestätigen. So wie Euch von Graf Reisach, wurde auch dem Herrn Intendanten und dem Herrn General in der verächtlichsten Weise durch einen parlamentierenden „Bauer" ähnliche Mitteilungen betreffs des Waffenstillstandes zugesendet, die von gleichen Aufforderungen zur Unterwerfung begleitet waren — aber sie haben beide dahin geantwortet, sie wüßten noch nichts von einem

Waffenstillstand und könnten keine Befehle vom Feinde annehmen. Die Feindseligkeiten seien jetzt ohnehin eingestellt, aber räumen würden sie gewiß auch keine Handbreit Landes, wenn sie nicht von ihren eigenen Behörden den Befehl dazu erhielten."

„Was sind das aber für Hin- und Herredereien?" rief Schneider unmutig, und wozu wären sie gut, wenn wirklich kein Waffenstillstand abgeschlossen wurde? Wenn ich Euch sagen soll, wie mir um's Herz ist, so erschreck' ich selber, denn in meiner Brust ist's, wie ein Verließ voll Kröten und Schlangen und ich scheue mich einen Lichtstrahl hinein fallen zu lassen, ich mag's nicht sehen. Es wäre zu entsetzlich, wenn am Ende doch noch alles zu Grunde ginge, was mit so viel Opfern hergestellt wurde. Und noch wäre der materielle Schaden der kleinere, viel weitgehender wäre der moralische. Zerrissenheit, Verlust des Glaubens und Vertrauens bei einem ganzen Volke wären die schrecklichen Folgen.

Er schwieg eine Weile, auf seinem edlen Antlitze war der Widerschein des Kampfes zu erkennen, der sein Inneres durchwühlte. Dann nahm er von seinem Schreibtische einen Druckbogen auf. Es war die Proklamation des königlichen Generalkommissärs vom Illerkreise — wozu ja auch Vorarlberg gehörte — der Graf von Reisach-Steinberg, der an die Stelle des königlichen Generalkommissärs von Merz, — welchem die Räte von Kempten seiner feigen Flucht vor den Tirolern wegen den Gehorsam versagten, als er wieder zurückkehrte, — versetzt worden war.

Sie enthielt auf der ersten Seite einen Aufruf an die Vorarlberger, sich zu unterwerfen, auf der zweiten eine kurze Relation über die dem Waffenstillstande vorhergegangenen letzten Ereignisse und auf der dritten die zu Znaim ausgefertigten Artikel desselben. Graf Reisach ermahnte die Vorarlberger, diese letzte warnende Stimme zu hören und versprach ihnen die Gnade des Königs zu sichern. — Es war dies freilich ein Dokument, dem man äußerst schwer den Glauben verweigern konnte und doch waren die Verhältnisse dazu angetan, daß es von der großen Menge geradewegs für falsch erklärt, von den Denkenden wenigstens großenteils noch angezweifelt wurde. — Wie sollte aber auch ein Volk, das seit Monaten durch alle möglichen Mittel allmählig bis zu den höchsten Opfern und Kraftanstrengungen aufgestachelt worden war, so rasch an diesen ungeheuren Situationswechsel glauben lernen? Weit eher galten die Verbreiter dieser Nachrichten für Verräter und diese selbst konnten sich nicht so leicht an den Sturz all ihrer Pläne und Hoffnungen gewöhnen. Wie Schneider, so wollten auch die meisten andern bis zum letzten Moment an ihrem Vertrauen festhalten, die Einsicht, die ihnen früher als dem Volke kam, wehrten sie mit einer wehmütig baugen Hast von sich ab, sie wollten, wie Schneider von sich sagte, die Wahrheit nicht sehen.

Nur ein ganz kleiner Teil von ängstlicheren Bürgern, zu denen sich — freilich aus weit edleren Motiven, in ruhiger klarer Einsicht und aus inniger Liebe zum Lande — einige Beamte und Priester, wie Metz und

der Stadtpfarrer Steger gesellten, rieten fortwährend auf ausgleichende Schritte, auf kluges Entgegenkommen und zur Auflösung der als schwere Last drückenden Landesverteidigung.

Indes der Generalkommissär bei Oberhoffsteg neue Verhaue schlagen ließ, waren die Lindauer schon so sehr von der baldigen Invasion in Vorarlberg überzeugt, daß täglich neue und immer dringendere Handelsbriefe das Retten der in Bregenz gestappelten Waren in die Schweiz verlangten und aus der Schweiz kamen erneuert Boten an Schneider, der dort viele Bekannte und Freunde besaß, die ihn warnten und die Waffenstillstandsnachrichten bestätigten.

Jetzt wies Schneider auf den 4. Artikel dieses Vertrages.

„Wenn der Artikel nicht wäre,“ sagte er mit tiefem Nachdenken, „so könnt' ich fast selber an den Abschluß glauben. „Die Abteilungen von österreichischen Truppen, die sich in Tirol und im Vorarlbergischen befinden, werden diese beiden Provinzen räumen. Das Fort von Sachsenburg wird den französischen Truppen übergeben werden.“ — Die Unmöglichkeit dieses einen Artikels macht das Ganze unmöglich, wenn ich auch glauben könnte, daß der Kaiser all seine innerösterreichischen Provinzen dem Feinde preisgeben sollte. In diesem Artikel liegt Widerspruch genug, um einen ganzen Waffenstillstand zu läugnen. Meine Schweizer Freunde behaupten auch, daß Tirol und Vorarlberg nicht geräumt werden soll. Eins oder das andere. Ich darf nur das Bessere

glauben," und mit einem schwermütigen Blicke, der sichtlich den Worten widersprach, raffte er die Papiere, die er früher zusammengelegt hatte, auf und nahm seinen Hut. „Lebt wohl, Herr Hauptmann," sagte er, „ich muß jetzt in die Sitzung der Stände hinüber; was sie auch entscheiden mögen, Ihr sollt es nach Tirol melden. Für mich ward Ihr schon einmal der Freudenbote und ich will auch diesmal glauben, daß Ihr wahr spracht, als Ihr gestern dem jubelnden Volke zugerufen, Ihr brächtet lauter gute Nachrichten. — Nach der Sitzung auf Wiedersehen."

Eine Stunde später kam eine Deputation des Landtags in den Gasthof zum goldenen Adler, wo Major Nachbauer, Hauptmann Tschanett und noch mehrere andere der in Bregenz anwesenden Offiziere versammelt waren und eine Art kriegerische Oppositionssitzung gegen die Friedensberatungen im Kreuze gegenüber bildeten.

„Fangt die Geschichte mit den Deputationen schon wieder an?" fragte Nachbauer, der sich an die Zeit in Brederis vor dem zweiten Aufstande und dem Gefechte von Hohenems erinnerte und das spöttische Lachen und Rufen der andern Offiziere war eben nicht aufmunternd für den Sprecher der Abgesandten. Doch nahm er kühn das Wort und ließ sich durch die anfangs häufigen, dann aber immer seltener werdenden Einwürfe und Unterbrechungen nicht irre machen.

In eindringlicher Rede stellte er den Versammelten vor, daß General Beaumont mit zehntausend Mann

im Anmarsche, bereits Memmingen passiert habe und ihm die abscheulichsten Aufträge zur Behandlung Vorarlbergs erteilt worden seien. Er wies auf die Proklamation des Grafen Reisach hin, worin gesagt war, wie die schönen, glänzenden, vorgespiegelten Aussichten jetzt verschwunden seien und „der große Kaiser" Österreichs Kräfte gelähmt habe. Er brachte ein Blatt der Augsburger Zeitung zum Vorschein und verlas daraus die niederschlagende Nachricht, daß Napoleon befohlen habe, Bregenz, Feldkirch, Innsbruck und Brixen als die Hauptsitze der Insurrektion gänzlich zu ruinieren, welcher Befehl in dem General Grafen von Beaumont, wie er bemerkte, einen nur zu bereitwilligen Vollstrecker finden dürfte. Der Landtag habe nur in Anbetracht dieser bedenklichen Lage und des anscheinend denn doch abgeschlossenen Znaimer Waffenstillstandes sich dahin entschieden, einstweilen Zeit zu gewinnen, und daher einen Parlamentär nach Lindau abzusenden der bei dem dortigen Militärkommandanten und bei Graf Reisach einen viertägigen Waffenstillstand auswirken solle. Während dieser Zeit sollte man sichere Nachrichten einzuziehen suchen und könne weitere Beschlüsse fassen. Auch wäre es wünschenswert, wenn die Offiziere ihre Leute einstweilen schon vorbereiten und zum allmäligen Nachhausegehen bereden wollten."

„Halt!" rief hier Nachbauer und ein allgemeines Geschrei unterbrach den immer zuversichtlicher gewordenen Redner. „Halt!" sagte Nachbauer und schüttelte abwehrend die Hand. „Daraus wird nichts; die

Ausschüsse sind da und wenn sie die Herren Stände wieder daheim haben wollen, so sollen sie ihnen selber heim zünden, wir geben uns dazu nicht her. Das hieße ja gerade auf halbem Weg umkehren! Ist's nichts mit dem faulen Frieden, so soll sich der wälsche General nur den Schädel einrennen, ist's aber was, dann wird man für uns schon gesorgt haben und uns bleibt noch Zeit genug, in unsere Friedensquartiere heimzukehren. Meine Buben — so viel weiß ich — werden bis dahin kein Heimweh nach der Schule und dem Lineal verspüren."

„Recht so! Wir verspüren auch keins! Nichts zureden!" so klang's heftig durcheinander und es währte eine ganze Weile, bis der Bote des Landtags wieder zu Worte kam.

„Es ist ja auch nur so gemeint," wollte er beginnen, aber der wackere Schulmeister fuhr ihm abermals dazwischen.

„Wer meints?" fragte er, „meints auch der Generalkommissär? Aha! Ihr seid verlegen, Ihr stottert. Gebt Euch keine Mühe — ich weiß es schon, daß der's nicht so meint. Er ist ein echtes Vorarlberger Kind und steht im Feuer wie von Eisen. Der will gewiß nicht, daß wir unsere Stutzen hinter's Oefle stellen, und unser Pulver, das schwer genug hereingeschwärzt worden, auf Hochzeiten verpuffen. Dazu brauchts all das Blei nicht, das wir zusammengeschleppt haben."

„Und wir haben noch mehr," rief einer der übrigen.

„Richtig," stimmte Nachbauer bei, „und damit die vier Tage nicht verloren seien, wollen wir sie dazu nützen, Blei zu sammeln und Kugeln zu gießen, Denn die vier Tage, die sind gut, dabei bleibt's."

„Was brauchen wir einen Waffenstillstand?" schrie Hauptmann Tschanett, derselbe, der schon beim ersten Rückzuge so wütend gewesen und das Depot sprengen wollte. „Je früher sie an uns kommen, desto besser. Wir schlagen den Hunden die Köpfe ein und die Waffen aus der Hand und jagen sie zum Teufel, dann giebt's Stillstand genug."

„Aber das ist am Ende doch auch nicht ganz sicher," wagte der Abgeordnete der Stände einzuwerfen. „Der Feind umschließt Tirol und Vorarlberg mit sechzig bis siebzig Tausend Mann — wollen das die Herren bedenken und wenn der Herr Generalkommissär Graf Reisach die Wahrheit . . ."

„Der Doktor Schneider ist unser Generalkommissär, wenn Ihr's vergessen habt," fiel Nachbauer dem Redner schneidend in's Wort. „Übrigens mit dem Waffenstillstand, wie gesagt, mags sein, in der Zeit kommt wohl ganz sichere Nachricht aus Innsbruck. Schickt in Gottesnamen Euern Parlamentär an wen Ihr wollt und nun sagt den Herren Ständen einen schönen Gruß von uns und sie mögen sich das Mittagsmahl wohl schmecken lassen. Es schlagt eilf." —

Die Stände aber mochten an diesem Tage nicht viel Vergnügen an ihrem Mittagstische fühlen, denn das, was von ihren Beschlüssen in's Volk gedrungen

war, hatte dasselbe nicht günstig gegen sie gestimmt. Der Parlamentär ging noch um Mittag ab, von da an aber wuchs der Unmut unter den einrückenden und durchmarschierenden Scharen des Landsturms, die schon nach dem gestrigen Beschlusse nach Hause beordert waren, von Stunde zu Stunde. Alles murrte und nachgerade jeder Bauer führte das Wort Verrat im Munde. Sie begriffen nicht, daß das längere Verweilen solcher ungeordneter unexerzierter Landsturmhaufen in der Verteidigungslinie eher von Schaden als von Nutzen sei, die Bevölkerung von ihrer Arbeit abziehe und die Gemeinden, bei denen sie einquartiert waren, mit erdrückenden aufreibenden Lasten beschwere.

Als die Stände am Nachmittage ihre Beratung fortsetzten, wuchs das Getöse und Getümmel auf den Straßen immer mehr an, so daß sie nur in der größten Unruhe ihre Beschlüsse fassen konnten. Der städtische Rentmeister Kayser verlangte ungestüm seinen Austritt aus der Schutzdeputation und da sich kein anderer als Ersatzmann willig fand, so wurde für gut befunden, die Schutzdeputation geradezu ganz aufzulösen und um dem Generalkommissär doch eine beratende Versammlung an die Seite zu geben, von jedem Stande einen Vertreter für beständig in Bregenz zu lassen.

Die Aufregung unter dem Volke stieg noch immer und bedrohte die Stände und den Generalkommissär mit offener Gewalttätigkeit, als abermals ein Kurier vom General Freiherrn von Buol anlangte und einen

Befehl des Erzherzogs Johann, datiert Hauptquartier Teltsch am 19. Juli überbrachte, der an den General gerichtet, lautete:

„Da es sein kann, daß Ihnen ein feindlicher „Parlamentär den Befehl überbringe, Tirol in Folge „eines Waffenstillstandes zu räumen, so haben Sie „selbigem nicht nachzukommen, ausgenommen, er „wäre von mir unterzeichnet. — In Rücksicht des „Pulvers wird man sie möglichst unterstützen, sobald „die Verbindung durch Kärnten gesichert sein wird.“

Dieser Befehl wurde für die Versicherung angenommen, es sei de facto kein Waffenstillstand abgeschlossen worden und die Nachrichten davon wären nur eine Kriegslist des Feindes, um sich mit geringeren Opfern in den Besitz des Landes zu setzen. Ja der Nachsatz betreffs der Pulversendung klang sogar wie die Anfeuerung zum ungebrochenen Widerstande auf lange hinaus, zu dem endlich die so lange schon versprochenen Mittel geliefert werden sollten, sobald nur der Transport ohne Gefahr vorgenommen werden konnte.

Begreiflicherweise bestärkte diese Nachricht das Volk noch mehr in seiner Renitenz gegen die Befehle der Stände, deren Friedensabsichten jetzt als offenbarer Verrat gekennzeichnet wurden. Selbst die Niedergedrückten fühlten sich wieder aufgerichtet und jubelnd mit lauten Lebehochrufen auf den Erzherzog Johann, mit Verwünschungen gegen die Verräter, kehrten die auf dem Heimwege befindlichen Landsturmkompagnien wieder um und rückten auf ihre frühern Posten zurück.

Der Parlamentär brachte abends von Oberstleutnant Lalanse, der in Lindau kommandierte, ein in den höflichsten Ausdrücken gehaltenes Schreiben an Schneider, worin er seine Überzeugung aussprach, daß Prinz Paul, an den er das Gesuch weitergesendet, ohne Zweifel den Waffenstillstand zugestehen werde, ebenso versprach er das Schreiben an den königlich bayrischen Generalkommissär Grafen Reisach zu übergeben, sobald derselbe von seiner Reise zurückgekehrt sein werde.

In derselben Nacht noch kam ein würtembergischer Parlamentär mit der Bewilligung einer nicht bloß vier-, sondern achttägigen Waffenruhe.

Diese Einwilligung zur Kenntnis zu nehmen, versammelte sich am Morgen des 25. der Landtag und der Generalkommissär fand es angemessen, auch den kaiserlichen Hauptmann Baron Juritsch und sämtliche anwesende höhere Schützenoffiziere der Sitzung beizuziehen.

Auf den Straßen hatte sich schon vom Morgen an eine drohende Spannung kundgegeben, einzelne Deputierte wurden verhöhnt. Unter die Gruppen mengten sich jene besitz- und charakterlosen Individuen, die wie Raben am Vorabende der Schlacht erscheinen, lüstern nach Beute und mit ihrem häßlichen Gekrächze die entfesselten Leidenschaften noch höher anfachen. Das bravste Volk hat solche Auswürflinge unter sich und leider gelingt es ihnen, gerade die schönsten Regungen zu mißbrauchen und dort, wo von wallendem Blut die ruhige Einsicht verblendet wird, ihren tückischen Ratschlägen Gehör und Befolgung zu verschaffen.

„Wir wollen sehen, wie teuer sie uns verkaufen! Sie sollen uns ihre Verhandlungen vorlegen! Wir wollen auch mitberaten!“ so tönte es im tollsten Gewirre, erst von Einzelnen ausgesprochen, bald von der Menge als Losungswort erfaßt, immer einstimmiger, immer lauter. Das wüste Geschrei wurde zum Geheul und ehe sich die trägere Masse noch in Bewegung setzte, standen schon fünfzehn Mann von der Rankweiler Kompagnie mitten im Beratungssaal, wo der Landtag kaum erst seine Sitzung eröffnet hatte.

„Die Schriften her!“ donnerten sie der bestürzten Versammlung zu, „wir wollen wissen, was Ihr mit dem Feinde verhandelt habt. Die Schriften her!“ Es war unmöglich, in dem rasenden Lärm sich verständlich zu machen. Die Offiziere bemühten sich vergeblich, den Wütenden zu wehren, diese aber waren vollkommen bewaffnet, die Hähne gespannt und die Finger am Züngel, jeden Augenblick konnte ein unvorsichtig abgefeuerter Schuß das Signal für ein blutiges Massakre geben, in dem das erhitzte, wutberauschte Volk seine eigenen Freunde und Brüder niedergemetzelt hätte.

Diesen drohenden Moment wendete Schneider, indem er rasch entschlossen mit dem ganzen Pake Akten, der vor ihm auf dem Tische gelegen, die Mauer durchbrach, welche die Offiziere gegen die Eingedrungenen gebildet hatten und ihn dem vordersten der Schützen entgegenhielt.

„Tut's ihnen nicht!" rief Nachbauer abwehrend, „es sind Meuterer und ihr seid die Behörde, die ihnen keine Rechenschaft schuldig ist. Sie müssen gehorchen."

„Nicht so," entgegnete Schneider mit edlem Stolze und vor Aufregung zitternder Stimme, bei deren Klange alles schwieg, so groß war trotz des übermäßig gesteigerten Unwillens noch immer die Achtung vor dem außergewöhnlichen Manne, „nicht so! Ich bin keine Behörde gegen, sondern für das Volk und aus demselben. Und wenn sie mir den Gehorsam aufsagen, so bin ich meines Befehles enthoben. Ich scheue keine Prüfung meines Tuns. Da sind alle Akten, nehmt sie und untersucht sie nur recht, sie werden meine beste Rechtfertigung sein. Ich will euch noch einen Rat mitgeben. Die Akten sind französisch geschrieben, geht zum Interpret Weinhardt und laßt sie Euch verdolmetschen und jetzt verliert keine Zeit. Eure Kameraden draußen lärmen immer wilder, laßt sie nicht warten, damit wieder Ruhe werde."

Die erst noch so wilden Eindringlinge hatten alles Drohende verloren, verlegen und beschämt zogen sie sich zurück, aber draußen empfing sie das Freudengeheul der Menge, die stolz auf ihren Sieg die kecken Verfechter begrüßte und mit ihnen lärmend zum Dolmetscher zog.

Indessen drängten sich alle Glieder der Versammlung um Schneider, den jetzt gerade diejenigen mit den größten Vorwürfen überhäuften, die früher am meisten erschrocken waren.

„Die Situation ließ mir keine Wahl," sagte Schneider trübe und ein tiefer Zug der Wehmut lag um seinen schönen Mund, der lange nicht mehr gelächelt hatte. „Wir sind nicht starre Männer der Regierung, die es für recht finden, dem Aufruhr einer Provinz zum Wohle des Staates oder vielmehr der Dynastie entgegenzutreten — ich bin kein Alba. Umsomehr war mein Nachgeben angezeigt, als es jede drohende Gefahr augenblicklich abgewendet hat und uns Zeit gönnt, Maßregeln zu ergreifen, die eine Wiederholung solcher Szenen hintanhalten. Der Landtag muß gesichert werden, sonst kommt es beim nächsten ähnlichen Auftritt zu Gewalttätigkeiten, ja zum Blutvergießen. Die Achtung gegen die Stände muß erzwungen werden. Die Achtung gegen mich hat mit der öffentlichen Ordnung nichts gemein. Ich bin ein einzelner Mann, der unbedenklich preisgegeben werden muß, wie man Jonas über Bord warf, als das ganze Schiff bedroht war. Ich habe es gesagt — wenn man mir das Vertrauen und den Gehorsam kündigt, so entsetzt man mich meiner Befehlshaberstelle. Aber noch einen Befehl will ich geben und der soll befolgt werden. Die kaiserlichen Truppen halten sich bereit und meine Husaren und Dragoner sollen satteln, damit sie auf jeden Wink bereit sind, auszurücken und die bedrohte Ordnung wieder herzustellen, und sei es mit den schwersten Opfern. Die Beratungen und Beschlüsse des Landtags müssen frei und unbeeinflußt bleiben. Damit aber auch die Menge wisse, wie hier nur das allgemeine Wohl maßgebend

ist, so geht mein Vorschlag dahin, die Herren Stände mögen selber je zwei Deputierte, die von jeder Kompagnie gewählt würden, als Zeugen zu ihren Verhandlungen beiziehen. Auf diese Weise übt die Landesverteidigung eine nicht beschränkende Kontrolle aus, der Landtag ist vor jeder Gewalttätigkeit sicher und die Menge wird sich beruhigen, indem sie die Überzeugung Ihrer redlichen Absichten schöpft."

Der letztere Vorschlag wurde einstimmig als ein trefflicher akzeptiert und alle eilten, Schneider ihrer Hochachtung und ihres Vertrauens zu versichern und ihn von dem zwar noch nicht ausgesprochenen, aber doch angedeuteten Vorsatze abzubringen.

Er aber schüttelte schmerzlich bewegt das Haupt und erwiderte nur:

„Ich bin nicht Generalkommissär der Stände, sondern des Landes Vorarlberg. Ihnen danke ich für die Beweise ihrer Zuneigung am besten, indem ich Ihnen das Vertrauen des Volkes zurückgebe", und ohne eine weitere Entgegnung abzuwarten, verließ er den Saal. Bald darauf folgten ihm die anwesenden Landmajore und Hauptmann Baron Juritsch, und suchten ihn in seiner eigenen Wohnung auf.

Sie fanden ihn trübe gestimmt und seine Papiere ordnen, er war fest entschlossen und kein Zureden vermochte seinen Willen zu beugen.

„O es ist keine kleinliche Empfindelei, die mich bei dem ersten Hindernis dazu bewegt, alles im Stiche zu lassen. Daß ich nicht einer solchen überfeinerten Regung nachgebe, habe ich schon bewiesen,

als ich mir im Allgäu Gehorsam erzwang, als ich vor wenigen Tagen erst den würtembergischen Förster mitten aus der empörten und gegen mich persönlich gereizten Bauernmenge mit ruhigem Griffe herausholte. Heute ist's ein anderes. Ich weiche der Notwendigkeit. Gäbe der Himmel, es müßte nicht in so schwerem Augenblicke sein, wo ich gern mein Bestes für das Land getan hätte."

Indessen waren die zwei in Bregenz stationierten Feldkircher Kompagnien ausgerückt. Sie versammelten sich am Ufer des Sees nächst der Stadt auf dem sogenannten Ried. Aber die ganze stürmisch bewegte Volksmasse strömte mit. Die verdolmetschten Aktenstücke hatten sie zwar von dem vorwurfsfreien Vorgehen im Landtage überzeugt, aber die erhitzten Köpfe gaben sich nicht so leicht zur Ruhe und das Spektakel, das ihnen die Ausrückung der Schützen bot, war ihnen um so willkommener, als sie dadurch neue Veranlassung zum Lärmen und Drohen zu haben glaubten. Der Zweck dieser Allarmierung war ihnen ja unbekannt und die herumschleichenden Taugenichtse, die denn doch noch eine Gewalttätigkeit gegen das Eigentum erhofften, verabsäumten nicht, das Gerücht zu verbreiten, die Schützen sollten zum Angriffe auf die Menge verwendet werden.

Es waren ganz dieselben Szenen, die sich schon zwei Monate früher ereignet hatten, nur jetzt in gesteigertem Maßstabe.

Die Offiziere als Freunde der Ordnung und Ruhe hielten an ihre Kompagnien Ansprachen, daß sie keinen

Teil an dem keimenden Aufruhr nehmen sollen und taten ihnen den Beschluß der Stände zu wissen, wornach sie je zwei Deputierte aus ihrer Mitte zu wählen hätten, die den Versammlungen beiwohnen und so das Volk überzeugen sollten, daß die Stände redliche Gesinnungen hegen und nach bestem Wissen und Gewissen ihre Beschlüsse fassen. — Auch Doktor Schneider, der Generalkommissär, fuhren sie fort, habe nicht anders gehandelt, als er nach den Umständen und als redlicher Mann handeln konnte.

Die Unterbrechungen, die schon während der ganzen Rede häufig und lärmend genug gewesen waren, nahmen jetzt in solchem Maße überhand, daß an eine Fortsetzung der Rede nicht zu denken war. Wie die Brandung des Meeres brauste der Unwille des Volkes auf und selbst unter den Schützen in Reih und Glied war ein großer Teil, der in das allgemeine Urteil mit einstimmte und den Tod des Generalkommissärs verlangte. Die Anarchie war im Ausbruche, die Mannschaft verließ ihre Reihen und die Offiziere, nicht mit der Macht ausgestattet, welche die Kriegsartikel dem kaiserlichen Offizier verleihen, sahen ratlos ihre Bemühungen vereitelt.

Jetzt wo die Wogen am höchsten gingen, mitten in die Eruption dieses Vulkanes hinein, trat der von tausend rasenden Stimmen zum Tode verurteilte Generalkommissär furchtlos und fest wie aus Erz gegossen. Er war so plötzlich in dem Karree erschienen, als sei er aus der Erde selbst emporgestiegen und mit ihm waren Nachbauer, Riedmüller, Juritsch

und noch andere Offiziere in den tobenden Krater getreten — alle, die eine Weile früher all ihre Beredsamkeit daran gesetzt hatten, Schneider von seinem Entschlusse abzubringen.

Es war ein wildes Aufkreischen der Wut, mit dem der Lärm und das wirre Geschrei ein plötzliches Ende nahm. Die Überraschung wirkte für den Moment mächtiger als der Haß. Die Menge schwieg wie ein ertappter Schuljunge, der seinen Lehrer schmäht und nun plötzlich vor sich sieht und der vor der zu erwartenden Züchtigung zusammenschrickt. Das schlimme Gewissen erregte im ersten Augenblick ein eigentümliches Gefühl der Scham. Die Pause war freilich nicht zur längern Dauer angetan, aber Schneider wußte sie rasch zu benützen.

„Hier bin ich,“ sprach er stolz, den Kopf frei erhoben, den ernsten Blick fest in die Menge hinein gerichtet, „ihr verlangt nach mir — hier bin ich!“

All die Tausend Zungen waren nun mit einemmale wieder gelöst und jede wollte die andere in Drohungen und Verwünschungen überbieten, aber es erhoben sich nur die Hände, es drohte nur die Zunge, von der Stelle rührte sich nicht einer, seine eherne Haltung imponierte und der magische Blick hielt sie gebannt, selbst das Geschrei verhallte nach einer Weile, es sank zum Gemurmel, bis jetzt eine einzelne Stimme laut und weithin hörbar rief:

„Er soll sich verantworten!“

„Ja, er soll sich verantworten!“ scholl es hinterher in tausend Stimmen, „er soll sich verantworten!

Reden, reden!“ und dann ward es wieder stille, daß man das leise Wellen des Sees an das flache Ried deutlich vernehmen konnte.

„Das ist meine Absicht!“ nahm nach einer kleinen Pause Schneider unerschütterlich ruhig das Wort, „ich bin hieher gekommen, um den beiden Kompagnien diese meine Absicht mitzuteilen, ich war nicht vorbereitet, eine so große Menge von Zuhörern zu finden, doch um so besser, nur tut es mir leid, daß die am weitesten Entfernten meine Worte vielleicht nicht ganz deutlich verstehen werden, da ich meine Stimme nicht mehr erheben kann.“

Schneider sprach nun zwar ganz ohne Anstrengung, beinahe im gewöhnlichen Tone, aber jedes seiner Worte drang dennoch auch bis zu den Entferntesten, denn seine letzte Andeutung und das vorsätzliche Verschmähen jeder Anstrengung weithin hörbar zu sein, hatten gerade die Folge, daß alles gespannt lauschte und auch das leiseste Geräusch vermied. Die Ruhe und anscheinende Gleichgültigkeit des Redners erregt in jeder Gelegenheit weit mehr Aufmerksamkeit, als das ungestüme Poltern und widerwärtige Schreien.

„Es ist noch kein Vierteljahr verflossen,“ fuhr er fort, „seit mich die freie Wahl der Stände unter eurem Zujauchzen an die Spitze des Landes rief. Der Ausbruch Eures Zornes verweist mich heute zur Rechenschaft und bedroht sogar meine persönliche Sicherheit. Was habe ich nun in diesen wenigen Wochen getan, um diese Wendung Eures Vertrauens und Eurer Neigung zu verdienen?“

„Vieles, vieles! Verrat!“ riefen einige Stimmen, aber die Menge wies sie zur Ruhe, sie wollten den Angeklagten hören.

„Es muß wohl vieles gewesen sein,“ sagte Schneider, anscheinend im vollsten Ernste mit dem Kopfe nickend, „und offenbarer Verrat ist wohl noch das kleinste meiner Verbrechen, sonst wäre ja eure Stimmung gegen mich unbegreiflich; eure Anklagen wären ja ungerecht. Und das ist doch nicht möglich. Ihr seid nicht ungerecht, nicht undankbar, ich muß Euch getäuscht, mißbraucht, verraten haben. Euer Vertrauen habe ich erschlichen schon damals, als ich, ein armer Advokat, anfing und meinen Rat gern jedem braven Manne gab, und Heuchelei war's von mir, daß ich dem Schurken jede Unterstützung versagte. O ihr seid nicht ungerecht, nicht undankbar! — Laßt weiter sehen. Ein unbefugtes Hervordrängen war's von mir, als ich vor zwei Jahren dem König in München so unumwunden sagte, was dem Lande fehle, daß ich einige Zeit in Ulm verweilen mußte und hinter Schloß und Riegel saß, ehe man mich wieder heim ließ. Wer hieß mich reden damals? Ihr nicht, sonst könntet ihr das heute nicht vergessen haben, denn ihr seid nicht undankbar.“

Schneider hielt einen Augenblick inne, er wollte warten, bis ein leises Gemurmel die Menge durchlaufen habe, dann fuhr er mit allmählig steigendem Tone fort:

„Aber das Ärgste ließ ich mir wohl zu Schulden kommen, als der Aufstand dieses Jahr ausbrach.

Da fand ich ja Gelegenheit, euch nach allen Seiten hin zu verraten. Zuerst als es noch Zeit war umzukehren, riet ich von der Erhebung ab; ich gab fälschlich vor, sie könnte ein trauriges Ende nehmen, das tat ich ja nur, weil ich ein königlicher Beamter, weil ich bayrischer Hofgerichtsadvokat war. Und da ich euch nicht zurückhalten konnte, da suchte ich dem Könige auf andere Weise zu dienen. Ich drängte mich vor, ich gab keine Ruhe, ich wendete alle, auch die unerlaubten Mittel an, an Eure Spitze zu gelangen. Oder ist's nicht so? Ich weigerte mich ja nur deshalb das Mandat von einzelnen anzunehmen, weil ich von allen Ständen gesetzmäßig gewählt sein wollte. Und als ich mein Ziel erreicht hatte, wie war da mein ganzes weiteres Vorgehen verräterisch! Ich war's ja, der euch alle Mittel in die Hand gegeben, euch wirksam zu verteidigen. Es war keine Munition im Lande, ich ließ sie erzeugen und fand Leute, die sich auf meine guten Worte herbeiließen, noch größere Mengen einzuschwärzen. — Ihr hattet keine Kanonen, ich ließ deren zwei gießen und andere, die ich nahm, wo ich sie fand, brauchbar ausbohren. Ihr hattet wenig Leute ins Feld zu stellen, nicht einmal tausend — ich habe die Ausschüsse auf elftausend, den Landsturm auf neuntausend gebracht und zumeist auch organisiert. Ihr hattet kein Geld, — ich habe das meinige bis auf den letzten Heller gegeben und meine Unterschrift — mein Privatkredit schaffte bisher die nötigen Summen. Ihr habt mit dem Feinde gerungen und ich habe mich in die

ersten Reihen, den Kugeln des Feindes entgegengestellt. Natürlich ich wußte, was ich tat — das alles war nur der Deckmantel, um darunter unbeachtet euch verraten zu können und die Lappen, aus denen dieser Bettlermantel zusammengeflickt ist, sind eben so viele furchtbare Verbrechen, die den Tod verdienen. Ihr habt ihn ja über mich ausgesprochen und folglich müssen es Verbrechen sein — ich leugne es nicht mehr, sonst würde ich euch ja den Vorwurf der Ungerechtigkeit, der Undankbarkeit machen."

Schneider hielt abermals inne, diesmal aber war kein Murmeln zu vernehmen, kein Laut — das tiefste Schweigen lag über die Menge gebreitet. Nicht einmal einer jener Elenden, die früher geschürt und gehetzt, fand mehr den Mut, eine Anklage laut werden zu lassen. Was sollte er auch gegen diesen Mann, der sich ja selber anklagte und seine Verteidigung damit weit besser führte, als mit einer langen lähmenden Beweisführung. Der bittere Sarkasmus, der in jedem seiner Worte lag, drang wie ein zweischneidiges Schwert einem jeden in die Brust. So oft der Redner die Gerechtigkeit, die Dankbarkeit der Versammelten pries, machte die Scham ihr Herz erglühen, sie mußten sich ja selber das Gegenteil gestehen. Jeder, der da von ihnen dem nun zum Ankläger gewordenen einzeln gegenüber gestanden wäre, hätte sich reuig vor ihm gebeugt und um seine Verzeihung gefleht, aber jeder schämte sich hier auch wieder vor allen andern, denen er keine Schwäche

zeigen mochte — er schwieg und unterdrückte die bessere Regung.

Schneider hatte während dieser Pause im Kreise herum und in all die betroffenen Gesichter gesehen. Sein Blick begegnete nicht mehr dem Zorn und dem Trotz und so löste sich denn auch die eiserne Rinde von seinem Herzen, ins Auge schlich ihm eine Träne der Rührung, mit weichem zur Seele dringendem Tone nahm er noch einmal das Wort:

„Euer schmerzliches Gefühl, wo ihr den Waffenstillstand für Übergabe nehmt, wo euch der ganze unermeßliche Jammer ergreift, all eure Opfer vergebens und unser liebes Vorarlberg verlassen und preisgegeben zu sehen — hat euch irre geleitet. Ihr schmäht mich und doch leide ich mit euch! — Gott allein weiß den Riß zu ermessen, den die letzten Tage in meine Seele getan — er ist unheilbar! Wenn noch etwas im Stande wäre, diesen tiefen Schmerz zu vergrößern, so müßte es der Verlust des Vertrauens meiner Mitbürger und Landsleute sein. Ohne dieses halte ich mich selber meiner Stellung als Generalkommissär, d. h. als euer Führer nicht mehr würdig. Aus den Händen des Volkes habe ich sie empfangen, ich lege sie hier wieder in eure Hände zurück. Indem ich davon dem Landtage die Mitteilung erstatte, werde ich die Einsetzung eines Kriegsgerichtes verlangen, das alle meine Papiere und meine Unternehmungen untersuchen soll. — Ich bin nicht mehr euer Generalkommissär,“ schloß er mit edlem Stolze, „aber ich will sein, was ich auch früher schon gewesen — ein

Ehrenmann; den Titel will ich rein und ohne Makel hingestellt und unangetastet sehen."

Wieder durchflog ein Gemurmel die Menge, aber diesmal war es nicht der Haß, der den Grundton bildete, sondern die Achtung.

Nachbauer und die andern Offiziere drängten sich jetzt herbei und verhinderten Schneider das Karree zu verlassen, wie er es offenbar im Sinne hatte. Sie baten ihn, wie sie es schon früher getan, seinen Entschluß aufzugeben und seine Stelle zu behalten, doch weigerte er sich entschieden. Hauptmann Baron Juritsch, dem Tränen im Auge standen, sprach jetzt so laut, daß es alle im weiten Kreise hören konnten.

„Es tut mir leid," sagte er, „daß auch ich von euch Vorarlbergern Abschied nehmen muß. Ich habe mit Stolz an eurer Seite gefochten, aber meine Befehle sind bestimmt. Der Herr kommandierende General in Tirol weist mich an, auf den Fall, daß man in Vorarlberg den Befehlen des Herrn Generalkommissärs nicht mehr unbedingt Folge leiste und überhaupt Unordnungen Platz greifen, mit meinen Truppen das Land allsogleich zu räumen und nach Tirol zu marschien.

Das Gemurmel der Menge schwoll auf diese Worte wieder an und erhielt eine mehr drohende Färbung, als in diesem kritischen Momente Hauptmann Martin Mathis vortrat und das Wort nahm. Leicht erlangte er Aufmerksamkeit, denn er war ein würdiger, allgemein geschätzter Mann, als Advokat in Feldkirch ebenso geachtet, wie als Hauptmann

seiner Schützenkompagnie, die er schon im Jahre 1796 mit Auszeichnung geführt hatte.

„Nein, die kaiserlichen Truppen sollen nicht Ursache haben, uns zu verlassen," rief er mit edlem Feuer aus. „Der Gehorsam wird unserm Generalkommissär nicht verweigert werden, kein Redlicher zweifelt an ihm. Bleiben Sie an unserer Spitze," wandte er sich an Schneider, „wir bitten Sie darum," und dann wieder zur Menge redend fuhr er fort: „Hier steh' ich heut und an der Seite unseres würdigen Generalkommissärs werde ich immer stehen, bereit für ihn gegen jeden Empörer freudig Blut und Leben einzusetzen. Und ihr meine braven Schützen, ich habe auch für euch gesprochen, denn ich weiß, die Kompagnie Mathis denkt wie ihr Hauptmann!"

„Das tun wir. Blut und Leben für unsern Generalkommissär! Er lebe hoch!" rief's aus hundert Kehlen und der Ruf schwoll an und wogte hin über das weite Ried, ein endloser Jubel schwang sich auf zu den Wolken. „Der Generalkommissär hoch! Schneider hoch!"

Schneider vermochte der huldigenden Menge nicht mehr zu wehren. Der Schwall, der die Gefühle aller bewegte und dem er früher so mutig getrotzt, hatte jetzt in das Gegenteil umgeschlagen und riß den gefeierten Mann unwiderstehlich mit sich. Umschlossen von den freudig erregten Offizieren, umdrängt von der jauchzenden überschäumenden Menge und von den Schützenkompagnien wie von einer Ehreneskorte ge-

leitet, zog er in Bregenz ein, das er vor kurzem erst mit so herben Empfindungen verlassen.

Noch einmal glänzte ihm die Sonne der Volksgunst und erhob seinen Geist über die drohenden Schrecken der nächsten Zukunft. Es war das letzte freudige Aufleben, das ihm in jener so kurzen Periode des stolzen Aufflammens eines edelmütigen Völkchens vergönnt war. Bald sollte er wie das Ländchen für den kühnen Aufschwung gestraft werden, mit dem dieser größer gefühlt und gehandelt, als seine engen Grenzen berechtigten, der ihm aber auch eine Erinnerung in den Proklamen der spanischen Junta, wie des schwedischen Königreichs sicherte. Die Geschichte Europas gedenkt seiner und sogar über den Ozean ist Kunde davon gedrungen, und Südamerika nannte in seinen Befreiungskriegen, wie ein nachahmenswertes Vorbild, den Namen — Vorarlbergs.

Schon am folgenden Tage warf das Schicksal die letzten, nur mehr an Strohhalme geknüpften Hoffnungen unerbittlich nieder. Wer den Zusammenhang der Weltgeschichte sucht, mag immerhin deduzieren, daß jenes abermalige vergebliche Ringen, daß jene neue Fessel für Deutschlands weite Länder notwendig war, um dem geknechteten Volke jene Kraft, den gedemütigten Fürsten jene Eintracht zu geben, die allein die Ketten zu sprengen vermochten; es ist dies für uns heute sehr belehrend — für unsere Väter aber fehlten die Resultate späterer Jahre noch — die jeden Rückschluß so leicht und behäbig machen — sie unterlagen grollend und sahen ihre zuckenden Arme, mit

knirschend aufeinander gepreßten Zähnen, vom neuen gefesselt.

Als der so lange peinlichst erwartete Kurier Paul Vincenz am frühen Morgen in Schneiders Arbeitskabinet trat, flog ihm dieser voll zitternder Erwartung entgegen. „Delisle! endlich! endlich!“ rief er, „was bringt ihr?“

„Geld, Herr Doktor,“ sagte der Schweizer ruhig und nicht ohne Befriedigung über den pekuniären Erfolg seiner Sendung.

„Geld? das ist viel — aber jetzt frägt sich's um mehr. Wie ist's mit dem Waffenstillstand von Znaim?“

„Ja der ist abgeschlossen,“ versetzte der junge Mann ohne Ahnung, welch fürchterlichen Klang seine Worte für den andern hatten. Was frug er nach allen Waffenstillständen der Welt, und so hatte auch dieser für ihn nur insoweit Interesse, als durch die Rückkehr Vorarlbergs unter bayrische Herrschaft und daraus erfolgende Aufhebung des Rheinkordons vielleicht schon abgeschlossene Geschäfte beeinträchtigt oder neue ermöglicht wurden.

„So ist's denn wahr?“ hatte Schneider im herzzerreißenden Wehe ausgerufen. Der Schweizer bemerkte nicht einmal die gänzliche Verlorenheit, in der Schneider auf seinem Stuhl hingesunken war. Unbefangen gab er ein kurzes Referat von seiner Reise, die sich deshalb so sehr in die Länge gezogen, weil er sowohl hin als zurück einen Umweg von hundertfünfzig Meilen hatte machen müssen, um nicht angehalten zu werden,

„Ich soll Euch sagen, Herr Doktor," erzählte er, „wie stolz Euer Kaiser auf seine Vorarlberger sei und daß er Freudentränen über ihr heldenmütiges Verhalten, über ihre Treue gegen ihn und sein Haus vergossen habe. Das ist überhaupt ein recht lieber freundlicher Herr, hätte mir einen Kaiser nicht so leutselig vorgestellt. Wie gemütlich er mit mir sprach und gerührt war er, wie ich ihm von dem Enthusiasmus und der Liebe hier für Euer altes Herrscherhaus erzähte — bi Gott's! ich sah selber die Tränen ihm über die Wangen herunterlaufen. Er will Euch gar wohl und hat auch gleich alles getan, was sich tun ließ, er wolle dem Lande eine Million von den englischen Subsidien zuwenden. Auch der Erzherzog Karl will die Aufstellung von vierhundert Kavalleristen aus seiner Privatschatulle übernehmen — sie sollen nächstens aus Tirol kommen. Der Herr Erzherzog, der ist schon mehr ernst . . ."

„Wozu sollen alle diese Versprechungen jetzt noch?!" unterbrach Schneider die Mitteilungen rauh und seine Stimme klang bitter und ironisch, „wie vertragen sie sich mit dem 4. Artikel des Waffenstillstandes?"

„Ja dazumal," erklärte Delisle, „als man mir all diese Zusagen machte, war der noch nicht geschlossen. Ich verließ das Hauptquartier während der Schlacht bei Wagram, in der Nacht vom 11. auf den 12. Juli. Ihr müßt aber wissen, daß diese Schlacht auch so mörderisch war, daß die bei Aspern nur ein leichtes Vorpostengefecht dagegen gewesen. Das haben mir alle gesagt, die was davon gesehen.

Kam später mit mehreren von ihnen zusammen, da ich in Prag wartete, bis mir der Herr Kreisrat Anreiter die Wechsel auf Augsburg und Hamburg übergab. Sie sind in drei Tratten fällig, lauten auf 75.000 Gulden, aber sie sind nur im Wert von zweiundsiebzigtausend, denn das Giro . . ."

Hier unterbrach Schneider, der sich mit einer mächtigen Anstrengung wieder aufgerafft hatte, den kalkulierenden klugen Kaufmann abermals.

„Erlaßt mir jetzt die Berechnungen, Delisle," sagte er finster, „meine Stimmung ist nicht darnach. Ich wollte Ihr hättet, so notwendig es uns auch ist, lieber keinen Knopf Geld, dafür aber bessere Nachrichten gebracht. Doch Ihr hattet ja noch einen Auftrag, wie es bis jetzt scheint, ist — auch der mißglückt?"

„Auch der!" sagt Ihr. „Weshalb sagt Ihr „auch der," Herr Doktor? ist ja doch der erste und wichtigste vollkommen gelungen. Bringe ich doch Geld, mehr als ihr braucht."

„Ja, ja, ich versprach mich nur," lenkte Schneider, den das Geschwätz verdroß, ein. „Wie ist's, habt Ihr ihm unsere Anerbietungen mitgeteilt? was sagte er zu der Aufforderung? wollt' er nicht nach Schwaben kommen mit seiner Kavallerie und seinen Kanonen — ach! es ist freilich fast zu spät," rief er schmerzlich aus, „hätten wir diese Unterstützung früher gefunden, wir wären unüberwindlich geworden und ganz Deutschland hätten wir erlöst. Die Schlacht bei Wagram

hätte keinen Waffenstillstand von Znaim im Gefolge gehabt!

Schneider, den sein Gefühl fortgerissen, hielt erregt inne, erst des Schweizers Antwort erinnerte ihn wieder an die Frage, die er getan.

„Man sieht's," sagte dieser, „wie sehr Ihr hier außer aller Welt lebt, abgeschieden, als wäre Vorarlberg eine Insel im stillen Meere. Jeder Ton von draußen dringt erst nach vielen Jahren herein, als wenn Ihr mitten drin im alten Europa säßet. Das kommt alles davon, weil Ihr so weit von der Reichshauptstadt entfernt seid, daß man dort auf Euch beinahe vergißt. Ich begreife nicht, weßhalb Ihr Euch so wehret, zu Baiern zu gehören, da seid Ihr ganz nah an München und braucht für Eure Bedürfnisse keinen Zoll zu zahlen, da Ihr sie doch zumeist von drüben bezieht. König oder Kaiser, das ist doch eins, wenn Ihr schon einmal die Freiheit nicht vertragen könnt. Als die Schweiz ihr Blut vergoß, da taten wir's für uns alle und nicht für einen einzigen. Wir wollten gar keinen Herrn — Ihr vertauscht ihn nur. Mag er noch so freundlich sein — er bleibt doch ein — Herr.

„Laß Euer Politisieren sein — unsere Treue und Anhänglichkeit versteht Ihr eben nicht," wich Schneider unangenehm berührt aus. „Ihr solltet mir von Schill sagen."

„Das ist's ja eben, weshalb ich sage — Ihr seid hier auf einer verzauberten Insel. Der Schill ist schon lange tot."

„Tot!“ rief Schneider erschüttert.

„Ja und Ihr wißt nichts davon,“ fuhr Delisle fort, „und er war doch schon lange tot, als Ihr mich zu ihm sandtet. Da hatt' ich freilich gut fahren und konnt' ihn nicht erreichen mit meiner Botschaft. Am 31. Mai fiel er in Stralsund, aber zuvor hat er noch selber einen holländischen General getötet. Es muß ein Teufelskerl gewesen sein und der König Jerome in Westphalen hat gar zehntausend Franks auf seinen Kopf gesetzt. Wär' ich zu jener Zeit nur in Stralsund gewesen, es hätte sich vielleicht mit dem toten Kopf ein schönes Geschäft machen lassen.“

Schneider wandte sich mit Widerwillen von dem spekulativen jungen Geschäftsmanne und trat zur Türe, um nach seinem Adjutanten Sander zu rufen.

„Lieber Sander,“ sagte er zu dem Eintretenden. „Ihr müßt Euch gleich fertig machen und mit dem Herrn Paul Vinzenz hier nach Innsbruck reisen. Findet Ihr Se. Exzellenz den Herrn Intendanten nicht dort, so eilt ihm nach, wo er eben sein mag, und Herr Vinzenz mag in Innsbruck Eure Rückkunft erwarten. Baron Hormayr soll über das Geld bestimmen, ich mag in dem gegenwärtigen Augenblicke nicht die Verantwortlichkeit für eine solche Summe übernehmen. Der Herr Baron möge mir nur wenigstens die vierundzwanzig Tausend Gulden überlassen, die ich zumeist an die ausländischen Lieferanten schulde, und über die ich schon eine Spezifikation an ihn eingereicht habe, um die Deckung zu erhalten. Die Vorarlberger können im Notfalle noch warten.

Er gab den beiden noch einige nähere Instruktionen, als sie aber das Zimmer verlassen hatten, da sank seine Kraft, die ihn aufrecht erhalten, er preßte beide Hände gegen die Schläfe, als wollte er die Stirne und das fiebernde Hirn zusammendrücken und seine keuchende Brust stieß dumpf die Worte hervor:

„Verlassen und verloren!“

II.

Am selben Tag noch kam ein neuer Aufruf des Grafen Reisach an die Vorarlberger, der den Unterwürfigen Verzeihung verhieß, den Aufrührern und noch länger Widerspenstigen aber mit dem Tode, dem ganzen Lande mit Verheerung und Einäscherung drohte.

Die widersprechenden Nachrichten, die gleichzeitig einliefen und von denen ein jeder glauben konnte, was ihm besser gefiel, brachten denn auch mit dieser Proklamation zusammengehalten, die verschiedensten Wirkungen hervor. Indes ein kleiner Teil die Flucht ergriff und dann von dem durch die Schweiz mit der größten Strenge abgesperrten Rheinkordone mit vermehrten Entsetzen zurückkehrte, nahm der Kriegsmut bei der andern Partei im selben Maße zu, als ihre Erbitterung und ihre Zuversicht.

Schneider, der diese Symptome mit schwerem Herzen wahrnahm, hatte seine Illusion nach langem schmerzlichen Kampfe zu Grabe getragen, doch fand er es nicht an der Zeit, mit seinem Rate vor das gereizte Volk zu treten, so lange keine offizielle Nach-

richt allen weitern Zweifel unmöglich machte. Er sah mit bitteren Gefühlen diesem herben Zeitpunkt entgegen und benützte die kurze Waffenruhe dazu, die im höchsten Grad verhaßten und keinen Tag mehr vor einer Mißhandlung sicheren Mautbeamten aufzuheben und nach Lindau abzuliefern. Diese scheinbar feindselige Maßregel schützte sie doch in Wirklichkeit vor Gewalttätigkeiten und vielleicht selbst vor dem Tode, dem sie einige Tage später, wo das ergrimmte und bis zur Raserei überreizte Volk keine Dämme mehr kannte und blutgierig nach jedem Opfer seiner Rache faßte, kaum entronnen wären.

Es war ein tückisches Spiel des Zufalles, daß damals fortwährend wahre und falsche Nachrichten in steter Abwechslung einander folgten und so die Gemüter immer von einem Extreme in's andere stürzten. Gerade die kräftigsten und rauhesten wurden dadurch am meisten erschüttert und endlich bis zu einem Grade der Wildheit und des Grimmes hinaufgestachelt, der wie der Taumel des Tobsüchtigen weder Freund noch Feind mehr unterscheidet. — Es ist unverantwortlich, einen Menschen bis zur Leidenschaft zu reizen und ihm dann ein Messer in die Hand zu geben, mit dem er in seiner Wut sich selber verletzt, wenn er kein anderes Opfer erreichen kann. Wer aber zieht das Schicksal zur Verantwortung, das dieses fürchterliche Spiel mit ganzen Völkern treibt?!

Die offizielle Nachricht blieb denn auch nicht lange mehr aus. Am 29. traf ein Kurier spät Abends

ein, der unter anderm zwei Schreiben an Schneider brachte. Das eine war vom 27. datiert, es lautete:

„Es ist den kommandierenden Herren Generälen „von feindlicher Seite ein Waffenstillstand schriftlich „und gedruckt zugekommen, kraft dessen Artikel IV. „die k. k. Truppen Tirol und Vorarlberg räumen, „das Fort von Sachsenburg übergeben, und sich in „Etapenmärschen in's Innere der Erbstaaten zurück„ziehen sollen. Die nachrückenden französischen Truppen „sollen wenigstens immer einen Tagemarsch hinter „den abrückenden österreichischen zurückbleiben."

„General Mathieu Dumas wäre als General„kommissär zur Vollziehung des gegenwärtigen „Waffenstillstandes ernannt."

„So unglaublich dieses Ereignis an und für sich „war, so meinte man ihm um so minder vollen „Glauben beimessen zu dürfen, als von allen Seiten „her übereinstimmende halboffizielle Siegesnachrichten „einlangten. Wirklich sind auch seit dem 12. Juli „bis zur Stunde noch gegen alles Dienstherkommen „von keiner österr. kais. Militärbehörde Befehle hier„über anhergelangt."

„Freilich sind wir durch den französischen General „Detaillis unterrichtet, daß der mit dieser Nachricht „vom durchlauchtigsten Erzherzog Generalissimus an„her abgeschickte Uhlanenrittmeister von Bauern an„gehalten und nicht über die Grenze gelassen wor„den sei."

„Inzwischen lassen auch die eben heute aus dem „Hauptquartier anhergelangten Nachrichten keinen

„Zweifel mehr übrig am wirklichen Abschlusse des „Waffenstillstandes und nahen Friedens. Stündlich „müssen wir dem förmlichen Befehle zur Evacuation „entgegensehen.“

„Überhaupt ist das Ereignis selbst zu groß, zu „wichtig und eben in einem Zeitpunkte, wo man sich „durch Anstrengung aller Kraft im Stande sah, wenig„stens den größten Teil des Landes auch gegen eine „etwas bedeutendere feindliche Macht mit Gewalt der „Waffen zu behaupten, all zu niederschlagend, um „Denselben nicht allsogleich in die Kenntnis der „wahren Lage der Sachen und Sie zugleich in den „Stand zu setzen, die nötigen Maßregeln zu ergreifen, „um die innere Ruhe und Ordnung zu handhaben „und noch größere Übel sorgfältigst hintanzuhalten, „indem nur die Annahme der dargebotenen Amnestie „verhindern kann, daß nicht durch vereinzelten und „darum ganz unvernünftigen Widerstand, ohne Mi„litär, ohne Munition, ohne Geld, nur das gänzliche „Verderben Einzelner sowohl, als des ganzen Vater„landes nach sich ziehen müßte.“

„Man muß wahrlich eine höhere Hand und ein „unwiderstehliches Schicksal darin erkennen, daß Öster„reichs ungeheure Anstrengungen, daß die helden„mütige Aufopferung der Armee und so vieler treuer „Diener, daß der erwachende Mut der Völker gleich„wohl nicht vermögend waren, diesen Schlag vom „österreichischen Kaiserstaate, wie von Tirol abzu„wenden.“

„Josef Freiherr von Hormayr.“

Dieser langatmige, umschweifende Brief des österreichischen Plutarchs, der sich so lange wand, um den trüben Kern auszusprechen, erregte in Schneider ein Gefühl des Widerwillens. Das zweite vom General Freiherrn von Buol unterzeichnete Schreiben bestätigte geradezu und kürzer den Abschluß des ominösen Waffenstillstandes und zeigte den Abmarsch der kaiserlichen Truppen an, für welche der Befehl beilag, ihren Weg über Schwaben nach Böhmen zu nehmen.

Die Bauern, denen Schneider diese Nachrichten öffentlich kund tun ließ, indem er gleichzeitig eine neue Ständeversammlung ausschrieb, glaubten nicht daran. Sie waren, wie schon in früheren Jahren durch so manche Nachricht aus Tirol getäuscht und ihrem Unglücke näher geführt worden, daß sie in ihrem gesteigerten Mißtrauen gerade diese wahrhafte Mitteilung für unterschoben hielten. Sie rotteten sich zusammen und beschlossen, sich nicht zu ergeben, insolange sich nicht Deputierte aus ihrer Mitte wirklich von der traurigen Lage Österreichs und von der ganzen Wahrheit des Jammers überzeugt hätten, bis dahin sollte auch das kaiserliche Militär selbst mit Gewalt zurückgehalten werden. Viele Offiziere bemühten sich indes, ihre Leute von der Lage der Dinge genauer zu unterrichten und für jeden Fall zur Handhabung der Ruhe und Ordnung aufzufordern.

Der am letzten Juli zusammengetretene Landtag sendete unmittelbar auf das Verlangen des Volkes drei Deputierte in das Hauptquartier nach Innsbruck

und drei andere sollten von dort weiter in jenes der deutschen Armee abgehen. Es kamen jedoch auch die letztern nicht weiter als bis Innsbruck, da zu jener Zeit die Franzosen bereits in's Unterinntal eingerückt waren und unaufhaltsam vordrangen.

Der Landtag sandte zugleich den Generalkommissär, Major Riedmüller und vier Hauptleute nach Lindau, um dort eine Verlängerung des bald abgelaufenen Waffenstillstandes zu erwirken.

Sie wurden von Oberstleutnant Lalanse und zwei andern Offizieren sehr höflich empfangen, aber sobald Schneider mit dem Verlangen herausrückte, sah er sich stürmisch zurückgewiesen.

„Es ist nicht möglich," rief der Oberstleutnant. „Der erste Waffenstillstand ist Ihnen bewilligt worden, ja man hat die Frist sogar verdoppelt, um Ihnen vollkommen Zeit zu lassen, mit sich in's Reine zu kommen. Jetzt wird kein weiterer Aufschub stattfinden. Es wäre vollkommen unnütz. Wenn sich das Land nicht ergeben will, so wird es verheert und in eine rauchende Brandstätte verwandelt werden."

„Wenn es denn nicht anders sein kann, so wird die Verantwortung nur auf das Haupt der Sieger zurückfallen," versetzte Schneider mit tiefem Ernste, „die um weniger Tage willen es vorzogen, ihren Sieg mit Zerstören und Verwüsten zu beflecken. Finden Sie den Ruhm eines Mordbrenners und Wüterichs so beneidenswert?"

„Mein Herr!" fuhr der Oberstleutnant auf, „be-

denken Sie, in welcher Lage Sie sind, Sie würden gut tun, sich zu mäßigen."

„Ich würde nicht gut daran tun, meiner eigenen Sicherheit wegen die Wahrheit zu verschweigen oder zu bemänteln, die allein mein Vaterland zu retten vermag," gab Schneider würdevoll zurück. „Fragen Sie die Geschichte, mit welchen Namen die Heroen der Brandfackel und der plündernden Scharen gebrandmarkt werden. Ganz Deutschland, ja jeder Edle des weiten Erdenrunds schaudert, wenn Tylli und Magdeburg genannt werden. — Fragen Sie dagegen hier meine Begleiter und sie werden nur beistimmen, wenn ich behaupte, daß in wenigen Tagen, sobald nur die abgesandten Deputierten aus Innsbruck zurückgekehrt sind, dem Einzuge der konförderierten Truppen kein Hindernis mehr in den Weg gelegt werden wird, während sie bis dahin ganz Vorarlberg unter den Waffen und bereit finden, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen — während Sie bis dahin die ruhiger Denkenden, wie auch die Stadt Bregenz selber der doppelten Gefahr, die ihnen einerseits von den erbitterten eigenen Landsleuten, die von Verrat träumen, und andererseits von den eindringenden fremden Soldaten droht, rücksichtslos aussetzen."

„So sagen Sie den Bauern, was ihnen droht und sie werden Raison annehmen, das ist Ihre Sache meine Herren," entgegnete lebhaft der feindliche Offizier, der die Dinge nur von seinem militärischen Standpunkte aus zu erfassen vermochte.

Mit bitterem Lächeln schüttelte Schneider das Haupt.

„Sie kennen unsere Bauern schlecht,“ sagte er, und woher sollten Sie die Kenntnis des Volkscharakters nehmen, den Sie ja nie Gelegenheit hatten, zu studieren. Der Vorarlberger ist leicht zum Mißtrauen geneigt. Wohl gibt er sich blind dem Einflusse desjenigen hin, der ihm zu imponieren weiß, sobald aber der Erfolg nicht den Wünschen und Voraussetzungen entspricht, erlischt der Enthusiasmus und das Vertrauen schlägt in's Gegenteil um. Das angeborne Mißtrauen tritt dann wieder in seine Rechte ein und jede ungünstige Wendung wird als Verrat gedeutet. Dieser Mangel an überwallendem Vertrauen ist auch das Hindernis für wahre, hingebende, unerschütterliche Freundschaft — es fehlt der Enthusiasmus der Freundschaft. — Sie irren sich also leider sehr, wenn Sie uns den großen Einfluß zuschreiben, mit wenigen vernünftigen Worten plötzlich Ruhe und Gehorsam in die Massen zaubern zu können.“

„Aber die Masse kann doch die Gefahr nicht mißkennen, die ihr nahe ist?“

„Unsere Bauern kennen in diesem Augenblicke keinen Schrecken. Darum verlangen wir nur einige Tage, bis die Leidenschaften Zeit gehabt haben, sich ein wenig zu beruhigen, bis die Vernunft Eingang findet und das edle Zorngefühl, das die Menge erregt, der Klugheit weichen lernt.“

„Das edle Zorngefühl?“ fuhr der Oberstleutnant auf, „mein Herr, es ist ein sonderbarer Titel, den

Sie der Empörung geben. Sie stehen hier nicht mehr Ihren Bauern gegenüber, denen Sie durch Schmeicheleien imponieren sollen."

„Und doch kann ich es auch hier nicht anders nennen," versetzte Schneider ruhig, „woraus Sie wohl ersehen mögen, daß ich es für keine Schmeichelei halte."

„Nun gut, ich habe darüber nicht mit Ihnen zu rechten. Nennen Sie es für jetzt noch wie Sie wollen, aber nehmen Sie Ihre Maßregeln darnach, daß diesem Zustande ein Ende gemacht werde. In wenig Stunden ist die Waffenruhe zu Ende."

Schneider sprach noch lange und eindringlich. Die Überzeugung, daß bei einem unmittelbaren Angriffe unnützer Weise viel Blut vergossen werden würde, das leicht zu sparen war, griff doch auch bei dem feindlichen Befehlshaber durch und er versprach endlich alles mögliche dazu beizutragen, daß diese Verlängerung bewilligt würde. Allsogleich sollten die Depeschen an den kommandierenden Prinzen nach Weingarten und an den Grafen Reisach nach Memmingen abgehen.

Mit diesem Bescheide kehrten die Abgeordneten des Landtags nach Bregenz zurück. Sie fanden die Stimmung viel gedrückter, denn Major Nachbauer hatte aus Tirol Briefe erhalten, die das Vordringen der Franzosen durchs Unterinntal bis Rattenberg und durch die Schweiz meldeten. Und diese trüben Nachrichten wurden zwei Tage später von den Deputierten des Volkes, die nach Innsbruck gegangen

waren, bestätigt. Es kehrten alle bis auf zwei, die ihre Reise weiter versuchten, zurück und berichteten, wie die Franzosen bereits Innsbruck passiert haben und ohne Gefecht bis Telfs vorgerückt seien.

Am nächsten Tage langte auch Sander wieder an, er war dem Intendanten bis Sachsenburg nachgeeilt und hatte ihn dort im Begriffe gefunden, wie alles Militär, Tirol zu verlassen.

„Und was hat Euch der Herr Baron für mich anvertraut?"

„Wenig, Herr Generalkommissär, er fand kaum Zeit, diesen Brief zu schreiben, so sehr hatte er Eile."

Schneider entsiegelte das Schreiben. Ein bitteres Lächeln verzog beim Lesen seine Lippen. Mit kurzen Worten waren die finanziellen Angelegenheiten erledigt.

„Er schreibt," murmelte er vor sich hin, „daß der Kaiser unsere Taten rühme und über jene der Tiroler erhebe und versichert habe, sein Bestreben werde dahingehen, Vorarlberg sich selbst — oder doch einem österreichischen Prinzen zu sichern, und im Falle der Frieden nicht günstig zu Stande gebracht werden könne, solle seine Heeresmacht wieder gerüstet und zum Kampfe bereit sein.

Schneider sah mit seinen schönen Augen weit hinaus über das Papier, als dringe sein Blick durch alle Entfernungen und Zeiten, dann schüttelte er leise den Kopf und ein tiefer Atemzug hob seine Brust.

Er hatte den Glauben an all die schönen Worte verloren.

„Ist Vinzenz mit Euch gekommen, mein lieber getreuer Sander?" fragte er nach einer Weile den Adjutanten und dieser ließ den Schweizer herein.

„Nun nimmt's doch ein Ende und man weiß, woran man ist," sagte der Kaufmann im Eintreten statt eines Grußes, und Schneider fühlte sich von dieser Art so unangenehm berührt, daß auch sein Empfang ein äußerst kalter war. Er beschränkte sich darauf, die Geschäfte zu ordnen.

„Seine Exzellenz der Herr Generalintendant autorisiert mich," sagte er, „die eingelaufenen Gelder zu übernehmen, die Forderungen zu berichtigen, oder sonst nach bestem Gutdünken darüber zu disponieren. Habt ihr die Wechsel bei Euch, Herr Delisle? — ein längeres Inkognito ist doch überflüssig.

Der junge Kaufmann nahm die Wechsel aus seiner Brieftasche und breitete sie auf den Tisch.

„Könnt Ihr mir vierundzwanzigtausend Gulden davon bar auszahlen? Es ist mir sehr daran gelegen."

„Ich werde es in einigen Stunden können, da ich erst meine Handelsfreunde aufsuchen muß."

„Nun gut, so behaltet die Wechsel, ich übertrage Euch die Einkassierung, denn die Hauptsache ist jetzt, daß diese bedeutende Summe gerettet werde. Jeden Tag kann auch hier der Einmarsch unserer Feinde stattfinden und in ihre Hände darf dieses dem Lande bestimmte Geld ebenso wenig fallen, als in die Hände einiger rasender Bauern, vor deren Besuch ich mich nicht genügend gesichert halte. Ihr, Sander, müßt

ebenfalls wieder fort; sucht nach Bern zu gelangen, Delisle wird Euch über die Grenze helfen, und meldet dem österreichischen Gesandten, daß ihm der Rest dieser Summe zur Verfügung stehe. Er bleibt bis auf weiteres bei Herrn Delisle deponiert."

Schneider machte eine freundliche entlassende Gebärde, aber Sander zögerte, als habe er noch etwas auf dem Herzen. Auch der Schweizer verließ das Zimmer noch nicht, er fand früher Worte als der ergebene Adjutant.

„Wißt Ihr, Herr Doktor," sagte er in seiner kalten und doch wieder treuherzigen Weise, „das Beste wäre, Ihr gingt selber mit. Es geht schlimm hier, könnt' Euch leicht was Unliebes widerfahren und ich sag's aufrichtig, das tut mich plagen."

„Laßt's Euch nicht plagen," versetzte Schneider kühl abweisend, „jeder von uns hat seine Geschäfte. Ihr habt die Euren bedacht, als Ihr die gefährliche Mission übernahmt und Ihr habt sie bis zuletzt durchgeführt — das tu' ich auch."

„Herr Generalkommissär folgt dem Rate," mischte sich jetzt auch Sander ein, „ich bitte Euch darum, es geht übel und die Führer des Volkes sollen scharf behandelt werden."

„Und weil's übel geht, soll ich mein Vorarlberg im Stiche lassen?" fragte Schneider und sah dann eine ganze Weile dem Adjutanten stumm in die Augen, bis dieser sie niederschlagen mußte. Jetzt bot Ihm der Generalkommissär aber warm die Hand und seine Stimme hatte etwas unendlich Herzgewin-

uendes, als er sagte: „Mein lieber treuer Sander, darüber ist nicht viel zu reden. Mit Worten läßt sich eine jene Handlung herausstreichen, sei sie so oder so, sie muß gut aussehen. — Ihr habt ein treues Herz für mich — könnt' ich's Euch lohnen!"

„Ihr habt mich ja schon eine ganze Weile her fortwährend belohnt," versetzte Sander gerührt. „Ihr ließt mich an all Euerm Tun teilnehmen und dabei Hilfe leisten;" lächelnd fügte er hinzu: „Anfangs praktizierte ich bei Euch in der Advokatie und später in der Kriegskunst, jetzt gar noch in der Diplomatie."

„Ja wir sind vielseitig," bemühte sich Schneider in den Scherz einzustimmen, „aber jetzt nehmen mir's die Herren nicht übel, wenn ich an den raschen Lauf der Zeit mahne."

„Na, tut, wie Ihr's für recht findet, Herr Doktor," meinte Delisle, der dem braven Manne seine Achtung nicht entziehen konnte, obwohl er ihm viel zu unerbittlich erschien, „aber eure Frau will ich diesmal wirklich grüßen und Ihr von Euch erzählen."

„Ja, tut das," rief ihm Schneider noch nach. „Wie's ihr wohl gehen mag! Ich habe schon lange nichts mehr von ihr gehört!"

Aber Schneider hatte nicht einmal fünf Minuten, um ungestört an sein süßes Weib zu denken. Die Ereignisse stürmten wie brandende Wogen einher und die vorhergehende wurde im Rücksturz schon von der nachfolgenden verschlungen.

Das kaiserliche Militär erhielt von Lindau aus die Marschroute nach Böhmen und machte sich auf

Befehl des Hauptmanns von Juritsch sogleich marschfertig. Dies veranlaßte aber eine Zusammenkunft der Landmajors und Hauptleute, zu der auch Hauptmann Baron Juritsch und seine Offiziere eingeladen wurden. Der Generalkommissär, der ebenfalls beiwohnte, gab sich fruchtlos alle Mühe, die Parteien auseinander zu halten. Die kaiserlichen Offiziere hielten straff an ihre Pflicht und wollten die Überredungsversuche der Schützenoffiziere nicht anhören. Unter den letztern waren besonders einige unter der Führung Hauptmanns Tschanett, die allzuviel renommierten und so von vornherein eine Verständigung unmöglich machten. Sie erklärten, daß man auf keinen Fall gestatten werde, die Truppen mit Kanonen und den vom Lande erhaltenen Waffen-, Pferden- und Munitionsstücken abziehen zu lassen. Wenn sie es denn wagen und sich den Mißhandlungen der erzürnten Landesverteidiger aussetzen wollten, so mögen sie doch vor ihrem Abmarsche vorerst alles in Bregenz ablegen.

„Und wie Schuster und Schneider abziehen,“ rief Oberleutnant von Haagen hitzig ein, „ist das ein Vorschlag für kaiserliche Soldaten?“

„Die nicht mehr fechten wollen,“ gab Tschanett höhnisch zurück. „Bisher wart Ihr mit uns ganz zufrieden und Ihr ließt Euch wohl geschehen — jetzt wo es schief geht, jetzt lauft Ihr zum Teufel.“

„Sie werden Ihre Worte zurücknehmen,“ brach Hauptmann von Juritsch los.

„Wenn ich will,“ erwiderte Tschanett.

„Aber sie sind ja Meuterer, wenn sie den Befehlen ihres Kaisers nicht Folge leisten," suchte Schneider zu intervenieren und auch Nachbauer stimmte ihm bei, aber das heftige Geschrei übertobte ihre Worte und es brauchte lange, bis aus dem Chaos wieder einiges Verständnis hervorsickerte.

Das kaiserliche Militär beschloß zuletzt, den für den nächsten Morgen festgesetzten Abmarsch noch zu verschieben, da es unmöglich die Waffen zurücklassen könne und Oberleutnant Radda wurde nach Lindau abgesandt, um dort die Ursache der Verzögerung zu rechtfertigen. Er gelangte jedoch nicht weit und wurde von den umherstreifenden Schützen mit Gewalt zurückgebracht. Hauptmann Tschanett selbst patrouillierte und gab seinen Leuten Befehl, jeden Soldaten, der zu entspringen versuche, totzuschießen.

In dieser Lage entschloß sich Hauptmann Juritsch, mit Gewalt der Waffen seinen freien Abzug zu erringen, aber dazu war's zu spät; die Mannschaft, die an der Seite der Schützen gefochten, und mit ihnen fraternisiert hatte, gefiel sich zu sehr in den durch die Umstände gelockerten Banden der Subordination, das gute Leben, die glänzenden Verheißungen der Bauern zog sie an, sie versagte den Gehorsam und erklärten, Vorarlberg nicht verlassen zu wollen.

Die Auflösung aller Ordnung, die schrecklichste Anarchie drohte unwiderstehlich hereinzubrechen. Die Zügel, die Schneider früher so energisch geführt, waren seinen Händen nicht entschlüpft, aber sie waren

zerrissen, und als ihm die in ihren Tonarten rasch wechselnde Stimme des Volkes vor wenigen Tagen erst auf dem Riede jubelnd die Herrschaft zurückzugeben schien, da war das nur wie ein flüchtiges und scheinbares Zusammenkleben der zerrissenen Enden; beim ersten Anzuge mußten die Zügel wieder in Fragmenten der gebieterischen Hand wirkungslos entfallen.

Der Generalkommissär übersah mit schmerzlichem Blicke seine Ohnmacht und dennoch trat er nicht selbstsüchtig vom Kampfplatze der Parteien zurück. Mit dem edelsten Mute hielt er Stand, indes rings um ihn die Gährung immer mehr zunahm. Um sein eigenes Wohl vollkommen unbesorgt, suchte er den Einfluß, der ihn noch immer bei dem ruhiger Denkenden geblieben war, zum Besten des bedrängten Landes zu benützen.

Mitten in diesen brausenden Sturm fiel anstatt der angesuchten Verlängerung des Waffenstillstandes, die Aufforderung zur unbedingten Übergabe, die von einem königlichen Patent begleitet war, das allen Unterwürfigen Amnestie zusagte, für die Widerspänstigen und die bisherigen „Anstifter und Rädelsführer" aber ein eigenes Spezialgericht zu Memmingen anordnete, von dem diese „Hochverratsfälle" untersucht werden sollten. Für die Angabe des Aufenthaltsortes solcher Gravierten war ein Preis von 100 bis 1000 fl. gesetzt. Gleichzeitig kam die Anzeige der noch in Tirol zurückgebliebenen Volksde-

putierten von dem sukzessiven Vorrücken der Franzosen bis Imst.

Die Aufregung über diese Nachrichten war begreiflicherweise eine ungeheure und dementsprechend auch der Charakter der dadurch veranlaßten Beratungen, die mit dem sinkenden Abend begannen und mit kurzen Unterbrechungen bis zum Morgen des 5. stürmisch fortwährten.

Die Versammlung, der außer den Ständen alle anwesenden Offiziere und noch mehrere von den Honoratioren der Stadt beiwohnten, hatte sich alsbald in drei Fraktionen gespalten, von denen die eine zur Übergabe, die andere zur Retirade bis zum Tobel und die dritte zur fortdauernden Verteidigung im Status quo stimmte. Diese Dreiteilung war insoferne vorteilhaft, als sie einen wirklich erbitterten Kampf und Sieg der vor Wut blinden Partei des Hauptmann Tschanett unmöglich machte, indem diese die — zwar untereinander auch uneinige — Majorität, gegen sich hatte. Man stellte ihr die Unmöglichkeit, die Verteidigung einer so ausgedehnten Linie, wie es die gegenwärtige war, dringend vor und empfahl ihr reife Überlegung.

Aber im Laufe der Nacht mußte auch Nachbauer, der für den momentanen Rückzug und energischen Wiederangriff in Erinnerung an den günstigen Erfolg seines starren Festhaltens zu Ende Mai, war, — die Undurchführbarkeit seines Vorschlages einsehen. Drei Staffetten folgten einander in kurzen Zwischenräumen. Eine jede zählte eine neue Meile

auf dem Marsche des Generals Beaumont, die letzte berichtete den Einzug von beinahe zweitausend Mann in Landeck und ihr folgte am Morgen um sieben Uhr eine weitere, die das Anlangen französischer Truppen in St. Anton am Fuße des Arlberges mitteilte.

So stand der Feind denn an der Grenze des Landes, das nach jener Seite vollkommen ohne jede Verteidigung war.

Von Österreich aufgegeben, von vorne und im Rücken zugleich bedroht, ohne jede Verbindung mit Tirol oder der in Folge scharfer Requisitionen des Grafen Reisach mit der größten Strenge abgeschlossenen Schweiz, mußten selbst die Unbeugsamsten den vernünftigen Vorstellungen des Generalkommissärs und seiner immer zahlreicher und meinungsmutiger werdenden Partei nachgeben und das Land in der höchsten Gefahr erkennen, der nur durch eine rasche Kapitulation zu begegnen war.

Doktor Schneider fuhr in Begleitung der beiden Hauptleute Drexel und Feuerstein nach Lindau und schloß mit Oberstleutnant Lalanse eine Kapitulation ab, welche die Sicherheit der Personen und des Eigentums vollkommen schützte und eine allgemeine Straflosigkeit zur ersten Bedingung machte. Die Verhandlungen waren bald beendigt und wurden von beiden Teilen so würdevoll und ehrenhaft geführt, daß die beiden Männer, aus denen die Not Diplomaten gemacht hatte, mit einem warmen Händedruck voll inniger Hochachtung von einander schieden.

Und zur selben Zeit, als Schneider, das allgemeine Wohl allein im Auge, bis zum letzten Momente für sein Vaterland eintrat und es vor Unbill und Verheerung sicherte — drang ein wütender Haufe freventlich in das Bureau des gestürzten Volksabgottes und wühlte mit rücksichtsloser Hand in seinen Papieren, um die Beweise seines Verrates zu suchen.

Der hartnäckige Bauerncharakter vermochte sich durchaus nicht in den Gedanken zu finden, daß der ganze mit so viel Opfern unternommene Feldzug und die Erhebung der beiden Gebirgsländer ein so trauriges Ende nehmen sollte. Er faßte daher gierig nach neuerdings ausgesprengten irrigen Nachrichten über die günstige Lage der deutschen Armee bei Wien. Die Kapitulation mit einem Feinde, der nicht einmal Mut zum Angriffe zeigte, erschien unmotiviert, das Vordringen der Franzosen über den Arlberg als Folge des Verrats.

So ungerecht dieses Urteil auch war, verdenken kann man es dem kurzsichtigen, nur das Allernächste begreifenden Verstande nicht und deshalb kann man auch über die in höchster Wut begangenen Exzesse, die übrigens weit hinter der Brutalität erregter Volkshaufen in andern Teilen Europas zurückblieben, nicht mit voller Strenge urteilen. Wie groß war nicht die Erregung!

Der politische Enthusiasmus verkehrt sich so leicht in politischen Fanatismus. Ist dies ja doch auch bei dem religiösen der Fall, wo doch weit

weniger materielle Interessen im Spiele sind und ein freies unbeengtes Nebeneinanderexistieren weit leichter und natürlicher stattfinden könnte.

Als Schneider und seine beiden Begleiter endlich um zehn Uhr wieder zurückkamen, stieg die Erbitterung gegen ihn auf das Höchste und eine wilde Schar drängte sich vor der Stadtkanzlei, in welcher der Generalkommissär über seine Unterhandlung referierte. Doch auch hier kam es nicht zu Tätlichkeiten, obwohl einige für Schneider auftretende Bürger nahe daran waren, mißhandelt zu werden. Es v:rblieb bei Drohungen.

Zu seinen Gunsten mochte wohl auch die Ankunft der beiden letzten Deputierten mitwirken, die nach Innsbruck geschickt, den anrückenden Franzosen weichen mußten und sich vor denselben von Station zu Station zurückzogen. Sie bestätigten, daß der Feind den Arlberg überschritten, bereits im Klösterle angelangt und für morgen in Bludenz angesagt sei.

Diese Nachricht dämpfte bis zu einem gewissen Grade die Gärung. Die Bauern aus dem Oberlande erschraken über die Gefahr, die ihnen und den ihren drohte, sie dachten an die Rückkehr in die Heimat, die schon vom Feinde besetzt war.

Unter diesen Auspizien hoffte Hauptmann Baron Juritsch den Abmarsch endlich unbehelligt bewerkstelligen zu können. Er ließ die Truppen nach dem Abessen zusammenrücken und sie ordneten sich auf dem Kornmarkte vor dem Gasthause zum goldenen Löwen.

Eine militärische Ruhe zu erreichen war wohl unmöglich, da Schützen und Landstürmler die Linien umdrängten und den Soldaten zutranken und zusprachen. Der Hauptmann versuchte vergebens zu Wort zu kommen, der Lärm war zu groß und Baron Juritsch mußte deshalb von seinem Vorsatze, den Leuten eindringliche Darstellungen zu machen, abstehen. Er beschränkte sich daher auf das militärische Kommandowort.

Der Generalkommissär, der mit seinen Landdragonern den abmarschierenden Truppen das Ehrengeleite bis an die Grenze geben wollte, war jetzt zu Pferde gestiegen und kam der dichten Volksmenge wegen im Schritte um die Ecke geritten. Willig leistete die Mannschaft die anbefohlene Ehrenbezeugung, jetzt aber war das Gewehr wieder geschultert und der Hauptmann kommandierte die Wendung zum Abmarsche.

Nur wenige befolgten den Befehl, die Mehrzahl blieb regungslos stehen. Noch einmal kommandierte der Hauptmann, der Erfolg war jedoch der gleiche, nur schlug die Menge ringsum ein höhnisches Gelächter auf und aus den Reihen erschollen erst einzelne Rufe, die bald in Toben ausarteten.

„Wir gehen nicht fort! wir bleiben bei den Vorarlbergern! wir wollen mit den Bauern halten! nichts marschieren!“ so lauteten die Erklärungen, die von der Menge mit wildem Jauchzen aufgenommen wurden.

„Folget ihm nicht! bleibet bei uns! seid wackre Buaba!“ klangen die Rufe zurück und der Tumult wurde immer größer,

Hauptmann Juritsch trat jetzt an den Flügelmann heran, der unmittelbar neben Oberleutnant Baron Haagen stand und ebenfalls die Wendung nicht vollzogen hatte. Der Hauptmann, der sein Kommando gegen die Masse nicht durchzusetzen vermochte, wollte es nun einzelnweise erzwingen, dabei auf den gewohnten Respekt der Soldaten vor ihrem Kommandanten rechnend, den der Einzelne nicht so leicht verweigert, wie die sich stärker fühlende Abteilung.

„Halbrechts!“ kommandierte der Hauptmann, aber der Flügelmann regte sich nicht, er biß die Zähne nur noch fester auf einander, „halbrechts!“ donnerte der Hauptmann und drohend erhob er den Säbel.

Der Flügelmann machte auch jetzt noch keine andere Bewegung, als daß er den Arm erhob und die Hand des Hauptmanns den Streich abwehrend, erfaßte. Gleichzeitig aber wurde in der Kompagnie ein furchtbares Gebrülle laut und einige der Nächststehenden stürzten auf den Kommandanten, der im Nu unter ihren Fäusten im Kote lag.

Die Reihen waren gesprengt, alles aus Zucht und Banden, die Offiziere und Unteroffiziere traten den Empörern vergebens entgegen. Sie wurden zur Seite gedrängt und eine rasende Schar warf sich auf den mißhandelten Hauptmann.

Kaum aber hatte Oberleutnant Haagen den Kommandanten zu Boden stürzen gesehen, als auch schon

die Klinge in seiner Rechten zischend durch die Luft fuhr und den Schädel des Unseligen spaltete, der seinen Offizier niedergerissen.

„Zurück ihr Meuterer!“ donnerte er und wuchtig ließ er die blutige Klinge auf die Andrängenden niederfallen, bis die Reihen unter seinen Streichen sich lichteten und einige Soldaten schwer verwundet auf der Erde stöhnten.

„Zurück!“ schrie er noch einmal mit gewaltiger Stimme und keiner wagte es mehr, auf ihn loszudringen. Der Flügelmann, der in seinem Ungehorsam den ersten Anstoß zu dieser blutigen Szene gegeben hatte, stand nun ebenfalls neben Haagen, nachdem er zuvor noch dem Hauptmanne aufgeholfen hatte. Er schlug sich jetzt gegen seine Kameraden, denn so gemeint war sein Widerstand nicht gewesen. Er hatte nicht gedacht, welche Folgen daraus erwachsen konnten, nur marschieren wollte er einmal nicht, die andern wollten's ja ebensowenig.

Auch die andern Offiziere und Chargen hatten sich jetzt um Haagen geschaart, der stolz wie sein grimmer Namensvetter aus dem Nibelungenliede, den Angreifenden gegenüberstand und das gezückte Schwert zum neuen Streiche ausholte. Das Verhältnis war für ihn und die auf seiner Seite Stehenden eben nicht günstig. Das Volk hatte sich ergrimmt zu den momentan durch Haagens kühnes Einschreiten eingeschüchterten Soldaten geschlagen und jeden Augenblick konnte der Kampf vom Neuen beginnen. Die Szene hatte sich mit der Schnelle des Blitzes so gestaltet.

„Haltet ein!“ drang jetzt der helle Ruf, das Gebrause übertönend, in die Massen, „was tut Ihr? Wollt Ihr Euch unter einander morden? Vergeßt Ihr, wie dieser wackere Offizier für Euch gekämpft und für Euch geblutet, Vorarlberger?“

Die Stimme des Generalkommissärs war's, die sich jetzt ohne Rücksicht auf sein eigenes bedrohtes Leben zwischen die Streitenden warf und sie mit Aufbietung aller Beredsamkeit zu trennen suchte.

Er sprach lange und seine Worte hatten erst nur den Erfolg, daß sich ein Teil des Volkes mit mehreren Soldaten verlief und die zurückbleibende Menge sich minder feindselig in ihrem Betragen zeigte.

Die Bauern verlangten heftig die Waffen, die das Militär mit sich nehmen sollte, besonderen Ton legten sie aber auf ihren Anspruch, die Pferde, welche den Soldaten von ihnen geliefert worden waren und jetzt nicht aus dem Lande geführt werden sollten, zu behalten. Indes Schneider über diese Punkte mit den Trotzigen verhandelte, gelang es dem Hauptmanne, Haagen und den übrigen Offizieren, wenigstens einen Schein von Ordnung in die zurückgebliebenen Soldaten zu bringen und sie zum Abmarsche zu bereden, der denn am Ende auch nach etwa einer Stunde ungestört stattfand.

Die zum Teile in die Felsen des Buchen- und Hakenberges gesprengte Straße, die von Bregenz längs des Sees zur Grenze hinzieht, führte ehemals durch einen alten Torturm, der etwa eine halbe Stunde weit außerhalb der Stadt den Weg beherrschte

und schon gegen den Grafen von Königsmark im dreißigjährigen Kriege als Befestigung gedient hatte, durch „die Klause.“ Der Turm ist im Laufe der Zeit moderngotisch umgebaut worden, die Straße selbst führt weit tiefer, bespült von den Wellen des freundlichen Sees hin, nur der Name ist noch immer geblieben und die brandmarkende Volkssage läßt noch heute den Verräter, der einst die Schweden in den Rücken der Verschanzungen führte, als „Klaus-hund“ mit großen funkelnden Augen und feige eingezogenem Schweife, stumm und scheu durch die dichten Herbstnebel, die aus dem See emporsteigen, dahinjagen.

Dieser Turm, der den Klauspaß schloß, war während der ganzen Insurrektionsperiode ein ziemlich stark besetzter Posten. Am 5. August hatte ihn noch, gleich nach Verlautbarung des Befehls für den Ausmarsch der kaiserlichen Truppen, eine Abteilung der Feldkircher Schützen verstärkt, die von Tschanett und seinen Genossen dahin beordert waren, um die Truppe, wenn es überhaupt zum Abzuge käme, aufzuhalten und am Weitermarsche zu verhindern.

Jetzt, wo dem Generalkommissär und den Offizieren alle Widerwärtigkeiten überwunden schienen, sollte ihnen das größte Hindernis entgegentreten. Der Weg war verrammelt, hinter dem Verhau eine der vierpfündigen Kanonen aufgefahren und die Mündung gegen die Stadt gerichtet; rechts und links drohten die blanken Läufe der Schützen.

Vergebens war jeder Versuch zu einer Verständigung. Die Schützen feuerten statt aller Antwort einzeln ihre Gewehre in die Luft ab und drohten auch das Geschütz bei einem weitern Vorschreiten der Soldaten zu entladen, es sei mit Kartätschen gefüllt.

Schneider, der einen jeden Konflikt zwischen den Truppen und den Landesverteidigern zu vermeiden suchte, da die Soldaten in einem solchen Falle auch schwerlich ihre Pflicht erfüllt hätten, sandte zwei Dragoner nach der Stadt zurück, um Nachbauer zu berufen, von dessen Beliebtheit bei den Schützen er das Beste hoffte.

Doch auch der würdige Schulmeister von Brederis erreichte mit all seiner Beredsamkeit nichts von den Verteidigern des Turmes. Es war eben alles aus Rand und Band gewichen, die Leidenschaften waren allein noch maßgebend und übertäubten jedes ruhige Wort der Vernunft, mochte es noch so klar und eindringlich sein.

Der Abend brach an, ohne daß die Truppen einen Fuß breit vorgerückt wären und endlich blieb nichts übrig, als sie unter dem Jauchzen der Schützen wieder zurückzuführen. Schneider hatte wenigstens soviel über diese vermocht, daß sie sich die ganze Zeit über passiv verhielten und die Offiziere nicht persönlich angriffen.

Mit dem Herannahen des Abends jedoch machten auch die Bauern Anstalten, das Feld zu räumen und infolge der Nachrichten vom Anrücken der Würtemberger Bregenz zu verlassen. Sie brachten die Ka-

nonen aus den Schiffen und befestigten sie auf ihren gewöhnlichen Lafetten, um sie mit sich zu schleppen. So viel sie Pferde erhalten konnten, wurden vorgespannt, die übrigen Geschütze zogen sie selber. Pulver-, Kugel-, Eisenmagazin und Salzstätte wurden erbrochen und ausgeleert — nichts sollte dem Feinde bleiben. Es fiel ihnen nicht bei, daß sie alle Vorräte, die sie hier der einen feindlichen Kolonne entzogen, der andern geradenwegs entgegenführten.

Der Durch- und Abzug dauerte die ganze Nacht beinahe und war sehr lärmend, an ein Ordnunghalten war nicht zu denken, da jeder nur seinem eigenen Willen, oder den bösen Einflüsterungen einzelner Nichtswürdiger horchte. So streifte eine der bis zum Wahnsinn überreizten Scharen die Nacht hindurch vor der Wohnung des Generalkommissärs, besetzte deren Türen und schoß rachgierig in die Fenster.

Schneider, der die Stunden des Abends in einem dunkeln Vorgefühl dazu benützt hatte, alle seine Papiere zu sichten und teils an seinen Hausherrn, den Kaufmann Hilbert, teils an Kaufmann Aberer und Advokat Schmidt zur Aufbewahrung zu übergeben, weil er für die bayrischen, würtembergischen und badensischen Untertanen, mit denen er in Verbindung gestanden und von denen er großenteils Lieferungsbelege und Quittungen besaß, fürchtete — hatte sich beim Advokaten Schmidt etwas länger verweilt und erhielt hier die Nachricht von den drohenden Demonstrationen der Bauern gegen ihn, worauf er den

Bitten des Advokaten nachgebend, die Nacht bei diesem zubrachte.

So entging er durch einen Zufall der Gefahr, um am nächsten Morgen einer neuen entgegen zu gehen.

Um drei Uhr früh verließ endlich auch die Dornbirner Kompagnie, die bis zuletzt geblieben war und ihr möglichstes zur Sicherung der Stadt gegen die zügellosen Scharen getan hatte, in aller Stille Bregenz. Nun stand auch dem Abzuge der kaiserlichen Truppen nichts mehr entgegen. Nach einem schon in der Nacht vergeblich gemachten Versuch, gelang es jetzt den Offizieren, ihre Leute zum Abmarsche zu bewegen, nachdem diese sich von den Bauern verlassen sahen. Die meisten Husaren und Salzburger Jäger waren freilich mit ins Oberland gelaufen. Die Kompagnie vom Regimente Lusignan und die braven Kononiere aber zogen diesmal ungehindert durch die Klause der Grenze zu.

Es war eine Ruhe und Stille über die Stadt gebreitet, wie seit vielen Wochen nicht mehr, als die Sonne des 6. August 1809 ihr volles glühendes Bild in die kräuselnden Wellen des Sees zum Morgengruße tauchte. Der Sonntag war diesmal wirklich wie ein Ruhe- und Feiertag nach den stürmischen Bewegungen der langen Arbeitswoche angebrochen, und doch erwachte Doktor Schneider mit feuchtem Auge aus dem kurzen aufgeregten Schlafe. Der lebhafte Traum, dessen farbenreiche Bilder ihn noch einmal in die schönen Tage der Zuversicht und des

Stolzes der schwungvoll aufflammenden Herzen zurückversetzt hatten, war rauh zerrissen. Die Sonne glänzte so freundlich und helle wie vor wenigen Monaten, die Natur war noch in ihrem vollem Sommerschmucke und doch lag so viel — so viel hinter ihm. Auch die politische Saat war gereift und geschnitten. Verödung auf den Stoppelfeldern — Verödung im Herzen.

Nicht lange war es dem edlen Manne gegönnt, seinem Schmerze nachzuhängen. Die Träne in seinem Auge ward von dem Blitze der Tatkraft verzehrt, ehe sie noch über die Wimper quoll.

Der Landrichter Metz kam eilig in das Haus und teilte Schneider mit, wie alles voll Truppen von Hofen und Lindau her im Anmarsche sei. Der Magistrat war schon versammelt, als beide in der Stadtkanzlei anlangten. Der Landrichter, Stadtpfarrer Steger und drei Ratsherren wurden abgeordnet, den Einrückenden entgegen zu gehen.

„Auch ich will mit," rief Schneider empört aus, das ist Kapitulationsbruch. Es wurde ausdrücklich festgesetzt, daß die würtembergischen Truppen an der Grenze halten müssen, bis General Beaumont über Feldkirch und Bregenz kommend, mit ihnen dort zusammentrifft."

„Denkt doch an Euch selber, Doktor," mahnte der Dechant gutmütig. „Wenn Ihr Euch schon nicht flüchten wollt, so rennt doch auch nicht vorsätzlich ins Verderben. Bleibt hier — wir alle sind Euch Dank schuldig, bleibt hier und wir werden uns schützend und bittend vor Euch stellen. Aber geht ihnen doch

nicht entgegen, Ihr wißt ja doch, daß Euch der Herzog von Danzig schon am 1. von der Amnestie ausgenommen und befohlen hat, Euch vierundzwanzig Stunden nach der Habhaftwerdung zu erschießen. Euch und den Major Müller.

„Eine ehrenvolle Zusammenstellung — aber das kann mich von meiner Pflicht nicht abwendig machen," entgegnete Schneider lebhaft. Ich bin dem Lande für die Einhaltung der Kapitulation verantwortlich. Sie lautet ja übrigens auch auf allgemeine Sicherheit der Person. Ich will dem Kronprinzen entgegen gehen und bei ihm selbst Protest einlegen. Er ist ein edler Mann und wird dem widerrechtlichen Verfahren Einhalt gebieten."

„Taucht uns nur nicht noch tiefer ein," meinte einer der Ratsherren, und alle andern widerrieten Schneider den Schritt, wenn auch nicht aus so selbstsüchtigen Besorgnissen. Dieser jedoch ließ sich nicht zurückhalten bald fuhr er mit den übrigen gegen Lindau.

Schon diesseits der Grenze trafen sie auf die ersten würtembergischen Abteilungen, die mit großer militärischer Vorsicht marschierten, da sie noch immer einem möglichen Angriffe entgegensahen.

Der Offizier zuckte, auf Schneiders Protest gegen das weitere Vordringen, lächend die Achseln, ließ aber die Deputation zur Haupttruppe zurückbegleiten. Auf der Brücke von Lindau mußten sie die Wagen verlassen. Sie durften nicht lange warten. Einige höhere Offiziere, von einer glänzenden Suite begleitet, kamen aus der Stadt geritten. Schneider hatte den

Kronprinzen zu treffen gehofft, an der Spitze des Zuges aber ritt nicht dieser, sondern Prinz Paul von Würtemberg. Obwohl der Prinz seiner Strenge und seines Stolzes wegen bekannt war, verlor Schneider den Mut nicht. Doch ließ ihn der Prinz gar nicht zu Worte kommen. Man hatte ihm die Ankunft der Deputation gemeldet, an seiner Seite ritt mit finsterer Stirne Oberstleutnant Lalanse, er gab sichtlich mit Widerwillen Auskunft auf die Fragen des Prinzen. Offenbar hatte er jetzt Schneider genannt und bezeichnet, denn der Prinz trieb sein Pferd rascher an und den Blick glühend auf den Generalkommissär gerichtet, kam er der Deputation eilig näher, die ehrerbietig vorgetreten war.

Jetzt hielt der Prinz sein Pferd an und ehe noch einer der Vorarlberger ein Wort gesprochen, rief er mit zornbebender Stimme:

„Die Deputation ist arretiert und Sie," er wandte sich an Schneider, „Sie sind der Teufel des Landes, Sie sollen Ihr Tun bereuen!"

„Hoheit!" stammelte Oberstleutnant Lalanse, aber auch ihm schnitt ein flammender herrischer Blick die weitere Rede ab.

Ein Wink von des Prinzen Hand, ehe er seinem Pferde die Sporen gab, genügte, seinen Befehl in Vollziehung zu setzen. Die Deputation wurde von Soldaten umringt und wieder zum Einsteigen in die Wagen genötigt, nur Schneider sollte nicht mit nach Bregenz zurück.

„So empfangen siegende Fürsten die Bitten eines Landes,“ sagte er bitter, als er dem Landrichter zum Abschiede die Hand bot und zum Dechant gewendet setzte er noch scherzend hinzu, „so werde ich mich wohl auch im Stockhause umsehen. Euer Gedanke von damals geht in Erfüllung, Herr Dechant: Heute mir, morgen dir.“

Sinnend schritt er der Stadt zu, da begegnete ihm noch unter dem Tore Kutter. Er war auch marschfertig.

„O, Herr Doktor!“ höhnte er, „gar eilig hier einzutreffen, wie ich sehe.“

„Und Ihr eilt wohl auch?“ versetzte Schneider spöttisch, „wollt wohl Euern Mantelsack noch erreichen? Ich kann Euch leider nicht sagen, wie's ihm geht.“

„Ha, der Elende, der Räuber!“ schalt Kutter, „dieser sogenannte Major, der doch nur ein abgehauster Wirt ist. Aber,“ fiel er wieder in seinen süßlich höhnischen Ton, „kann ich vielleicht einen Gruß bestellen an Jungfer Stanzi? Die Jungfer Schwester, mademoiselle la soeur, wird jetzt wohl populairer sein?“

Ein verächtlicher Blick war die einzige Antwort, die ihm zu teil wurde, denn das einzige Wort: „Wicht!“ das Schneider zwischen den Zähnen murmelte, war so leise gesprochen, daß er es nicht vernehmen konnte. Er war nicht einmal würdig, den Schimpf zu hören.

Um 9 Uhr rückten die ersten Würtemberger in Bregenz ein. Sie trauten nicht und blieben in Reih' und Glied das Gewehr im Arm, bis die ausgesendete Patrouille von Lautrach zurückkam. Allmälig rückte würtembergische und badische Infanterie und Reiterei mit zwei Geschützen nach, bis nahe an fünftausend Mann angelangt waren. Die Truppen versuchten anfangs Wein und Geld zu erpressen und die Läden zu plündern, dem Unfuge wurde jedoch bald durch das Einschreiten der Offiziere Einhalt getan. Abends ging der größte Teil wieder nach Lindau zurück und am folgenden Tage auch noch der Rest, da von Feldkirch aus Franzosen unter General Lagrande einrückten, der sehr ungehalten über den eigenmächtigen Vormarsch der Würtemberger war.

Trotz der Amnestie, die von Generalkommissär Graf Reisach sogleich verkündigt wurde, schleppten die Würtemberger doch Bauern mit sich umher, die sie aus ihren Hütten gerissen und mit requirierten Landsturmwaffen zum Spotte versehen hatten. Doch spukten noch viele junge Leute in den Gebirgen Vorarlbergs und ein ziemlich bedeutender Teil schloß sich später im Inntale den vom neuen die Waffen ergreifenden Tirolern an.

General Beaumont erließ von Lindau aus am 8. August ebenfalls eine Proklamation, worin er dem Lande Amnestie versprach, die Majors und Hauptleute der Landesverteidigung aber zu sich in's Hauptquartier berief, um ihre Gesinnungen kennen zu lernen, d. h. ihre Huldigungen entgegenzunehmen. Nur Doktor

Schneider, „der sich für einen Generalkommissär ausgab,“ und Müller waren ausgenommen, sie sollten nach dem 9. Artikel behandelt werden und dieser Artikel sprach das Todesurteil aus.

Müller, der in Tirol war, entkam später nach England, aber auch Doktor Schneider geriet nicht in die Hände des französischen Generals; der edle Kronprinz verweigerte die Auslieferung.

Es schlug Mitternacht, als ein Wagen donnernd über eine, mit dumpfem Gerassel niedergelassene Zugbrücke fuhr. Greller Fackelschein fiel durch die festgeschlossenen Wagenfenster und erlaubte dem forschenden Auge im Innern jenseits der Brücke eine dunkel gähnende Toröffnung im mächtigen alten Gemäuer zu erkennen.

„Wo sind wir?“ fragt die Stimme des Gefangenen, über den jetzt ein Streiflicht gleitet und die edlen Züge des kaiserlichen Generalkommissärs von Vorarlberg aus der Nacht heraushebt. Es liegt schwerer Ernst in der Antwort — der ersten, die er seit Stunden erhalten:

„Auf dem Hohen Asperg.“

Hier erst sank dem geprüften Manne, nach seinem eigenen Geständnisse, das Herz.

III.

Beinahe zur selben Zeit stöhnte sein junges Weib unter den schmerzlichen Erschütterungen jener schweren bangen Stunde, die auch der Königin, wie dem ärmsten Weibe nicht abgenommen werden kann, und aus dem Kampfe rang sich glücklich ein neues Leben los.

Dem Staatsgefangenen auf dem Hohen Asperg ward eine Tochter geschenkt.

Es ist endlich Zeit, die Aufmerksamkeit wieder auf die junge Mutter zu lenken, nachdem sie so lange unbeachtet geblieben. Die Vernachlässigung liegt aber in der Sache selber begründet.

So lange Schneider an der Spitze der Landesverteidigung für das Wohl Vorarlbergs allein bedacht, alle Stunden des Tages und fast auch der Nacht mit rastloser Tätigkeit erfüllte, hatte der zwar oft auftauchende, aber rasch wieder verdrängte Gedanke an seine Frau keinen Einfluß auf ihn oder seine Handlungen. Marie spielte nicht die Rolle, wie sie mehrere andere Frauen großer Agitatoren hinter den Kulissen der Weltgeschichte durchgeführt und da-

durch oft das Schicksal ganzer Völker durch eine Weiberlaune entschieden haben.

Nur selten kam ein Brieflein an Schneider, das ihm vom Befinden seiner Frau Nachricht gab, noch seltener schrieb er selber. Die Verbindung zwischen Vorarlberg und der Schweiz war so strenge gesperrt, daß alle Vorräte aus der Schweiz mit Lebensgefahr herüber geschwärzt wurden.

Ja sogar die beiden Frauen hatte man nicht über die Grenze lassen wollen und sie wären zur Rückkehr genötigt gewesen, wenn sich ihrer nicht ein Priester angenommen hätte, der eben vorüber wandelte und dem Offizier zusprach, die beiden Flüchtigen nicht abzuweisen, als sie von Bregenz kamen.

Der Offizier wurde später für diese ordonnanzwidrige Handlung strenge bestraft. Der General, der diese Strafe diktierte, war aus der französischen Schweiz gebürtig und befand sich ebenfalls im Löwenhof bei Rheineck einquartiert. Er wohnte im oberen Stockwerke bei Lorenz Custer, dem frühern Vertreter der Schweiz bei der französischen Regierung, indes Marie und Therese Schneider im untern Stocke beim Banquier Fr. August Custer herzlich aufgenommen wurden.

Die beiden Brüder hatten, obwohl sie sonst so ziemlich mit einander harmonierten, doch vollkommen entgegengesetzte politische Ansichten. Der ehemalige Schweizer Gesandte bekannte sich offen und frei für Frankreich und dessen Agressiv-Politik, indessen sein Bruder eine zwar geheime, aber nur um so lebhaftere

Neigung für die Interessen Österreichs fühlte. Diese Sympatie war es auch, die zum festen Bande der Freundschaft zwischen ihm und Doktor Schneider geworden.

So freundlich die Aufnahme gewesen, so aufrichtig die Einladungen zum längern Bleiben waren, so ließ Frau Schneider sich dennoch nicht bewegen, den ohnehin schon über die festgesetzte Zeit währenden Besuch noch weiter auszudehnen, da ihr einerseits die gezierte Aufmerksamkeit des Generals mißfiel und sie andrerseits mit Recht scheute, bei dem immer näher rückenden Zeitpunkte ihrer Entbindung einer Familie zur Last zu fallen, deren junge Hausfrau selbst fortwährend kränkelte.

Die beiden Schwägerinnen hatten im nahe gelegenen Rorschach eine kleine Wohnung gemietet und lebten dort still und eingezogen im fortwährenden Bangen um den geliebten Gatten und Bruder, den die geschäftige Phantasie der einsamen Frauen tausend Gefahren ausgesetzt sah.

Von den wechselnden Nachrichten im höchsten Grade aufgeregt, zitternd um das Leben ihres Mannes, sank das schöne junge Weib endlich besinnungslos aufs Lager, um als Mutter zu erwachen und mit dem ersten Blick der aufgeschlagenen Augen glückselig ihr Kind zu umhüllen.

Die geistige Erschütterung der letzten Tage, die ihrer Niederkunft vorhergegangen war, fesselte die entkräftete Frau ungewöhnlich lange an das Krankenbett. Sie war noch sehr schwach, als eines Tages

Therese aus dem Zimmer gerufen wurde und einige Minuten später wieder eintrat, um die Schwägerin zu fragen, ob sie im Stande sei, einen Besuch zu empfangen.

„Ist's mein Mann? ist's Anton!“ rief sie und erhob sich im schnellkräftigen Gefühl der Freude leicht vom Lager, die zitternden bleichen Hände gegen die Türe ausgestreckt.

„Nein, Marie,“ bemühte sich Therese die Erregte zu beruhigen, „aber ein Herr, der Dir von ihm erzählen will, ein wütembergischer Offizier. Darf ich ihn einlassen?“

„Frage doch nicht! schnell, er will mir ja von Anton erzählen.“

Der Fremde trat ein. Es war Oberstleutnant von Lalanse. Tief verbeugte sich der Ehrenmann vor der schönen blassen Frau, deren Unglück ihm sehr zu Herzen ging.

„Ist mein Mann wieder frei? ist er in Bregenz?“ fragte sie ungeduldig, nachdem er sich mit wenig Worten vorgestellt hatte.

„Leider kann ich Ihre Frage nicht bejahend beantworten, Madame,“ erwiderte der wackere Offizier und zuckte dazu betrübt die Achseln, „und seine Gefangenschaft ist so quälend für mich, als wäre mir ein Brandmal der Schmach aufgedrückt.“

„Ihnen? wie das? ich verstehe Sie nicht.“

„Ja mir,“ versetzte er und seine Auge senkte sich zu Boden, als wehre ihm die Scham den freien Aufblick. „Dies ist die Ursache, weshalb ich hieher ge-

eilt bin, Ihnen wenigstens meine Achtung zu beweisen und einen Vorgang abzubitten, den ich freilich nicht verhindern konnte — da es mir verweigert ist, mich vor Ihrem Gatten selbst zu rechtfertigen und seine Vergebung zu erbitten.

Lalanse schwieg, da er aber sah, daß Maries Auge scheu und mißtrauisch auf ihn blickte und ihr Atem bang und hastig flog, so fuhr er weich, wie es sonst nicht in des ernsten Kriegsmannes Art war, fort.

„O erschrecken Sie nicht vor mir, Frau Schneider," sagte er mit einem milden Blick, „Ihr Gatte ist überhaupt nicht mehr bedroht und in dieser Hinsicht muß ich selbst seine Gefangenschaft — von der sie ja schon wissen — ein glückliches Ereignis nennen. Wäre er in die Hände der Franzosen gefallen, so hätte sich sein Schicksal nach den strengen Befehlen, die Napoleon über die Behandlung Tirols und Vorarlbergs erließ, weit härter gestalten können. Ich hatte aber gehofft, Se. Hoheit unser Kronprinz könnte der Vermittler zwischen Doktor Schneider und seiner erzürnten Regierung sein. Der König von Bayern hätte eine so wirksame Fürsprache hören müssen. Das war der Hintergedanke — und ich glaube, er war kein unedler — der mich bei dem Abschluß der Kapitulation leitete, in welchem ich Ihrem Herrn Gemahl, sowie allen Einwohnern Vorarlbergs vollkommene Sicherheit der Person und des Eigentums verbürgte. Ich muß es mit Bedauern gestehen, Prinz Paul hat die Kapitulation nicht gehalten." Des Soldaten Stimme

wurde lebhafter im selben Maße, als sein Auge finsterer blickte und seine Wange sich höher färbte. „Ich habe von nun an nicht mehr das Recht, meinen Namen zu unterschreiben, oder ich muß darauf verzichten, dieser Unterschrift Achtung zu verschaffen. Der Oberstlieutnant von Lalanse verdient keinen Glauben. — Es ist bitter, Madame, seinen ehrlichen Namen preisgegeben, sein Wort von fremdem Machtspruch gebrochen zu sehen und es ist die schwerste Prüfung für den Gehorsam des alten Soldaten, in solchem Falle — zu schweigen. Ich habe meinem Fürstenhause mehr geopfert als das Leben.“

Dieser Ausspruch des tiefen Grams trug so unverkennbar den Stempel der Wahrheit, daß die Kranke sich unwillkürlich zu dem schwergekränkten Manne hingezogen fühlte und aus ihrem Auge Freundlichkeit und Teilnahme leuchtete. Die Wahrnehmung dieses Gefühles tat dem Oberstleutnant sichtlich wohl und mit erleichtertem Gemüte nahm er nach einer Pause seine Rede wieder auf.

„Wie gesagt, fürchten Sie für Doktor Schneider nichts,“ sprach er ermunternd. „Sein Leben ist auf alle Fälle gesichert und ist sein Gewahrsam auch strenge, so wird er als Staatsgefangener doch einer verhältnißmäßig guten Behandlung teilhaft. Auf Hohen Asperg ist er vor der ersten Wut der Franzosen geschützt, der Kronprinz weist entschieden jeden Anspruch zurück. Indessen hat Graf Reisach bereits im Namen der bairischen Regierung Requisitionen eingeleitet und ich zweifle nicht daran, daß alsbald

auch seine Auslieferung an Baiern erfolgt, wo dann doch auf seine Dienste, die er unbestreitbar in der Pazifizierung Vorarlbergs geleistet, Rücksicht genommen werden muß."

„O wie sehr erleichtern Sie mir das Herz," atmete Marie hoch auf, indem sie die Hände dankbar über der Brust faltete. „Gott möge Ihr edles Herz lohnen, daß Sie gekommen sind, mich zu trösten in meiner unsäglichen Angst. Sie müssen nehmen, daß immer ein Gerücht dem andern widersprach, so konnt' ich nichts Gewisses erfahren und dabei bin ich hier gefesselt und kann nicht hin eilen, mich seinen Richtern zu Füßen zu werfen und um ihre Gnade zu flehen. Gott lohne Ihnen Ihr edles Werk und," setzte sie nach einigem Zögern hinzu, „Ihr edles vereiteltes Wollen."

Bei diesen letzten leiser gesprochenen Worten reichte sie die schmale, mager gewordene Hand unter der Decke hervor und Lalanse faßte sie hastig mit seinen beiden, die vor Aufregung zitterten.

„Sie also reichen mir doch noch die Hand?" rief er gerührt. Sie also scheuen sich nicht dem „Oberstleutnant Lalanse" die Hand zu reichen? Gott kann mir ja gar nicht mehr geben, als Sie Madame in dieser Stunde tun. Es hat keiner das Recht, mir seine Hand zu verweigern, da sie mir ja von Ihnen geboten wird."

„Auch ich danke Ihnen vom Herzen," sagte Therese, der die Tränen der Rührung über die Wangen

ließen, „daß Sie uns über das Schicksal meines Bruders so tröstliche Aussichten eröffnen.

Sie wollte noch mehr sprechen, aber die Magd sah in's Zimmer herein und rief sie ab. Sie kehrte jedoch sogleich zurück und brachte abermals einen Herrn mit sich.

„Sieh, Marie," rief sie, „heute ist ja ein wahrer Glückstag. Der Herr Doktor Meier bringt ebenfalls gute Nachrichten."

„Ja, Madame Schneider," wandte sich der Angekommene ohne von Lalanse besonders Notiz zu nehmen, an die Wöchnerin. „Mit Gottes Hilfe wollen wir's so richten, daß Ihr nichts mehr zu fürchten habt. Wir haben in St. Gallen eine ganze Deputation zusammengestellt und wollen jetzt zum General Beaumont hinüber, Fürbitte einlegen für Euern Mann. Der hat's nicht verdient, daß man so mit ihm umgeht. Er hat ja gar nichts Übles getan. Und werden seiner Person Schadenersätze zugemutet — nun, so sind wir da und bezahlen gern für ihn und wenn es dreißigtausend Gulden sein sollten."

„Brave Schweizer," murmelte Lalanse, der das letzte Anerbieten zu schätzen wußte. Freilich klang es prosaisch genug, aber dem Schweizer ist das Geld eben einmal unendlich viel wert und deshalb war gerade die Bereitwilligkeit, eine solche Summe zu zahlen, eine scharfe Charakteristik für die große Freundschaft und Opferfreudigkeit der St. Gallner. Wie hoch mußte Schneider nicht in ihrer Achtung stehen!

Aber auch die junge Mutter war gerührt durch diese Beweise so lebhafter Teilnahme und vermochte ihrem Danke kaum hinreichend Worte zu geben.

Doktor Meier jedoch wehrte ihr.

„Ihr dürft Euch nicht so aufregen und auch nicht so viel sprechen," rief er, „das könnte Euch schaden, seht ohnedem übel genug aus, hat Euch hergenommen und müßt zusehen, daß Ihr wieder die schöne Frau von früher werdet. Aber noch eins," brach er seine weniger galante als gut gemeinte Ermahnung ab, „ich soll Euch noch fragen, ob wir Euch nicht irgendworin dienen könnten. Sagt's nur frei, wenn's Euch etwa an Geld fehlt."

„Ich danke Euch Herr Doktor," fiel ihm Therese in's Wort, „ich danke Euch recht sehr, aber wir sind nicht bedrängt, wenn wir auch schon lange von Bregenz entfernt sind. Unser gnädigster Kaiser hat für die Schwägerin reichlich gesorgt. Herr Delisle hat uns auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers unterstützt und der Schwägerin zu ihrer Niederkunft von Sr. Majestät gar eine ganze Schüssel voll Dukaten übersendet. Es sind zweihundert Stück und ein prächtiger Anblick."

„Ja, wenn Euer Kaiser Euer Banquier ist, da habt Ihr's freilich vornehmer, als daß Ihr von einem einfachen Schweizer Bürger Hilfe annähmet."

„So ist's nicht," entgegnete jetzt Frau Schneider, „und es ist gar nicht freundlich von Euch, daß Ihr's so aufnehmt, wißt recht gut, wie wir's meinen."

„Nun ja in Gott's Namen," rief Doktor Meier mit komischem Schrecken, muß ich mich da auch noch von den Weibsleuten abkanzeln lassen. Nicht wahr, Herr, — es ist gut, daß die Weiber keine Advokaten werden dürfen? wir hätten alleweil Unrecht."

Lalanse, an den die letzten Worte des kaustischen Doktors gerichtet waren, lächelte zustimmend und bot sich als Führer an.

„Wenn es den Herren der Deputation genehm wäre," sagte er, „so könnte ich vielleicht dahin wirken, daß sie rascher vorgelassen werden. Ich will selbst zum General Beaumont."

„Ja freilich ist's uns angenehm," rief der Doktor, „denn Zeit haben wir keine zu verlieren. Zeit ist Geld, sagen die Engländer und wir Schweizer sagen's auch: Times is monney. Also, wenn Ihr wollt, Herr Offizier? — wir sind bereit."

Beide verabschiedeten sich von der jungen Frau und ihrer Schwester. Doktor Meier mit einem tröstenden Scherze auf den Lippen, Lalanse tief ergriffen.

Auch in Bregenz war man um Doktor Schneider nicht wenig in Besorgnis und es zeigte sich hier so recht, wie ein Ehrenmann doch in keiner Lage ganz verlassen dasteht, und wie die Menschen lange nicht so egoistisch und undankbar sind, als so mancher Philosoph in so scharf präzisierten Ausdrücken selbstgefällig hinwirft, der nie versuchte, Dankbarkeit zu verdienen und dessen wohlklingender pessimistischer Ausspruch von einer Menge als entzückender Wahr-

spruch beklatscht wird, die nie mit wahrem Ernst nachgedacht hat und Geist, Witz und Tiefe durch diese Beistimmung zu beweisen vermeint. Die magersten Urteile werden meist als die besten angenommen, weil sie mit ihren scharfen Ecken so leicht verwendet werden können, andere damit zu verletzten.

Doktor Schneiders Freunde wußten sich nicht zu raten, bis endlich Doktor Willam eine Bittschrift um gnädige Behandlung des ehemaligen Generalkommissärs und um seine Requisition aus würtembergischer Gefangenschaft aufsetzte. Er schilderte darin die Verhältnisse, unter welchen Doktor Schneider, der weder ein Anstifter noch Urheber des Aufstandes gewesen, an's Ruder gerufen worden sei, als dieser schon ausgebrochen war, und wie durch dieses edlen Mannes Leitung viel Schlimmes verhindert worden.

Dieses Gesuch wurde von den Gemeindevorstehern und allen in Bregenz befindlichen königlichen Beamten unterfertigt und eine Deputation dieser letztern, begleitet vom Stadtpfarrer Steger und einem Magistratsrate, übergab es an General Beaumont, der seine Verwendung zusagte, auch dem Lande das Beste versprach; nicht destoweniger jedoch beinahe unmittelbar darauf hundertsiebzig der patriotisch gesinntesten Männer aus allen Teilen Vorarlbergs aufheben und als Geiseln nach Ulm und später nach Straßburg bringen ließ, wo sie ihre Freiheit erst wieder erhielten, als durch die Vermählung des Kaisers Napoleon mit der Erzherzogin Maria Louise von Österreich die politischen Zustände Europas konsolidiert,

die Ketten Deutschlands unzerreißbarer denn je geschmiedet schienen.

Ein zweites ganz ähnliches Gesuch übergab die Deputation einige Tage später dem erst aus dem Oberlande zurückgekehrten königl. bairischen Generalkommissär Grafen von Reisach, der sich mit warmer Teilnahme des verarmten Landes annahm.

„Wie kommen Sie dazu, meine Herren," nahm Graf Reisach mit finsterm Blick und Ton die Bittschrift entgegen, „sich für den Rebellen gegen seinen rechtmäßigen Herrn, für den pflichtvergessenen Beamten zu verwenden? Sein Benehmen läßt sich in keiner Weise verteidigen, und ich vermag es nicht Ihren Schritt zu begreifen. Ist das vielleicht ein Beweis für Ihre gerühmte Loyalität? oder trauen Sie der Regierung nicht genug Einsicht und Gerechtigkeit zu, um einen wortbrüchigen Diener nach seinen Verdiensten zu behandeln? Wollen Sie in dem Momente Nachsicht verlangen, wo das Volk des Illerkreises die allzugroße Langmut seines gütigen Monarchen noch immer nicht zu würdigen weiß und in unbegreiflicher Verstocktheit die Gnade Sr. Majestät verwirft, den fortgesetzten Aufruhr der Amnestie vorzieht? Nur eine strenge Hand kann hier Gehorsam finden und wenn wir nicht neuerdings die Flammen über unsern Häuptern zusammenschlagen sehen wollen, so müssen wir wenigstens dies eine Exempel statuieren, das eine Urteil wird hundert andere überflüssig machen und ebenso vielen das Leben erhalten. Ich kann Ihr Einschreiten für diesen Hochverräter

nur tadelnswert finden, da es ja unaufgefordert stattgefunden hat. Es wäre besser, Sie hätten Ihre Sympathien, um die Sie niemand fragte, für sich behalten."

Der scharfe Tadel des Generalkommissärs hatte die Beamten verblüfft, viele von ihnen verwünschten ihr gutes Herz, andere waren blos von dieser fremden Anschauung ihrer schönen Handlung eingeschüchtert, diese Seite hatten sie völlig aus dem Auge gelassen. Da alle verlegen und stumm blieben, so war Graf Reisach im Begriffe, sie zu entlassen, als der Dekan vortrat und dem ungnädigen Winke des Generalkommissärs zuvorkam.

„Wenn unser untertänigstes Gesuch," sprach er mutig, „unaufgefordert unsere Meinung über den Doktor Schneider aussprach, so können Sie, Herr Graf, eben darin den allerstichhältigsten Beweis ihrer Triftigkeit erkennen. Blos unser eigenes innerstes Gefühl hat uns veranlaßt diesen Schritt zu tun, den Sie so sehr mißbilligen und den ich, wenigstens vom Standpunkte der Rechtlichkeit aus, nur gut heißen kann."

„Vom Standpunkte der Rechtlichkeit?" rief Graf Reisach, „ich wäre doch begierig zu erfahren, wie sie das beweisen wollen."

„Das denk' ich, ist in unserer Bittschrift klärlich dargetan," versetzte der Pfarrer. „Doktor Schneider hat sich nicht blos um sein Vaterland verdient gemacht, das er vor der zerstörenden Anarchie bewahrte, sondern auch um Würtemberg, Frankreich,

Baden, deren Gefangene er mutvoll gegen die Volkswut schützte; am allermeisten aber um Baiern selber. Alle Oberbeamten bis auf die Herren Landrichter Bereiter und Metz hatten das Land verlassen und wer hat die auf ihrem Posten gebliebenen Beamten vor Unglimpf bewahrt, wer hat sie geschützt? Ich frage Euch, Ihr Herren, hattet Ihr nicht alle dem Doktor Schneider Eure Sicherheit zu verdanken."

Auf diese, an den Kreis der Beamten gerichteten Worte trat auch der Kreisingenieur Gazda von Bregenz vor.

„Wir verdanken ihm noch mehr," rief er ohne Scheu, „wir verdanken ihm alle das Leben! Ist es nicht so, meine Herren?"

Trotz der früheren einschüchternden Worte des Generalkommissärs war jetzt doch nicht ein einziger, der nicht frei heraus mit einem „Ja" geantwortet hätte. Auch Metz nahm jetzt das Wort und zeugte für Schneider, er erzählte, wie er für ihn gegen Hauptmann Camihel Partei genommen und ihn vor dessen Gewalttätigkeiten gerettet hatte; er erinnerte an die Art und Weise, wie Schneider mit dem verhaßten Mautbeamten verfahren war.

„Unser Gewissen, Herr Graf, hat uns aufgefordert, unsere Fürbitte für den edlen, in's Unglück geratenen Mann einzulegen und so unsere Schuld an ihn abzutragen. Möge der Erfolg für uns selbst welcher immer sein, wir werden den Schritt nicht bereuen können, er macht uns doch von dem Vorwurfe der Undankbarkeit frei."

Einer so entschiedenen Sprache gegenüber hielt des Grafen Unmut nicht Stand. Er war keiner jener bornierten, von Beamtenstolz gesättigten und von seiner eigenen ungeheueren Wichtigkeit tief durchdrungenen Chefs, die jede eigene Meinung ihrer Untergebenen für Meuterei, jeden Zweifel an ihrer Unfehlbarkeit für offenbaren Hochverrat am Monarchen erklären, weil sie ihre eigene Person mit der Regierung, die Regierung aber mit dem Fürsten selbst identifizieren und diesen letzteren mit Gott, so daß jeder ihrer Bureauerlässe zu einem der Gebote vom Berge Sinai wird, und jeder Übertreter — ihrer Meinung nach — der vollkommensten Vernichtung anheimfallen müßte.

Einsichtsvoll und mit freundlicher Gesinnung an die Beruhigung des abgefallenen Landes gehend, sah er recht wohl die Mißgriffe, die von Seite der Regierung stattgefunden und Vorarlberg so weit gebracht hatten, bis es in offenen Aufruhr seinen Bedrückern gegenüberstand. Indem er scheinbar den Bitten der Deputation nachgab, berechnete er im Innern recht genau die Folgen dieser Nachgiebigkeit als besänftigend und der Regierung mehr Popularität und ein offeneres Entgegenkommen sichernd. Er versprach mit Nachdruck zu requirieren und den Gefangenen vor das Spezialgericht in Memmingen zu stellen, wo er nach Recht und Gnade behandelt werden sollte.

Die wiederholten ernstlichen Requisitionen hatten denn auch den Erfolg, daß Schneider nach eilftägiger

Haft auf dem Hohen Asperg ausgeliefert, und nach Lindau gebracht wurde, wohin das Spezialgericht mittlerweile verlegt worden war. Die Untersuchungen sollten nun beginnen und zwar im öffentlichen Verfahren. Dem stellten sich aber ernste Bedenken entgegen.

Doktor Schneider hatte sogleich nach seinem Eintreffen in Lindau eine Rechtfertigungsschrift verfaßt, worin er im Allgemeinen die Bedrückung Vorarlbergs und einzelne unverantwortliche Handlungen mehrerer königlicher Beamten als Ursache des Aufstandes angab, und über den Bruch der Kapitulation und seine widerrechtliche Gefangenhaltung herbe Klage führte. Unter den bezichtigten Beamten war namentlich auch der Generalkommissär von Mertz, Graf Reisach's Vorgänger genannt.

Da nun vorauszusehen war, wie diese Dinge auch bei den Untersuchungen zur Sprache kommen mußten und diese Erörterungen durchaus nicht geeignet schienen, ein kaum besiegtes und unter die Beamtenherrschaft zurückgeführtes Volk zu beruhigen und unterwürfig zu stimmen, so berichtete Graf Reisach darüber nach München und der damals allmächtige Minister von Montgelas, der ein langjähriger Freund und Gönner des Herrn von Mertz war, gab den Befehl, Doktor Schneider vor der Hand blos vor dem Kronfiskal vernehmen zu lassen.

Es waren darüber Wochen vergangen, während deren die Tiroler von Neuem siegreich die Waffen ergriffen hatten. Sie streiften bis Reutte und über

den Arlberg bis gegen Bludenz, ohne Vorarlberg jedoch zum neuen Aufstande bewegen zu können. Des Landes Kraft war dauernd gebeugt, sein Vertrauen schwer wieder anzufachen. Der Generalkommissär saß im Rathause zu Lindau gefangen, die beiden beliebtesten Offiziere der Landesverteidigung, Nachbauer und Riedmüller, waren nach Tirol geflohen und stellten sich Hofer zur Verfügung, und alle Waffen hatten die eingerückten Truppen mit Beschlag belegt. Plänkeleien und kleine Gefechte dauerten wohl noch fort, bis Mitte November die letzten Scharen über den Arlberg zurückgingen, das Gericht Landeck die Waffen ablegte und auf Tirol die Ruhe des Todes niedersank; aber Vorarlberg blieb vom 6. August an fortwährend mit Truppen besetzt. Die feindliche Einquartierung sog das Land vollends aus, unter ihrem Druck erlahmten die letzten Zuckungen und erloschen die letzten Funken einer schönen Begeisterung, deren vergebliches Auflohen nur Trümmer und Schmerz und Vernichtung zurückließ.

Doktor Schneider befand sich schon einige Zeit wieder in Lindau und der Wunsch seiner Gattin, recht bald selber für ihn Gnade erflehen zu können, war lange nicht in Erfüllung gegangen. Die fortwährende Aufregung hatte in hohem Grade ungünstig auf ihren Gesundheitszustand eingewirkt. Es trat nachträglich eine so völlige Erschöpfung ihres Organismusses ein, daß sie wochenlang an's Krankenbett gefesselt blieb. Endlich war sie so weit wieder bei Kräften, daß sie Rorschach verlassen und nach Bregenz

eilen konnte. Kaum vermochte sie sich auf den Füßen zu erhalten und dennoch ließ sie Kind und Schwägerin zurück, sie konnte keine Rast mehr finden, ehe sie nicht ihren Gatten gesehen; zu ihm drängte sie ihr Herz; zu ihm zog sie jeder zuckende Nerv in der Brust, ein jeder Gedanke des fiebernden Kopfes.

Sie kam nach Bregenz und eilte die Treppe hinauf in ihre Wohnung, ein zitterndes Ahnen erfüllte sie, als müßte er da oben sein, wo sie die seligen Stunden ihrer jungen Ehe verlebt, als müßte sie ihn da wieder finden, wo er sie zum letzten Male an seine edle warme Brust gedrückt und ihr den Abschiedskuß in die Seele gehaucht hatte. O, trügerische Hoffnung!

Die Türen waren geschlossen, das breite Amtssiegel mit dem königlichen Wappen war angelegt. Nichts regte sich da innen, kein Laut — alles war so totenstill — sie war hinausgestoßen aus der Heimat. — Langsam strich sie über die Stirne, als müßte sie sich erst besinnen; dann aber fuhr sie wie neu belebt empor, sie flog die Stufen wieder hinab und bald darauf stand das sonst so mädchenhaft scheue Weib vor dem Grafen Reisach, der eben in Bregenz anwesend war.

Alle Scheu war vergessen, sie suchte nicht mehr nach einem Halt, genug war sie sich selber — ihr Stern, ihre Stütze war der eine alles verschlingende Gedanke: — ihr Mann!

Edle Charaktere wachsen mit den Ereignissen, die sie durchzukämpfen haben. Die schwache Frau wird

zum Helden, wenn sie die Umstände zum Kraftaufwande zwingen. Freilich, wo die latente innere Kraft fehlt, da bläst auch ein Orkan das Herz nicht in Glut.

Marie war rasch gegangen, sie hatte ihre körperliche Schwäche nicht gefühlt, das eilige Treppensteigen hatte ihren Atem beschleunigt und ein zartes Rot auf ihre abgemagerten Wangen gezaubert. Sie war noch immer schön — ja ihre Schönheit erschien viel geistiger und edler noch als früher.

Noch konnte sie kein Wort hervorbringen, sie hatte die Hand auf ihre Brust gedrückt, wie um ihr rasches Athemholen zu bezwingen. Vor ihren Augen schossen auf schwarzem Grunde glänzend farbige Kreise auf, sie war einer Ohnmacht nahe, ihre zarte Gestalt schwankte und sie wäre vielleicht schon im nächsten Moment zu Boden gestürzt, hätte der Graf nicht rasch ihre Hand erfaßt und sie höflich zu einem Stuhle geleitet. Er bat sie freundlich, ruhig zu bleiben und sich zu erholen.

Nach einer Weile, als die junge Frau zu sich gekommen war und alles wieder in ihre Erinnerung zurückkehrte, sprang sie plötzlich auf und mit gefalteten Händen bat sie um Gnade für ihren Gatten.

„Arme Frau,“ sagte Graf Reifach, dem ihr Name früher gemeldet worden war, mitleidig, „das Recht Gnade ergehen zu lassen, liegt nicht in meiner Hand. Was ich tun konnte, um die Lage des Herrn Doktor Schneider zu erleichtern, habe ich getan, sonst ver-

mag ich nichts, der Prozeß muß eben seinen Verlauf haben."

„O weisen Sie mich nicht ab, Herr Graf," flehte Marie ängstlich, geben Sie mir meinen Mann und meinem Kinde seinen Vater zurück. Er hat ein Kind, Herr. und es war ihm noch nicht einmal die Freude gegönnt, die jeder Bettler empfindet, wenn er sein Kind zum erstenmale küssen und segnen kann. O, geben Sie ihn uns zurück — Ihr Wort vermag viel."

Mit leidenschaftlicher Beredsamkeit drang sie in den Generalkommissär, bis dieser endlich nicht länger widerstehen konnte.

„Nun, ich glaube Ihnen die Hoffnung geben zu können," sagte er endlich zögernd, „daß die königliche Gnade seinen Prozeß niederschlagen wird."

Graf Reisach konnte mit ziemlicher Gewißheit diese Zusage geben, da ihm die Verhandlungen vor dem Konfiskal in ihren Einzelnheiten bekannt waren. Die verschiedensten Dinge kamen zur Sprache. Selbst der königliche Beamte konnte sich nicht verhehlen, daß Vorarlberg ein Recht hatte, die Verbesserung seiner Lage zu verlangen. Besonders stand auch Merz kompromittiert da und Graf Reisach schloß ganz richtig, daß der Minister lieber den ganzen Prozeß unterdrücken, als den Günstling bloßstellen werde, sobald die Untersuchungsakten einmal höhern Ortes vorgelegt würden.

„Sie schenken mir viel mit diesem Troste," rief Marie mit lebhafter Dankbarkeit, „aber krönen Sie

Ihre Güte, Herr Graf, und gestatten Sie mir jetzt meinen Mann zu sehen. Ach! es sind Monate, daß ich von ihm Abschied nahm."

„Liebe Frau Schneider, Sie verlangen zu viel," entgegnete der Graf kopfschüttelnd. „Ich begreife Ihren Wunsch vollkommen, nichtsdestoweniger darf ich Ihnen denselben nicht gewähren. Seien Sie doch einstweilen zufrieden, daß Sie Ihres Gatten Leben gesichert wissen und auf seine Freiheit hoffen dürfen."

„Wer weiß aber wie lange es noch währt, bis ihm diese zurückgegeben wird und so lange soll ich ihn nicht sehen!" Sie hatte dies mit tiefer Traurigkeit gesprochen und der Schmerz verlieh ihrem Antlitze einen so milden Reiz, daß es dem Generalkommissär schwer genug fiel, zu widerstreben.

„Wenigstens so lange er in Untersuchung steht, mit meinem Wissen und Willen nicht. Dringen Sie nicht weiter in mich," fuhr er wie unmutig fort, sonst müßte ich bereuen, Ihnen überhaupt eine gute Nachricht gegeben zu haben."

„Ich bitte ja nicht mehr," versetzte sie mit unendlich wehmütiger Resignation. Der Generalkommissär sprang rasch auf einen andern Gegenstand über.

„Sie werden wohl Ihre Wohnung beziehen wollen," sprach er gleichzeitig an sein Bureau tretend, um einige Zeilen zu schreiben. „Man soll sogleich die Siegel abnehmen, damit Sie nicht mehr gehindert sind. Ich hoffe, Sie werden alles in Ordnung finden, vielleicht ein paar durcheinander geworfene

Papiere ausgenommen, aber das ist in solchen Gelegenheiten eben nicht anders möglich."

Er schellte und übergab dem eintretenden Diener den ausgefertigten Befehl.

Eine Stunde später strich Marie durch die unwirtlichen Zimmer; wirklich war alles ganz in der Ordnung, nicht ein Stuhl stand anders als gewöhnlich, nur in Schneiders Arbeitskabinet waren alle Laden erbrochen und alle Papiere, bis auf das kleinste Stückchen, entführt. Die wichtigsten Schriften glaubte Schneider freilich geborgen, aber durch Drohungen, das Haus anzuzünden, hatten sich Hilbert wie Aberer einschüchtern lassen und gaben alle Dokumente, die bei ihnen verborgen waren, heraus, bis auf einen unbedeutend kleinen Teil, den sie zu retten vermochten.

Diese, auf unbegreifliche Weise verratenen Dokumente, die sich jetzt in den Händen der Würtemberger befanden, wurden nun in verschiedenen Prozessen gegen würtembergische Untertanen gebraucht, die in irgend einer Weise mit dem ehemaligen Generalkommissär von Vorarlberg in Verbindung gestanden waren. Gegen diesen aber ließen sich keine Beweise daraus ziehen, wie man doch sicher erwartet hatte, als Beschlag auf sie gelegt wurde.

Schwankend ging die junge Frau von einem Gemach in's andere, bis sie wieder in's Wohnzimmer zurückkam. Sie setzte sich auf das Kanapee; jetzt erst überkam sie so recht der Schmerz um den abwesenden Gatten, das Gefühl der zerrütteten Häuslichkeit.

Alles war wie ausgestorben. Die Bilder, die Möbel wie tot, als hätten auch sie ihre Seelen verloren, die ihnen früher innewohnten; sie standen so stumm wie graue Gespenster, dick mit Staub überzogen. Jetzt holte Marie aus dem Kasten ein Tuch und fegte den Staub vom Tisch, von einem Stuhl. Dichte Wolken wirbelten au; — aber die junge Frau hielt plötzlich inne. Für wen reinigte sie denn die Dinge? war sie denn zu Hause? sie erschien sich unendlich einsam und verlassen und das Zimmer war ein Kerker, in dem sie eingeschlossen war. Es überkam sie Furcht und Angst. Sie eilte zum Fenster und riß es auf, zur Türe und drückte am Schlosse — ein frischer Luftzug strömte durch das Zimmer, in vollen Zügen schlürfte sie ihn ein. Sie konnte gehen, kein Riegel hielt sie zurück, sie war in keinem Kerker!

Ja, es war doch noch die alte Stube: — hier seine Pfeife, dort das Plätzchen, wo er Abends immer saß und der Teppich war ja auch unter dem Tische zurückgeschoben, als hätte sein Fuß vor einer Stunde erst darin gewühlt. Nur er — er fehlte.

Und sie sollte nicht zu ihm, sie sollte ihn nicht sehen, nach so viel Monaten der Sehnsucht und Seelenangst, sie sollte ihm nicht tausend Vorwürfe machen, wie er ihrer Stimme nicht gefolgt und nun doch in's Unglück gekommen sei! — doch nein! sie war ja stolz im Innersten ihrer Seele auf den geliebten Mann; sie hatte doch mit wonnigem Grauen ihn auf der gefährlichen Höhe gesehen und selbst jetzt

noch, wo er im Kerker für seine Wirksamkeit litt, konnte sie mitten im Schmerz die edle Befriedigung nicht ganz verbergen.

Aber zu ihm mußte sie um jeden Preis; ihr Auge war trocken und an seiner Brust erst hoffte sie auf die lösende Träne. Ach wie streng hatte sie Graf Reisach zurückgewiesen! — Strenge? wie war's? Ja doch! er sagte: Mit seinem Wissen und Willen nicht! — aber ohne sein Wissen und Wollen? ja, ja gewiß, nur offiziell hatte er ihr den Zutritt verboten, er selbst durfte ihr nicht Einlaß gewähren — aber wenn sie ihn durch fremde Hilfe fand, da wollte er davon nichts wissen. Er selbst hatte ihr ja den Weg angegeben — so, gewiß so war sein Ausspruch zu deuten und die Strenge verwandelte sich jetzt in Milde.

Noch einmal sagte sie in ihrer Seele dem Grafen Dank, aber jetzt, da sie das Richtige gefunden zu haben meinte, wollte sie auch keine Minute mehr versäumen. Noch einmal sah sie schaudernd in dem öden Zimmer umher, ehe sie es verließ, diesmal nicht um zu scheiden, sondern um ihren Mann aufzusuchen und doch mit nicht weniger gepreßtem Herzen, als vor einem Vierteljahre.

Vor dem Tore des altertümlichen Ratshauses zu Lindau stand eine Schildwache am dichtbesetzten Gewehrschranken und schritt gleichgiltig auf und nieder. Es war heller Tag und nichts ihrer Aufmerksamkeit würdig als vielleicht die Tauben, die gleich der Schildwache auf dem Platze hin und wieder spazierten,

oder kittweise aufflogen, um sich auf den nächsten Dächern niederzulassen.

Der Platz war menschenleer, nur eine Frau hatte sich dort gegenüber auf der andern Seite des Platzes eingefunden und stand nun schon eine hübsche Weile wie wartend dort, den Blick unverwandt nach den Fenstern des Rathauses herübergewandt, als suche sie da etwas wahrzunehmen. Auf der Straße, die an dem Platze vorüberführte, gingen wohl Leute, aber die Frau hatte ihrer so wenig acht, als der Posten, beide zogen ihre eigene Gedankengesellschaft vor.

Marie war es, die ohne Plan nach Lindau geeilt, das Ziel im Auge, dennoch keine Mittel fand, dasselbe zu erreichen und ihrem Stern vertrauend, hier dem düstern Gebäude gegenüberstand, das in seinen grauen Mauern den größten Wert ihres Lebens umschloß. Von Minute zu Minute war ihre anfängliche Zuversicht mehr gesunken. Das Haus blieb finster und kalt, die Türen verschlossen, aus den Fenstern sah kein liebes Antlitz und nach wie vor schritt pendelartig die Schildwache stumpf und schläfrig ihren eintönigen Weg.

Der Abend rückte allmälig heran und noch immer erschien ihr kein Helfer in der Not. Sie hatte planlos und unbedacht gehandelt, das sah sie jetzt wohl ein; sie hatte auf den Zufall gebaut, anstatt Mittel und Wege zu suchen und zu berechnen; es schwand die Hoffnung, das Herz drückte sich schmerzlich zusammen, sie fühlte ein unendliches Weh aus der Brust herauf schwellen, heiß schoß ihr die Verzweiflung in

die Augen und — was sie lange nicht gekonnt — sie weinte.

Mit gefalteten Händen lehnte sie schluchzend an der Mauer und beachtete kaum, daß plötzlich jemand zu ihr trat, bis sie von einer ziemlich barschen Stimme angesprochen wurde.

„Na, was heult Ihr denn so, Frau, als ob's das Leben kosten sollte?"

Jetzt erst sah Marie auf und erkannte in der zunehmenden Dunkelheit die Gestalt eines bairischen Offiziers von gereifterem Alter, der sie aus seinem martialischen Gesichte mit seelenguten mitleidigen Augen betrachtete.

„Habt Ihr was auf dem Herzen?" fragte er, da er keine Antwort erhielt, rauh und doch gutmütig weiter. „Es ist doch sonderbar, wenn eine einzelne Frau bei angehender Nacht auf freiem Platze schluchzt und weint, als wenn sie ohne Quartier unter Gottes freiem Himmel ihre Kummer- und Schlafstube aufschlagen wollte. Zu letzterm seht Ihr mir doch viel zu anständig aus. Also was giebt's Frau? heraus mit der Sprache."

„Ach! mein Mann ist da im Rathause gefangen," seufzte Marie, „und ich kann nicht zu ihm."

„Sind wohl gar die Frau des saubern Doktors Schneider aus Bregenz drüben, der uns so schön zu schaffen gemacht hat?"

„Ja, das bin ich." So gedrückt das arme Frauenherz auch war, die Antwort klang doch nicht ohne

Stolz, hatte ja der Offizier die Bedeutung ihres Gatten selber unwillkürlich eingestanden.

„Na, dachte mir's," brummte der barsche Fragensteller, „als ich Euch da immer so starr hinübergucken sah und da ich gehört hatte, daß Schneider eine schöne, junge Frau habe, so," das andere verschluckte er. Nach einer Weile aber fuhr er wieder fort. „Ja, das ist freilich kein lustig Ding, an so einen Haupträdelsführer und Rebellen gegen seinen König und Herrn verheiratet zu sein, aber weinen müßt Ihr deswegen nicht, Frau Doktor, es gibt eben noch schlimmere Lagen in der Welt."

Wäre ihre Stimmung nicht so voll Schwermut gewesen, die junge Frau hätte ein Lächeln kaum zurückhalten können, so aber begnügte sie sich damit, leise den Kopf zu schütteln.

„Ich weine ja nur, weil ich nicht zu ihm kann," sagte sie weich. „Seht, Herr, es sind jetzt schon über zwei Monate, daß ich ihn nicht mehr gesehen habe und ich muß ihm doch auch sagen, daß sein Kind wohl und gesund und — daß es ein Mädchen ist."

„Ja, Donnerwetter! das weiß er nicht einmal? da ist's freilich gefehlt," rief der Offizier halb scherzend, halb gerührt aus, „nun hört Frau Doktor, ich bin der Hauptmann von Zoller und habe heute da drüben die Wache, und wenn Ihr mit mir in das alte Gemäuer hinein kommen wollt, so will ich Euch dann da drinnen noch mehr sagen, was nicht so übel klingt, aber hier ist's mir zu offen und daß ich ein bischen ein starkes Organ habe, werdet Ihr schon

gemerkt haben. Kann die verdammten Sourdinen einmal nicht leiden."

Ein Hoffnungsstrahl leuchtete in Marien's Seele auf.

„O, wenn Sie mir helfen wollten, Herr Hauptmann."

„Kommt nur, und fürchtet Euch nicht, soll Euch nichts geschehen," fiel er ihr in's Wort und geleitete sie an der gleichgiltigen Schildwache vorüber in das Rathaus und in ein Zimmer des ersten Stockes, das stark mit Tabaksdampf erfüllt war.

„Da setzt Euch einstweilen nieder und wartet auf mich," sagte er, „laßt Euch die Zeit nicht lange werden, ich bin bald zurück und dann — in Gottesnamen denn!"

Die Türe fiel in's Schloß und der Schlüssel wurde von außen abgezogen. Die letzten Worte des Hauptmanns, so undeutlich sie auch waren, hatten Marie doch mächtig in Aufregung versetzt. Wär's möglich! sie sollte also wirklich zu ihrem Gatten geführt werden, oder kam er vielleicht zu ihr? Was wußte sie von einer Gefängnisordnung? beides erschien ihr so leicht, so ohne jedes Hindernis; sie begriff nicht, warum der Hauptmann so lange fortblieb, er konnte ja schon hundertmal das ganze Gebäude durchschritten haben in der endlosen Weile. Aber warum hatte er sie eingeschlossen? Er konnte ja doch sicher sein, daß sie nicht fliehen werde. Es fiel ihr nicht bei, daß der Hauptmann sie nicht in seinem Zimmer finden lassen wollte, wenn zufällig jemand ihn

suchen kam. Je länger er ausblieb, desto mehr steigerte sich ihre Unruhe, endlich schlich es sich wie Furcht in ihr Herz. Die Phantasie malte ihr vage Schrecken. War sie nicht am Ende blos hereingelockt worden und hatte man mit ihrem Schmerze, mit ihrer Sehnsucht nicht vielleicht blos Spott getrieben? Er sah ja so vertrauenerweckend, so bieder aus, sie konnte nicht an eine Falle glauben. Wie schrack sie jetzt plötzlich zusammen, als das Geräusch des öffnenden Schlüssels mit einem Laute alle Schrecken und alle Hoffnungen zugleich zum heftigsten Sturme anfachte.

„Na, das wäre in Ordnung," sagte der Hauptmann eintretend zu Marie, die vom Fieber geschüttelt, wie gefesselt auf ihrem Stuhle saß, „aber Ihr klappert ja mit den Zähnen, wie im Fegfeuer und es ist doch gar nicht kalt heute. Hm! ist auch so eine Art Kanonenfieber, kann mir's vorstellen. — Na, seid nur ruhig, den Kopf wird's nicht kosten und ich habe all mein Lebtage immer gemeint, daß Mann und Weib zusammengehören. Ihr sollt zu Eurem Mann, Frau Doktor. Was er gefehlt, das möge die Regierung Sr. königlichen Majestät mit ihm ausmachen. Seine Frau vor Gott und der Welt können sie ihm am Ende doch nicht abdisputieren, wie seinen Generalkommissärstitel. Also merkt noch eins. Vor der Türe steht eine Wache, da könnt Ihr also nicht durch, aber eine andere Türe seines Gefängnisses führt in die Wohnung des Ratsschreibers hinüber. Da geht Euer Weg hinein, und wenn der Morgen

graut, wieder heraus. Mit dem Ratsdiener bin ich im Reinen — er ist ein feiger Kerl, aber endlich hat er doch ja gesagt und den Schlüssel wunderbarer Weise gefunden, den er anfangs partout verloren haben wollte. Da die Wache vor der Türe ist, so versteht sich's von selber, daß Ihr ganz leise mit einander sprecht, oder am liebsten gar nicht — aber das halten die Weiber nicht aus," murmelte er mehr für sich hin, dann aber schloß er, „so oft ich die Wache habe, will ich Euch zum Doktor lassen, aber verfehlt den Tag nicht, denn wenn Ihr auch hinein kämt, so könnte Euch doch leicht eine Visite unangenehm überraschen und dann ist der Teufel los. Also Abends, wenn's dunkelt, hinein, aber Morgens noch vor der Sonne wieder heraus, merkt's Euch, Frau Doktor — und jetzt kommt und haltet Euch an meinem Arm, damit Ihr nicht so zittert und schwankt."

Die Stütze war wirklich notwendig, denn die arme Frau befand sich in solcher Aufregung, daß ihr das schwellende Gefühl sogar die Sprache benahm, sie vermochte dem edlen Manne, der ihretwegen seine eigene Freiheit und Stellung in die Schanze schlug, auch nicht mit einem Worte zu danken.

Sie stiegen eine Treppe hinauf, durchschritten einen Korridor und mehrere Zimmer, der Gang der jungen Frau wurde immer unsicherer und langsamer und jetzt vor der letzten Türe brachen ihr die Kniee ein, sie mußte sich mit beiden Händen an dem Arme Zoller's halten, der jetzt das letzte scheidende Hindernis beseitigte und den Schlüssel mit fester Hand umdrehte.

Auch da drinnen in der düstern Stube, die kein Licht erhellte, jenseits der Türe pochte rasch und heftig ein wogendes Herz. Der Hauptmann hatte es früher nötig gefunden, den Gefangenen vorzubereiten, damit kein heftiger Laut der Überraschung und Freude den Posten vor dem Gefängnisse aufmerksam mache.

Da stand er jetzt zitternd an die Mauer gelehnt, knapp an der Tür; das Ohr hatte gespannt den nahenden Tritten entgegengelauscht; ja das war der leise schwebende Schritt einer Frau neben den schweren des Hauptmanns — der Schritt seiner Frau.

Das geliebte Weib war gekommen, ihn im Kerker aufzusuchen, es war nicht mehr blos sein Weib, es war die Mutter seines Kindes. Wo war das Kind? wie erging's ihm? und wie der Mutter? alles sollte er jetzt hören, in der nächsten Sekunde schon. Da war sie, die junge Mutter, die doppelt, die hundertfach nun Mehrgeliebte — und nur mehr eine Türe war zwischen ihnen — und er durfte sie nicht mit seinen Händen aus den Angeln reißen, durfte nicht rufen, nicht aufschreien im wildesten Stürmen seiner Adern: Marie, Marie!

Noch einmal drehte sich der Schlüssel und schluchzend lagen die beiden Menschen mit den zum Zerspringen vollen Herzen einander in den Armen.

IV.

Küss' mir das Kind, Marie und auch Therese lass' ich grüßen; wenn Du vielleicht an die Mutter schreibst, so mahne sie, sie solle sich nicht grämen.

So sprach Doktor Schneider einige Monate später zu seiner jungen Frau, die auf seinen Knien saß und ihre Wange träumerisch an die seine gelehnt hatte. Schneider war noch immer gefangen im Rathause zu Lindau, aber sein Prozeß war am Versiegen. Längst waren die Akten eingeschickt und noch immer kein Befehl zum öffentlichen weiteren Verfahren eingelaufen. Alle Wochen ein paarmal hatte der wackre Hauptmann von Zoller den Gatten einige Stunden des Zusammenseins geschenkt, für die sie ihm aus tiefster Seele dankten. Das Geheimnis ihrer Zusammenkunft war bis jetzt strenge gewahrt und nur der Ratsschreiber in dasselbe eingeweiht.

Zoller hatte ihn jedoch ganz richtig beurteilt. Dem barschen Verlangen des Offiziers vermochte er anfangs freilich nicht zu widerstehen, seine Angst vor Entdeckung und der unvermeidlichen Strafe und Dienstesentlassung wuchs aber von Woche zu Woche

und wenn er sich dabei nicht selber blosgestellt hätte, wäre vielleicht alles von ihm schon lange verraten worden. So aber begnügte er sich, den Mißmut immer deutlicher zu zeigen. Darauf aber achtete Niemand und am wenigsten Marie, die alles andere vergaß und glückselig war, wenn die Stunde wieder schlug, die sie in die Arme ihres Gatten führte. Wie dumpf schlug dagegen beiden die Stunde, die sie am Morgen wieder trennte, doch hatten sie bis jetzt dieselbe noch nie versäumt, weil sie sich nicht der Gefahr aussetzen wollten, durch eine kurz gewonnene Minute vielleicht alle Gelegenheit, sich weiterhin zu sehen, wie der Verschwender zu verscherzen, der die rasch verflüchtigten Genüsse einiger Augenblicke mit den härtesten Entbehrungen durch Monate, Jahre — oft durch's ganze Leben erkauft. Dazu trat noch die Rücksicht für den edlen Spender dieses Glückes, gegen den ein Vergessen — Undankbarkeit gewesen wäre.

Auch heute nahte die Stunde auf allzuraschen Schwingen. Jeden Schlag der alten Ratshausuhr zählte das Paar mit schmerzlichem Stocken der Rede. Noch eine halbe Stunde — noch eine Viertelstunde! — atmete der Gefangene dann hoch auf und flüsterte wieder die unzähligemal schon wiederholten Worte. Man will vor jeder Trennung immer noch alles sagen und jedes Auseinandergehen auf einige Tage nur, ist für liebende Herzen immer eine Trennung.

„O! Du weißt nicht, wie herzig und lieb das kleine Ding ist, Anton,“ erzählte Marie, bei der jetzt auch das Gefühl der Mutter wieder in ihre Rechte

getreten war, da ihr die unnennbare Angst um den Gatten nicht mehr das Herz verschloß. „Es streckt mir schon die Arme entgegen und schlägt damit die Luft, wenn ich mich ihm nähere. Und so lieb Thereschen die Tante Therese hat, so weint sie doch nie, wenn ich sie von Therese nehme, was sonst niemand tun darf. O, sie ist sehr lieb und aus ihren großen blauen Augen, da kann sie ganz so drein sehen, wie Du selber, freundlich und trotzig. Es sagt's ein jeder, wie sehr sie Dir gleichsieht."

„Wie die Leute doch scharfe Augen haben," scherzte Schneider, „und so unläugbare Ähnlichkeiten finden, bei kleinen Kindern, die kaum noch Züge haben! Aber vielleicht wäre ich selber so, wenn ich das Ding sehen und küssen könnte, nur fände ich ganz gewiß, daß es Dir gleicht, — es muß Dir ähnlich sein, sonst mag ich's gar nicht."

„Sprich doch nicht so, das ist ja Frevel," verwies ihn die liebliche Gattin. „Ich war so stolz, daß es Dir gleicht — siehst Du, ich habe immer gedacht, wenn das Kind nur Deine Augen bekäme, in die seh' ich gar so gerne. Es ist auch bei Thereschen schon so viel Verstand in ihnen — man meint, sie wolle immer etwas recht Gescheidtes sagen und auch die Sprache müßte schon im nächsten Momente kommen. Ja gewiß, sie ist viel weiter vor, als sonst Kinder ihres Alters."

„Daß doch jede Mutter ein Wunderkind besitzt, das hat die Natur schon besonders gut eingerichtet," gab Schneider lächelnd zurück, „das eine ist viel ge-

scheidter, das andere viel gesünder, das dritte viel zarter und ein anderes wieder viel fröhlicher oder stärker, als andere Kinder und so giebt's immer Ursache zu Mutterstolz und Freude. Nun, sei nicht böse mein Herz, ich zweifle ja gar nicht an der Kleinen außerordentlichen Eigenschaften; ein Kind, das eine so wackre Mutter hat, kann gar nicht gewöhnlich und unbedeutend sein."

Die letztern Worte hatte Schneider mit mehr Ernst gesprochen, und sein Arm, der die Geliebte fester an seine Brust drückte, gab ihnen noch mehr Kraft und Innigkeit.

„Und vor allem mußt Du wohl den Vater nennen!" sagte sie leise, indem sie sich zärtlich an ihn schmiegte und dann ihr Vertrauen erschloß. „Sieh' Anton, ich muß Dich doch gar sehr achten und bin stolz auf Dich, wenn mir auch Dein Schicksal schon viel Gram gekostet hat. Wir Frauen lieben einmal die Ruhe und Sicherheit und erschrecken vor den Gewittern am Himmel und im Leben, aber ich weiß doch, daß mich die andern Frauen um einen solchen Mann beneiden, so sehr sie mir auch von ihrer Teilnahme und ihrem Bedauern vorerzählen."

„Und dieser Neid, den Ihr so gerne erweckt, verstärkt wohl noch die Liebe zu uns Männern und die Liebe nimmt wieder ebenso ab mit dem Neide?"

„Pfui Anton! das ist sehr garstig von Dir!" schmollte Marie, „in dieser Laune bist Du nicht lieb. Bin ich nicht Deine Frau geworden, als noch kein Gedanke an eine Erhebung durch's Land ging? Nein,

Anton, ich will keinen Kuß — Du hast mir sehr wehe getan."

Sie wandte sich gekränkt ab und erhob sich, aber plötzlich zuckte sie bange zusammen. Die Uhr schlug fünf.

„Um Gott! schon fünf!" stammelte sie und gänzlich auf ihren Unwillen vergessend, schlang sie beide Arme um seinen Nacken und für den einen verweigerten Kuß hing sie jetzt an seinem Munde, als wollte sie seine Seele in die ihre saugen.

Aber auch er hatte sie fest an sich gedrückt; der Scherz, der leise Spott war weggehaucht aus seiner Stimmung, seine Lippen zuckten schmerzlich, als er die Geliebte zur Türe geleitete und vor überwallendem Gefühle nicht zu sprechen vermochte. Jetzt raffte er alle Kraft auf.

„Leb' wohl, Marie," flüsterte er, „recht, recht wohl und küß' mir die Kleine. Denk' an mich indessen, ich werde es fühlen und Dienstag komm' um eine Viertelstunde früher, die Nacht wird ja jetzt immer länger. Leb' wohl meine Seele."

Er zog sie noch einmal an sich und dann gewann er es über sich, sie von seinem Halse zu lösen. Er drückte auf die Klinke, die Türe aber wich nicht.

„Was ist das?" zuckte es mehr durch seine Seele, als er es rief. Er drückte wieder und wieder, immer stärker, immer hastiger, — die Türe blieb geschlossen. Er pochte leise und immer stärker, es kam keine Antwort, es nahte sich kein Schritt. Die Türe war verschlossen, darüber blieb kein Zweifel und

Marie war im Gefängnisse, jeder Augenblick konnte einen Unberufenen und die Entdeckung herbeiführen.

Unschlüssig hielten sich beide an der Hand. Erst noch hatten sie so sehr gewünscht, sich nicht trennen zu müssen, erst noch erschien ihnen jede weitere Minute ein Schatz und jetzt waren sie ja gezwungen, beisammen zu bleiben, weshalb schnürte die Angst denn ihr Herz so enge, daß die Freude gar keinen Raum mehr darin fand? Weshalb hatten sie jetzt für nichts anderes Sinn, als für das Aufsuchen einer Möglichkeit, Marie ungesehen aus dem Zimmer — aus dem Rathause zu bringen.

Bei ihr war es mehr der Schrecken allein, den das Unerwartete auf den Menschen ausübt und der augenblicklich alle Kräfte des Geistes lähmt, bei dem einen auf eine Sekunde, bei dem andern auf Stunden hinaus, wie ihre Nerven es bedingen. Bei Schneider fand sich zur Ratlosigkeit noch die Qual, seinen Wohltäter einer Gefahr ausgesetzt zu sehen, an der er freilich schuldlos war, aber darum nicht weniger von Vorwürfen litt.

„Wo willst Du hin?" rief Marie zagend und hielt den Gatten, der auf den Haupteingang zuschritt, an der Hand zurück.

„Es bleibt nichts anderes übrig. Um halb sechs erscheint der Profoß mit der Morgensuppe und verbindet damit seine Visite. Warten wir solange, so ist jedenfalls alles verloren. Das einzige Rettungsmittel ist also, den Hauptmann rufen zu lassen. Es bleibt immerhin noch vom Zufall abhängig, ob er

kommt, oder jemand anderer, aber wir haben doch die Chance. Es ist keine Zeit zu verlieren."

Schneider pochte kräftig an der Türe, die nach dem Korridor hinaus führte.

„Ich verlange den Herrn Hauptmann v. Zoller," rief er laut, „er möchte die Güte haben, heraufzukommen — aber sogleich."

„Still, da drinnen," ließ sich die Stimme der Schildwache vernehmen, aber Schneider gab nicht nach.

„Ich muß den Herrn Hauptmann sprechen, die Sache ist höchst wichtig — sie kann nicht verschoben werden. Es fällt auf Euer Gewissen, wenn Ihr den Herrn Hauptmann nicht benachrichtigt."

Trotz allen Lärms wären diese Beschwörungen dennoch fruchtlos gewesen, wäre nicht eben der Posten vor seiner Türe abgelöst worden, so daß derselbe das Verlangen des Gefangenen seinem Hauptmanne melden konnte.

Zoller, der sogleich eine Widerwärtigkeit ahnte, eilte allein zu der Arreststube hinauf und trat rasch durch die nur ein wenig geöffnete Türe.

In der bangsten Erwartung hatten die beiden Eingeschlossenen indessen die Minuten verbracht.

„Seid Ihr bei Sinnen, einen solchen Lärm zu schlagen und die Frau noch da?" murrte Zoller, „ich dächte, Ihr solltet lieber still sein wie eine Maus, und Ihr Frau Doktor habt auf die Stunde vergessen. Das ist eine saubere Ordnung!

Mit wenigen Worten erklärte Schneider den Sachverhalt.

„Da hat der Teufel wieder seine Nasenspitze hineingesteckt,“ fluchte der Offizier, indem er vergebens das Schloß aufzudrücken versuchte. „Den verdammten Ratsschreiber soll das höllische Donnerwetter — —! Nur ruhig geblieben, will gleich selber sehen. — Aber diese nichtswürdigen Federseelen und Tintenherzen.“

Wetternd verließ er das Zimmer und eilte in des Ratschreibers Wohnung. Er fand den Mann ruhig in seinem Bette, aber der Hauptmann fühlte keine besondere Rücksicht gegen den fingierten Schlummer. Er donnerte den Schreiber aus dem Bette und schleppte ihn erzürnt zu der verhängnisvollen Türe.

„Heraus mit dem Schlüssel und aufgesperrt, verschlafene Philisterseele,“ rief er, „weshalb ist die Türe zu, will er uns alle in die Patsche bringen mit der verteufelten Siebenschläferei?“

„Der Schlüssel steckt, Herr Hauptmann,“ stotterte der Schreiber, dem die Winterkälte in dem ungeheizten Zimmer empfindlich durch die mangelhafte Nachttoilette drang, „aber ich kann nicht aufsperren.“

„Und warum zum Kuckuck nicht? ich finde aber nichts von einem Schlüssel,“ sagte Zoller, der in der Finsternis vergebens an dem Schlosse herumtastete.

„Ja, der Bart ist darin.“

„Was, bei allen Bärten der Welt, hat der Bart darin zu schaffen?“ grollte Zoller, „um den ganzen Schlüssel frag' ich, nicht um den Bart allein.“

„Als ich gestern Abends abschloß,“ erzählte, halb vor Angst, halb vor Kälte zitternd, der Ratschreiber, „da wollte es erst gar nicht recht gehen und wie ich dann Kraft anwendete, da blieb mir der Reide in der Hand, der Bart aber war abgebrochen und ist im Schlosse stecken geblieben.“

„Macht mir den Gaul nicht scheuch mit Euerm Gefasel!“ rief der Hauptmann im Zorne aufwallend, „das müßte ja ein Schlüssel aus dem Zeuge sein, aus dem Ihr geschaffen seid, oder noch erbärmlicher, den Ihr so mir nichts dir nichts den Hals abdreht. Da steckt was anderes dahinter! Da soll doch das himmlische Donnerwetter dreinschlagen. Vorderhand aber schafft mir das Schloß da herunter, daß die Frau heraus kann.“

„Bedenken der Herr Hauptmann, daß man dann den ganzen Handel entdeckt,“ wagte der zähneklappernde Ratsschreiber einzuwenden, „einen Schlosser konnte ich ja auch nicht kommen lassen, da wäre alles publik und das Schloß nur scheinbar darauf zu befestigen und die Türe blos anzulehnen, könnte die größte Verantwortlichkeit auf mich und den Hrrrn Hauptmann laden, da der Gefangene ja die Gelegenheit benützen — —“

„Genug!“ unterbrach ihn Zoller, „behalte er seine hundertundneunundneunzig Konjekturen. Heraus muß die Frau einmal, also her mit den Kleidern.“

„Mein Gott! meine Kleider?“ jammerte der Schreiber, „aber dann habe ich ja nichts zum Anziehen.“

„Wozu sind Sonntagskleider auf der Welt? und heute ist Sonntag, also her damit."

„Aber meine Kleider, — die wird ja der Herr Polizeiaktuar Kutter erkennen und dann bin ich — —"

„Aha! also da bläst der Wind her?" rief Zoller, jetzt bin ich im Reinen, aber wart!"

Und nun riß er von einem Schragen des Ratsschreibers Hut und Mantel, die er im zunehmenden Dämmerlicht erkannte und ehe ihm der beraubte Besitzer noch zu wehren vermochte, war Zoller auch schon aus dem Zimmer.

Während des ganzen Vorganges befanden sich die beiden Gatten in der peinvollsten Lage. Sie hörten das Fluchen und Murmeln des Hauptmannes, sein Tasten und seine vergeblichen Versuche, dabei verging Minute um Minute. Das Blut strömte ihnen zum Herzen und ihre beiden Hände lagen feucht und kalt in einander. Das Rasseln des Schlüssels an der Haupttüre machte beide zusammenschrecken und instinktiv flüchtete sich die junge Frau an die Brust ihres Mannes. Doch ihre Furcht war unnütz. Zoller trat ein.

„Es ist höchste Zeit," sagte er und zog ohne ein Wort zu verlieren, die entführten Kleidungsstücke unter seinem eigenen Mantel hervor, „da, es ist kalt! Ihr müßt Euch einhüllen, Frau Doktor," äußerte er im befehlenden Tone und warf ihr gleichzeitig des Ratsdieners Mantel um, der in zahllosen Krägen bis auf den Boden fiel, dann drückte er ihr ebenso entschieden den Hut auf den Kopf und ballte den ihren

rücksichtslos in ein Knäuel, das er rasch in die Tasche schob. Jetzt stieß er die Türe auf, die junge Frau zog er nach sich, ehe sie noch Zeit gehabt, noch einen Blick oder Händedruck mit dem Zurückgebliebenen zu wechseln. Die Türe fiel in's Schloß, der Schlüssel wurde abgezogen und ohne zu zagen, vom Augenblick mit fortgerissen, mit einer Art von zitterndem Mute schritt Marie am Arme des Hauptmanns über den Korridor und die Treppe hinab.

Der Posten sah ruhig nach. Er war ja erst aufgeführt worden und der Mann konnte schon früher vom Hauptmanne eingelassen worden sein. Im Ganzen, was ging's ihn an? war ja der Hauptmann dabei, folglich mußte alles in der Ordnung sein.

Wenige Minuten später kam die visitierende Ronde. Indes Schneider seine Frühsuppe empfing, schritt seine Frau, von Zoller begleitet, aus dem Rathause und an der Wache vorüber.

Es stand noch einer in der frühen Stunde des Wintermorgens vor dem Tore fest in seinen Mantel gehüllt. Der Hauptmann erkannte den Polizeibeamten, der hier offenbar auf ein Zeichen wartete, um im Ratshause seinen ominösen Besuch abzustatten.

Kutter war durch die häufigen Fahrten der Frau Schneider aufmerksam geworden und so den Zusammenkünften auf die Spur gekommen; er tat — eigentlich nur was seines Amtes war, indem er dem ängstlichen Ratsschreiber auf den Leib rückte und die ganze Veranstaltung treffen ließ, so daß der Profoß zuerst die Entdeckung machen sollte, und ihm jeder unan-

genehme Zusammenstoß mit dem als energisch bekannten Hauptmanne erspart bliebe. Nun wartete er hier unten auf das erste Lärmzeichen, — statt dessen aber nahm er die beiden das Rathaus Verlassenden wahr und sein scharfes Auge erkannte sogleich die Entschlüpfte.

Dennoch fehlte ihm der Mut sie anzuhalten und dem Offizier entgegenzutreten. Ärgerlich sah er den Beiden nach, die jetzt um die Ecke verschwanden.

Dort stand der Wagen schon wie gewöhnlich bereit, der Marie nach Bregenz bringen sollte und dies war eben auch eine jener Unvorsichtigkeiten, die Kutter auf die rechte Spur gebracht hatten. Der Hauptmann half ihr beim Einsteigen.

„Diesmal ist's freilich gut abgelaufen, aber mit den Besuchen hat's nun schon vorderhand ein Ende, das werdet Ihr begreifen, Frau Doktor,“ sagte er und wehrte der gerührten Frau, die einen Kuß der Dankbarkeit auf seine Hand drücken wollte. „Ah! warum nicht gar! Kreuz Donner! — — Gehabt Euch wohl, schöne Frau, wenn wir uns nicht mehr sehen sollten. Es wird noch alles gut werden und der Doktor kommt schon wieder heim, denn Mann und Frau gehören einmal zusammen, so steht's schon in der Bibel.“

Die letzten Worte hatte er nur mehr für sich gesprochen, denn der Wagen rollte schon weit fort in den kalten Morgen hinaus. Jetzt aber wich der halbgerührte Ausdruck aus Zollers Gesicht und machte einem still vergnügten Grinsen Platz, das aber bald

wieder verschwand. Der Hauptmann nahm eine höchst gleichgültige Miene an, als er um die Ecke zurückschlenderte und Kutter noch immer in seinem Ärger auf derselben Stelle fand. Der Fang war aus seinem Garne entschlüpft und doch hatte er mit Sicherheit darauf und auf die noch immer nicht erfolgte Beförderung gerechnet, die ihm diesmal nicht entgehen konnte. Was die eindringlichen Schilderungen seiner bisherigen Verdienste und Verluste bei der Regierung nicht erwirkt hatten, eine Anerkennung und Belohnung, das glaubte er schon so sicher in Händen zu haben und auch diesmal sah er sich schmerzlich enttäuscht. Mit dem bitteren Gefühle des verfehlten Diensteifers erging er sich in Selbstvorwürfen und seine Stimmung wurde eben nicht gehoben, als er jetzt den Hauptmann so direkte auf sich zukommen sah.

„Ah! Ihr seid's, Herr Aktuar? habe Euch gar nicht gekannt!“ sagte dieser spötiisch. „Seid, wie ich sehe, auch ein Freund von verteufelt frühen Morgenpromenaden. Geht mir auch so, befördert die Gesundheit, besonders wenn man sich gut verwahrt, sonst gibt's freilich einen heillosen Schnupfen. Aber nicht wahr, Ihr seid nicht empfindlich? Ihr vertragt einen Puff?“

„Ihr habt Jemand begleitet?“ platzte Kutter unbedacht und verdrießlich heraus.

„Ja freilich, einen guten Freund. Hätt' ihn Euch aufgeführt, wenn ich gewußt hätte, daß Ihr da seid. Hätt' Euch gewiß Freude gemacht.“

„Vielleicht ein andermal," versetzte Kutter bissig.

„Tut mir leid, aber er dürfte wohl nicht wiederkommen. Wie Ihr gehört haben müßt, ist er eben abgereist. Übrigens," fuhr Zoller seinen Spott steigernd fort, „bemerke ich aus Eurer Stimme, daß Ihr verschnupft seid. Ja, so ein Wintermorgen ist unangenehm, besonders wenn ein scharfer Wind bläst. Müßt dazu sehen, Herr Polizeiaktuar, sonst riecht Ihr mehrere Tage nichts und das wäre doch fatal. Ich würde Euch raten, Eure Nase einzuschmieren — Rindsunschlitt soll dazu am besten sein. Doch haltet Euch ja nach Eurer eigenen Natur, der muß man nachgeben. Viele finden den Schnupfen sogar zuträglich — sie sagen, er reinige das Gehirn. — Aber es ist wirklich kalt da heraußen. Brr! gute Verrichtung Herr Aktuar."

Heimlich lachend schritt der Hauptmann in's Ratshaus und ließ den armen, so oft getäuschten Beamten im ohnmächtigen Grimme zurück.

„Kann das Volk nicht leiden," murmelte Zoller, indem er die Treppe hinanstieg, „was ein Soldat tut, ist recht getan; wir brauchen keine solche Teufelsbrut von Aufpassern."

„Alles in Ordnung, Herr Hauptmann," meldete der Profoß, der soeben von seiner Runde zurückkam.

* * *

Marie konnte nun freilich nicht mehr zu ihrem Gatten, aber ihre Besuche hätten auch ohne den Zwischenfall ein Ende genommen.

Die eingeschickten Akten über Schneiders Einvernehmung hatten einen doppelten Effekt gehabt. Herr von Mertz, der ehemalige Kommissär des Illerkreises zog den Tod in den Wellen des Lech der über ihm schwebenden Untersuchung vor, und der Minister von Montgelas fand es, teils aus den schon früher genannten Ursachen, teils über die Requisition der österreichischen Regierung, zweckmäßig, den Prozeß des gewesenen kaiserlichen Generalkommissärs von Vorarlberg gänzlich fallen zu lassen.

Jedoch blieb der strenge Arrest noch immer über Schneider verhängt und Graf Reisach nahm ihn von Lindau nach Kempten mit, wo er selber residierte.

Aber auch dahin folgte die liebevolle Gattin. Wie sehnsüchtig streckte sie die Arme nach dem vergitterten Fenster empor, hinter dem sie das bleiche, abgemagerte Gesicht ihres Mannes erblickte. Sie gab nicht nach, bis es ihr gelang, zum Generalkommissär zu dringen.

„O schöne Frau," kam ihr der Graf galant entgegen. „Sie überraschen mich heute mit einem Besuche, nachdem ich Sie lange nicht gesehen. Ich hoffe, Sie waren mit der Art zufrieden, in der ich mein Versprechen erfüllt?"

Im Ton seiner Stimme lag etwas, wie ein heimlicher zweiter Sinn, den seine Worte noch durchschimmern ließen. Offenbar hatte er Kenntnis von dem Besuche in Lindau, das ward Marie sogleich klar, sie ließ sich jedoch nichts merken, faßte aber eben

dadurch neue Hoffnung auf das endliche Gelingen ihres Unternehmens.

„Herr Graf, Sie haben so edel gehandelt," sprach sie dankbar und bittend zugleich, „daß Sie mir die Zuversicht zu neuen Bitten mit der Erfüllung der ersten gegeben haben. Der Prozeß wider meinen Mann muß seine Schuldlosigkeit dargetan haben, sonst würde ein Urteil gegen ihn gefällt worden sein. Warum also muß er noch immer im Kerker schmachten? Wenn er schuldlos ist, weßhalb gibt man ihm nicht seine Freiheit zurück?"

„Sie haben mit Ihrer Frage ganz recht, Frau Doktor, wenn er schuldlos wäre, so bliebe es eine unverantwortliche Grausamkeit, den Herrn Doktor noch länger festzuhalten. Dieses wenn ist aber ganz und gar unerwiesen, — im Gegenteile ist wohl an seiner Schuld kein Zweifel. Er war immerhin königlicher Beamter, als er gegen seinen Herrn und Landesfürsten die Waffen des Aufruhrs ergriff."

„Das hat er nicht," verteidigte Marie den Gatten, „er hat sich an dem Aufstande erst beteiligt, als er schon zum kais. österreichischen Generalkommissär ernannt war, — das will ich beschwören."

„Schön, schön, aber es bleibt eben die juridische Frage, ob er als Untertan der Krone Baierns die Bestallung eines fremden wortbrüchigen Fürsten annehmen und so selber wortbrüchig werden durfte."

„Und doch muß man die Verhältnisse nicht derart angesehen haben, weil Schneider sonst dem Ge-

setze verfallen gewesen wäre. Der Prozeß aber, Herr Graf, hat ja ohne Urteil geendet."

„Sie vergessen die Gnade Sr. Majestät des Königs," versetzte Graf Reisach mit schlecht verhehlter Ungeduld, „übrigens muß ich staunend meine Bewunderung darüber aussprechen, daß sich eine schöne Frau, wie Sie, auch mit Jurisprudenz und Politik befaßt."

„Sie spotten, Herr Graf," entgegnete Marie, deren Mut noch immer nicht gesunken war, mit bitterm Vorwurf, „und doch wäre meine Lage traurig genug, um mich davor zu sichern. Ist es denn nicht begreiflich, daß ich in den vielen einsamen Tagen und langen durchwachten Nächten, an der Wiege meines Kindes, zahllose keimende Fragen in meinem Kopfe hin und her wende und von allen Seiten beleuchte? Ist es nicht begreiflich, daß ich sie hier vorbringe, wenn ich glaube, recht triftige und entscheidende Beweise gefunden zu haben, weil ich meine, daß sie auch andern so unumstößlich erscheinen müssen, als mir? Sehen Sie, Herr Graf, der Untertan ist der Regierung für jede seiner Handlungen Rechenschaft schuldig, und da meine ich denn auch, die Regierung sei umgekehrt den Untertanen Rechenschaft schuldig, wenn die Verfügungen deren Wohl und Wehe so nahe betreffen. Nur die Unklarheit erzeugt Mißverständnisse und aus diesen erwächst Unheil zumeist für beide Teile. — Ich bin nur eine unwissende Frau, aber die Überzeugung liegt hell und klar in mir, daß ich das Recht habe, von der Regierung

Rechenschaft zu fordern, in meinem und im Namen meines Kindes, weshalb uns der Mann, der Vater entrissen bleiben soll! das Urteil würde mich zur Witwe, mein Kind zur Waise machen, wie der von Gott gesendete Tod. Das Urteil ist — gelegte Rechenschaft. So lange mein Mann aber lebt, habe ich geschworen, bei ihm auszuharren und was Gott zusammengefügt hat, darf der Mensch nicht scheiden!"

„Sie sind ein beredter Advokat Ihrer Sache," sagte der Generalkommissär mit einer galanten Verbeugung, „und ich hätte diese Entschiedenheit bei Ihnen gar nicht vorausgesetzt. So kann man sich täuschen. Was aber Ihre staatspolitischen Sätze betrifft, Frau Doktor — und ich kann Sie wirklich mit Recht so nennen — so sind das freilich schon uralte Thesen, die oft genug durch die Zunge verfochten, mit der Faust entschieden wurden. Ich gestehe, daß auch ich mich in früherer Zeit ihnen zugeneigt habe, aber der beste Beweis ihrer Unstichhältigkeit in unserer Welt ist der, daß diese Grundsätze nicht im Stande waren, sich selber durchzusetzen, wo sie doch die stärkere Partei — die Völker nämlich — für sich hatten. Sie sehen, ich gehe in Ihre Weise ein und treibe, was sonst mit schönen Frauen durchaus nicht meine üble Gewohnheit ist — politische Philosophie."

„O, ich sehe wohl den Spott!" erwiderte Marie schmerzlich verletzt. „Warum muß ich die Worte so bitter entgelten, die mir mein sehnsüchtiges Herz auf die Zunge legte?!"

„Sie irren, Frau Doktor," lenkte Graf Reisach freundlich ein, „ich wollte Sie nur auf die Unzulänglichkeit Ihrer in's Feld geführten Streitkräfte aufmerksam machen. Appellieren Sie nicht an die Gerechtigkeit der Menschen und am wenigsten, wenn sie Monarchen sind, rufen Sie ihre Gnade an und Sie werden immer besser fahren. Und so will ich denn ebenfalls im Namen der Regierung auf meine eigene Verantwortung einen Gnadenakt — merken Sie wohl, keinen Akt der Gerechtigkeit — ausüben. Es mag Ihnen auch ein Beleg dafür sein, daß ich früher Ihrer nicht spottete. — Ich will Ihnen Ihren Mann nach Hause geben. Er kann mit Ihnen nach Bregenz zurückkehren — doch eine Bedingung ist dabei. — Wie ist's mit Ihrer Wohnung, haben Sie mehrere Zimmer?" — „Natürlich." „Haben Sie auch ein Vorzimmer?"

„Nein, Herr Graf."

„Aber doch einen Flur, in den alle Ausgänge des Quartiers münden? oder giebt's mehr als eine Treppe?"

„Nein und ein Flur ist vorhanden, aber . ."

„Nun gut," fiel ihr der Graf in's Wort, „dort müssen Sie sich eine Wache gefallen lassen, denn in Haft bleibt der Doktor, das kann ich nicht ändern. Es darf niemand ein und aus, als der einen Schein vom Platzoffizier aufzuweisen vermag. Freilich sind dadurch auch die Ihnen zugedachten Besuche beschränkt, aber anders ist's einmal nicht zu machen. Sie haben im übrigen die Wahl."

„O, tausend Dank! Herr Graf,“ schnitt diesmal Marie die weitere Rede des Generalkommissärs ab, „die Wahl kann da nicht zweifelhaft sein. Die kleine Unannehmlichkeit kommt wohl in gar keinen Betracht.“

Ihr jubelndes Herz ergoß sich in innigen Worten des Dankes, wie sie der Mund des Beglückten zusammenhangslos und doch dabei so beredt und rührend stammelt. Sie wollte in ihrer seligen Verwirrung davoneilen, ohne um die Mittel zu fragen, die ihr den Eintritt in seinem Kerker sichern sollten. Graf Reisach mußte sie zurückhalten, bis die Anordnungen getroffen und ihr ein Offizier als Begleiter mitgegeben ward.

Freundlich lächelnd sah der Graf der voll Unruhe Enteilenden nach, der es noch immer war, als könnte der Traum zerfließen und die Erlaubnis zurückgenommen werden.

„Ich gönnte dem Herrn Minister von Montgelas,“ sagte er leise vor sich hin, „eine Lektion im Staats- und Völkerrecht von diesem Doktor im Frauengewande. Wie er sie wohl aufnehmen würde?“

Das Wiedersehen der beiden Gatten hatte eine eigentümliche Färbung durch die Hast und Ungeduld, mit der Marie die Abreise betrieb. Erst als sie mit ihrem Manne im Wagen saß, atmete sie ruhiger und verlor die peinigende Angst vor dem Widerruf der Zusage, oder einem eintretenden neuen Hindernisse. Als die letzten Häuser Kemptens hinter ihnen waren, sank sie an des Gatten Herz. Sie fühlte sich erschöpft und matt, aber ein süßes Lächeln, ein Blick unend-

licher Glückseligkeit verklärte ihr Antlitz und zeigte, wie der Friede wieder einkehrte in ihre stürmisch erregte Seele.

Die Beiden umfingen sich immer wieder vom Neuen und schlangen ihre Hände in einander, als wollten sie das Gefühl des gesicherten gegenseitigen Besitzes immer noch mehr befestigen. Die Natur hatte wieder ein glänzendes Auge, die Sonne, so schräge ihre Strahlen auf die Erde fielen, schien neu in ein glühendes Bad von Gold getaucht. Sie fühlten wie ein Erstaunen darüber, daß die Felder, durch die sie fuhren, nicht grünten, daß die Bäume sich nicht mit Laub bedeckten, daß die Krähen nicht ihr trauriges Gefieder, ihre widerliche Stimme von sich warfen, und daß nicht alles umher aufjubelte und blühte in schmelzender Frühlingsluft.

Wie waren sie in diesem Augenblicke so glücklich! sie hatten sich wieder und die düstern Kerkerwände waren gesunken mit all den drohenden Gespenstern von Tod oder lebenslänglichem Hinwelken in der Sehnsucht nach der verlorenen Freiheit. Was kümmerten sie die Gendarmen, die mit geladenen Gewehren vorne und rückwärts auf dem Wagen saßen? ja sie mußten unwillkürlich lächeln, so überflüssig dünkte ihnen die übervorsichtige Maßregel.

Doktor Schneider hatte gebeten und die Bewilligung erhalten, über Weiler fahren zu dürfen, um die Seinen dort umarmen zu können.

Er traf sie alle daheim und wie ein Auferstehungsruf tönte sein Erscheinen in ihre besorgten Herzen.

Marianne hatte ihre Sorgen immer unverholen geäußert, aber Konstanze und die Mutter wollten sie mit Aufbietung aller Kräfte verbergen, was der letztern wohl schwer genug fiel und doch nur mangelhaft gelang, denn oft genug fanden sie die Töchter in Tränen, wenn sie sich allein glaubte, oder sie war auch minutenlang, mitten unter ihnen, wie abwesend. Ihr Gedanke suchte den Sohn heim. Es zehrte ein leiser Gram an ihrer Seele, wenn auch niemand die Vorwürfe vernahm, die sich das liebende Mutterherz selber machte. Sie glaubte, nicht den kleinsten Teil an ihres Sohnes tätigem Eingreifen in die Insurrektion Vorarlbergs zu haben.

Freilich täuschte sie sich hierin, sie war frei von jedem Vorwurf. Nicht ihrem Drängen folgte Schneider, als er die Gewalt und Verantwortlichkeit eines Generalkommissärs auf sich nahm: — sein edles Herz hatte ihn vorangestellt, sein edles Herz, das höher schlug, als der erwägende Verstand zu zügeln vermochte.

Aber jetzt zeigte sich's recht deutlich, wie nur der eiserne Wille die beiden Frauen scheinbar hart und aufrecht erhalten. Was das Unglück nicht vermocht, das gelang jetzt der so unerwartet hereinbrechenden Freude. Das starke Herz hatte die höchste Last ertragen, es erlag jetzt der allzuplötzlichen Erleichterung. Schluchzend hing die Mutter an ihres Lieblings Halse, sprachlos stand die Schwester; es entfiel ihrem Auge auch jetzt keine Träne, aber ihr schöner Leib zuckte von Sekunde zu Sekunde unter heftigen Erschütter-

ungen, ihre Hand, mit der sie die des Bruders erfaßt hielt, war blutlos und wie urplötzlich zu Eis erstarrt. Marianna hing aufgelöst in den Armen ihrer Schwägerin, deren Herz von all der Aufregung und all den Tränen ebenfalls zu schwellen begann.

Und auch im Auge des Gefangenen hing eine schwere Perle.

„Das ist ein eigentümlich heiterer Empfang, den Ihr mir da zu Teil werden laßt und das noch dazu am ersten Tage, wo ich wieder ein wenig in die Welt hinaussehen darf," sagte Schneider, hinter den halb scherzhaften Worten seine Rührung verbergend. „Wenn Ihr so fort tut, komm' ich mir noch selber wie ein von den Toten Auferstandener vor."

„Bist's halt auch," versetzte die Mutter mit einer Stimme, in der noch die vergossenen Tränen nachzitterten, „aber sag', wie bist Du denn losgekommen?"

„Das müßt Ihr meine liebe Marie fragen, die kann alles."

„Ist's wahr, Marie? aber wie?"

„Ja, ich hab' ihn mir erbeten," bestätigte die junge Frau, deren Auge jetzt in stolzer Freude aufleuchtete, „und ich bin glücklich, daß es mir gelungen ist; wenn Anton auch vorderhand noch bewacht bleibt, so ist's doch ganz etwas anderes, als wenn er noch im Gefängnis säße," und nun erzählte sie den ganzen Hergang und die „gnädige Vergünstigung" des Grafen Reisach.

„Ja, Du bist halt ein Herzensschatz!" rief die Mutter, nachdem ihre Schwiegertochter geendigt hatte

und drückte sie herzlich an sich. Aber auch Stanzi nahm ihre Hand und auf Mariannens Bemerkung: „Der Herr Graf ist doch ein lieber Herr!“ setzte sie in ihrer ernsten Weise hinzu:

„Das Recht muß doch immer durchdringen. Schau, wie er nachgegeben hat, weil Du ihm die Wahrheit grad und offen herausgesagt hast. Das bleibt doch immer der beste Weg, denn Recht ist halt Recht in alle Ewigkeit.“

„Es ist's freilich, meine liebe verständige Schwester,“ meinte Schneider mit einem eigentümlich schwermütigen Lächeln, „aber angesehen wird's doch oft nicht dafür. Wenn man so lange allein ist zwischen seinen vier kahlen Wänden, da kommen so viele und mannigfaltige Gedanken über Recht und Unrecht, über den innerlichen Kern und die äußere Ansichtsfläche in den wüsten Kopf, daß man am Ende nicht mehr weiß, ob sich's um juridische oder philosophische Spitzfindigkeiten in ihm dreht.“

„O, du Armer,“ rief die Mutter, „hast also recht gelitten!“

„Vergnügen wird's just kein's gewesen sein,“ erwiderte Stanzi an der Stelle des Bruders, der aber ließ sich die Antwort nicht abnehmen:

„Soviel man immer leidet, wenn man in seiner Freiheit verkürzt und über sein Schicksal im Ungewissen ist,“ rief er, „aber ich hätte noch viel ärgeres mit Stolz und Freude erlitten, denn ich trug's ja für Österreich — wenn nicht der viel größere Schmerz in meiner Seele getobt hätte, daß alles vergebens

war. Leiden für den Erfolg einer Sache schenkt die Wonne des Opfers, dessen Stachel jedoch drückt uns ein nutzloses Leiden ein und dieser Stachel ist vergiftet, wenn unsere, der Strafe verfallene Tat beigetragen, die Fessel dem Lande noch fester zu binden, das wir befreien gewollt."

„Es hat sich freilich viel geändert," murmelte die Mutter, die des Sohnes Seelenschmerz nicht in derselben Weise zu fassen vermochte, als er ihn fühlte, und warf dabei einen Blick, in dem sich Scheu und Haß paarten, nach der Türe, hinter welcher sie die Gendarmen wußte, „und Du hast recht gehabt, Du bist ein Gelehrter, — aber schau, ich hätt' an Deiner Stelle die Sache doch nicht aufgegeben und hätt' mich verteidigt, so lange noch ein Mann im Felde war. Wie hat's der Hofer gemacht? der hat auch nicht nachgegeben und ich glaube noch immer nicht, daß es in Tirol drüben zu Ende ist."

„Aber Mutter, ist ja schon lange der Frieden abgeschlossen zwischen Österreich und Frankreich," suchte Stanzi ihre Ansicht zu berichtigen. „Dem Hofer geht's nimmermehr gut, wenn ihn die Franzosen kriegen."

„Was wäre denn da aus dem kaiserlich österreichischen Generalkommissär geworden?" fragte Schneider kopfschüttelnd, „etwa ein herzoglich tirolischer oder königlich rhätischer? Laßt's gut sein, Mutter — ich tue für Österreich und leide für Österreich — mag nicht auch noch von Österreich leiden."

Ein leises Klopfen an der Türe erinnerte den Gefangenen, daß die kurz zugestandene Frist ver-

ronnen sei. Er bat die Seinen, ihn nächstens in Bregenz zu besuchen, dann begab er sich von der ganzen Familie begleitet zum Wagen.

Eine große Volksmenge umstand ihn und die Gendarmen fanden es für nötig, eine martialische, ehrfurchtgebietende Haltung anzunehmen und die Abfahrt so viel als möglich zu beschleunigen. Diese Maßnahmen waren sehr überflüssig. Das Volk dachte nicht im Entferntesten an einen Befreiungsversuch und erwiderte scheu nicht einmal den freundlichen Gruß des Mannes, dem es vor einigen Monaten erst enthusiastisch zugejubelt hatte.

War dies überhaupt noch dasselbe gährende aufständische Volk, das den Stutzen statt der Pflugscharre führte? Aller kriegerischer Anstrich war gänzlich verschwunden. Heugabel und Dreschflegel waren wieder zu ihren friedlichen Funktionen zurückgekehrt und die Gewehre, selbst den Scheibenstutzen für die Sonntagslust, hatte der rückgekehrte Herr Landrichter Beer fürsorglich konfisziert. Es war, als wären sogar die Blitze dieser Augen für immer erloschen.

Vorarlberg war ruhig. Die Erhebung und ihre Unterdrückung hatten indessen dem Lande tiefe Wunden zurückgelassen. Über verschiedene Winke des bairischen Korpskommandanten Generalleutnant von Wrede und des Grafen Reisach, der dem fleißigen Völkchen wirklich gewogen schien, wurde im Laufe des Dezembers von Seite der königlichen Landgerichte dahin gewirkt, daß Vorarlberg aus seiner Mitte eine Deputation an den König zu schicken beschloß,

welche die Nachsicht desselben erflehen und um Behebung der verschiedenen Anstände und Wünsche des Landes dringend bitten sollte.

Das neue Jahr ließ sich zudem für die Patrioten traurig genug an und schien ihre Hoffnungen für alle Zeiten zu zerstören. Am 15. Dezember wurde Napoleon von Josefine Beauharnais geschieden und es verbreiteten sich auch in Vorarlberg die bestimmtesten Gerüchte von einer neu abzuschließenden Ehe des französischen Kaisers mit Maria Louise von Österreich. Andreas Hofer aber fand seinen Tod auf den Wällen von Mantua am 24. Februar des neuen Jahres und Tirol, dem Napoleon vor dem Friedensschlusse „ein Sort“ zu machen und es dem Großherzog von Würzburg abzutreten versprochen, „weil Baiern des herrlichen Landes sich unwürdig gezeigt,“ wurde in drei Teile zerrissen, von denen einer an das Königreich Italien, ein anderer an Illyrien kam, der dritte aber mit Vorarlberg bei Baiern verblieb.

Doktor Schneider allein hatte, abgesehen von dem allgemeinen Jammer, der auch sein edles Herz erfüllte, Ursache, das Jahr 1810 zu begrüßen, es brachte ihm am Neujahrstage in Folge der wiederholten Requisitionen Österreichs und der allgemeinen Amnestie, nach hundertsiebenundvierzigtägiger Gefangenschaft, die lang ersehnte Freiheit.

Die Deputation Vorarlbergs wurde Ende März an den König nach München abgesendet. Eine darauf bezügliche Entschließung des Königs sagte, er wolle es „unverhalten lassen, daß Wir die Deputation wohl

aufgenommen haben und tragen Wir Euch auf, denselben (Landgerichten) zu eröffnen, daß Wir alle Mittel gerne ergreifen werden, um diesem interessanten Bezirke Unseres Reiches den möglichsten Wohlstand und Erleichterung zu verschaffen."

„Wir erwarten daher die Vorlegung der Wünsche, Vorschläge und Bitten der Einwohner, und werden wegen Zusammenberufung einer Kreisversammlung zu diesem Behufe demnächst die erforderliche Entschließung erteilen."

Trotz dieses am 4. April gegebenen und vom Grafen Morawizky gegengezeichneten königlichen Versprechens wurde „demnächst" keine Kreisversammlung einberufen. Wohl aber hinterließ das herzliche Benehmen des Königs auf seiner bald darauf erfolgten Durchreise in Bregenz einen günstigen Eindruck.

Diesen benützte Graf Reisach, um durch die Landgerichte auf die Vorsteher jene leise Pression ausüben zu lassen, die in einem polizeilich wohlgeordneten Staate selten ihren Zweck verfehlt, um nach gehöriger Auswirkung als „freier" Volkswille wieder aus der Tiefe wohlgefällig emporzutauchen.

Seine Meinung war dabei wohl eine gute. Durch einen neuen Beweis der Unterwürfigkeit des Landes dachte er das Band zwischen Fürst und Volk fester zu knüpfen und Vorarlberg der königlichen Gunst dringender zu empfehlen.

Die Vertreter der sieben königlichen Landgerichte, in welche Vorarlberg geteilt war, ließen sich denn auch willig finden und brachten auf des General-

kommissärs Antrag das ehemalige Kloster Mererau, in unmittelbarer Nähe von Bregenz, an sich.

Im Jahre 1806, von der bairischen Regierung säkularisiert, war es Privateigentum geworden und befand sich jetzt im gemeinschaftlichen Besitz Doktor Schneiders und des Adlerwirtes Braun. Doktor Schneider, der zum Ankauf Summen aufzunehmen gezwungen war und noch wenig Nutzen aus der Ökonomie gezogen hatte, war gerne bereit, die Mererau abzutreten, was durch einen förmlichen Kaufvertrag, bei der gänzlichen Erschöpfung des Landes jedoch ohne Geld geschah.

So erreichte Graf Reisach auch noch den andern Zweck dabei, mit kluger Hand auch dieses Band zu lösen, das Doktor Schneider noch an das bairisch gewordene Vorarlberg fesselte. Das Wort des Königs, das er bei seiner Durchreise geäußert, war dem Diplomaten nicht entgangen, er wußte, daß die Anwesenheit des kühnen, Österreich so tief ergebenen Mannes im kaum beruhigten Lande dem Souverän unangenehm war.

Graf Reisach berichtete über die Absicht, die Mererau der Königin anzubieten, nach München und fragte sich an, ob das Geschenk angenommen werden würde. Es erfolgte nicht nur die Genehmigung, sondern er wurde sogar um seine Meinung über ein nützliches Gegengeschenk befragt. Sein Vorschlag war, die ganz darniederliegenden Fabriksgeschäfte zu unterstützen und die ohnehin schon zugesagte Kreisversamm=

lung wirklich einzuberufen, anzuhören und nach Möglichkeit den Umständen abzuhelfen.

Unter dem beratenden Einflusse der Landrichter wurde nun die Schenkungsurkunde verfaßt, mittelst welcher das ehemalige Mererau unter dem Namen Karolinenau feierlichst der Königin Karoline „zu ihrem Wochenbette“ dargebracht wurde. Das Land erbot sich nicht nur die Besitzung zu „einer reizenden“ umzuschaffen, sondern auch noch alle Abgaben und Steuern dafür aus Eigenem zu tragen.

Die Deputation, welche diese Urkunde überbrachte, wurde sehr gut aufgenommen und auch noch mit gnädigen Versprechungen an das Land beauftragt.

Leider sollten es nur Worte bleiben. Jahre lang erfolgte weder eine Übernahme noch ein Gegengeschenk. Die Königin besuchte die Besitzung nicht, wie man gehofft hatte und als endlich nach langem Hinausschieben die Deputierten des Volkes einberufen wurden, blieben ihre Beschwerden und Anliegen für immer in den Aktenstößen begraben.

Diese traurige Lage seines Vaterlandes stimmte Doktor Schneiders Gemüt düster und betrübt. Körperlich frei, ging er doch wie ein Gefangener umher, bei jedem Schritte hörte er die Fessel klirren, in die sein teures Vorarlberg geschlagen war. Es dünkte ihm, dieser ganzen herrlichen Alpennatur fehle die Sonne und alle Pracht liege grau und reglos in unnatürlicher Erstarrung. Der Schmerz zehrte an seinem Herzen.

In diese tötliche Stimmung kam glücklicher Weise seine Ernennung zum kaiserlich österreichischen Appellationsrat und seine Berufung nach Wien, wohin ihm auch, auf Verlangen der österreichischen Regierung, von Graf Reisach die Erlaubnis zur Auswanderung erteilt wurde.

Aus der quälenden Umgebung entfernt, schwand allmälig das lähmende Gefühl und die alte Spannkraft kehrte seinem Willen wieder. Der Abschied vom Vaterlande war freilich das Losreißen von einer geliebten Leiche.

V.

An einem unfreundlichen Frühlingsabende des Jahres 1813 am 7. März schritt ein fröstelnd in seinem Mantel gehüllter Mann, der sichtlich den besten Ständen angehörte, durch die Wipplingerstraße in Wien und trat in das Graf Triangi'sche Haus, nachdem er vorher noch zögernd einen Augenblick stehen geblieben war und bei dem Scheine einer Laterne den aufmerksamen Blick auf das kaum mehr unterscheidbare Zifferblatt seiner Uhr geworfen hatte.

Langsam und auf jedem Treppenabsatze haltend, stieg er zum dritten Stockwerke empor und zog dort eine Klingel, worauf sich erst ein Schubfenster in der Türe und dann diese selbst öffnete, und eine Magd mit freundlichem Kopfnicken, die stumme Frage bejahte, die aus des Fremden Augen blitzte.

Derselbe mußte hier wohl bekannt sein, denn er wandte sich sogleich entschieden links und klopfte rasch an eine Türe, die er beinahe noch früher öffnete, als ihn ein helles „Herein!“ dazu einlud.

Im Zimmer befanden sich vier Männer, von denen drei ziemlich ärmlich gekleidet und in einer gewissen ehrerbietigen Haltung an einem Tischchen saßen, auf welchem eine halbgeleerte Weinflasche und mehrere

Gläser standen. Der vierte saß emsig schreibend an einem Schreibtische, mit dem Rücken gegen die Türe gewendet.

„Guten Abend, Herr Appellationsrat,“ grüßte der Eingetretene, der den Hut abgenommen hatte und in dem unsichern Zwielichte die scharfen Züge eines edlen Angesichtes zeigte. „Störe ich?“ fragte er, indem er dem rasch vom Schreibtische Aufgesprungenen freundlich die Hand bot.

„Durchaus nicht, Exzellenz,“ versicherte Schneider, denn dieser war der Begrüßte. „Ich habe nur noch einige Sätze, dann ist die Bittschrift für diese braven Leute vollendet. Die wievielte es ist, vermag ich gar nicht mehr zu sagen.“

„Sie geben damit einen Beweis für Ihr eigenes edles Herz und adeln damit gleichzeitig das Geschäft eines Winkelschreibers,“ entgegnete der Fremde, „denn wenn ich Sie recht verstehe, so verfassen Sie für die Leute ein Konzept.“

„So ist es, Exzellenz, ich erfülle damit aber nur eine ernste Verpflichtung, da ich durch meine Versprechungen, denen sie blindlings trauten, mit an ihrem Unglücke Schuld bin. Sie büßen,“ setzte er nicht ohne Bitterkeit hinzu, „jetzt ebenfalls ihr allzugroßes Vertrauen in jenem unglücklichen Jahre Neun.“

Der Neuangekommene sah Schneider mit einem großen fragenden Blick in's Auge, dieser aber wich jeder weitern Erörterung aus, indem er rasch fortfuhr:

„Se. Majestät hatte damals Gelder zum Schadenersatze und zur Bezahlung aller Forderungen gesandt die Verhältnisse erlaubten aber die Begleichung nicht mehr und so sind diese Männer im Rückstande geblieben. Ich riet ihnen nach der Katastrophe hieher zu gehen und ihre Forderungen zu betreiben, leider aber riet die Hofkommission, die unter Baron Hormayr und Roschmann über diese Fälle zu entscheiden hatte, von der Liquidierung ab, und die Regierung fand die Abweisung angezeigt, da Ersparnisse ja im höchsten Interesse der Finanzen sind, keine Präjudizfälle geschaffen werden sollten und Vorarlberg wie Tirol das Getreide und die Munition ja für die eigene Landesverteidigung und nicht für das kaiserliche Militär konsumiert hatte. Bemerken Sie wohl, Exzellenz, den feinen Unterschied!"

Der Fremde zuckte die Achseln und warf unmutig den Kopf zur Seite. Er war im Begriffe, eine Antwort zu geben, aber noch bei Zeiten drückten sich seine Zähne in die Lippen.

„Da die Regierung so entschied, so bleibt den armen Geschädigten nichts anders übrig, als an die Gnade Sr. Majestät zu appellieren," fuhr Schneider fort und zu einer Art von ironischem Scherze übergehend, fügte er bei: „Und da ich ja Appellationsrat heiße, rate ich nach Kräften dazu, um meinen Titel doch mit einem gewissen Rechte zu führen und nicht ganz in Nichtstun und Trägheit zu versinken."

„Wie es die Regierung zu wünschen scheint," fiel

der andere ein, „da man Ihre Fähigkeiten brach liegen läßt.“

„Ich wollte soviel nicht sagen,“ wehrte Schneider, „aber da ich für meine Landsleute hier nichts besseres tun kann, so setze ich ihnen wenigstens ihre Suppliken auf. Da sehen sie doch wenigstens, daß ich sie nicht vorsätzlich in Not gebracht habe.“

Jetzt trat der älteste der drei Männer, die sich sogleich erhoben hatten, als sie den Fremden „Exzellenz“ nennen hörten, einen Schritt vor.

„Das wissen wir schon, Herr Appellationsrat,“ sagte er und legte die Rechte beteuernd auf die Brust, „und wir wissen auch, daß, wenn es an Ihnen läge, uns schon lange geholfen wäre, und daß man daheim in der langen Zeit uns nicht Vieh und Feld verkauft hätte und unsere Weiber und Kinder nicht Hunger litten. Mit den besten Hoffnungen sind wir hergekommen und jetzt sind wir mit dem ewigen Hin- und Herziehen noch ärmer wie zuvor; ohne die sechshundertvierzig Gulden, die Sie uns schon allmälig vorgestreckt haben, wären wir schon lange zu Grunde gegangen, denn die Unterstützung vom Kaiser ist schon längst verzehrt. Glauben Sie's nicht, Herr Appellationsrat, daß wir nicht wissen und einsehen, wie sehr Sie unser Wohltäter sind! Wir wären ja schändlich undankbar — —“

„Ist schon recht, Roner,“ unterbrach Schneider des Pulvermüllers Redefluß, „ich wollte, ich könnte mehr für Euch tun.“

„O, wir wissen recht gut,“ fuhr Roner fort, nachdem er einmal zu reden begonnen, auch nicht mehr so leicht abzubringen, „daß Sie selber nicht besser daran sind, wie wir und die Forderungen, die Sie dem Jakob Dürlewanger oder eigentlich Gerschwyler aus St. Fiden und den Gebrüdern Blum von Höchst mit Ihrer Unterschrift ablösten, ebenfalls noch nicht ausgezahlt bekommen haben. Was Sie uns gegeben, haben Sie sich selber abgespart, obwohl Sie nicht zu viel haben. Gott vergelt's!“

„Diese Leute stellen Ihnen das schönste Zeugnis aus, Herr Appellationsrat und ich freue mich, ein ungerufener Zeuge desselben zu sein. Aber wie — ? — doch nein,“ unterbrach sich der Fremde selbst, „ich will Sie und diese braven Vorarlberger nicht aufhalten. Endigen Sie immerhin, ich bemerke da eben meine „Resultate der Sittengeschichte,“ da kann ich die Zeit vortrefflich benützen, indem ich die sinnstörenden Druckfehler ein wenig korrigiere und hin und wieder eine Randglosse für Sie dazu mache.“

Schneider verbeugte sich dankbar und rief nach Licht. Indem er sich wieder an die Arbeit setzte, nahm auch der Fremde, den Schneider mit „Exzellenz“ angesprochen hatte, am Tische Platz und vertiefte sich in das aufgeschlagen daliegende Buch. Er war wirklich der Verfasser — Hanns Freiherr von Gagern, der nassau-weilburg'sche Gesandte am Hofe zu Paris und später geheimer Rat und Regierungspräsident war, bis ihn ein Dekret Napoleons nötigte, seine Entlassung zu nehmen, worauf er nach Wien

zog, wo ihm seine innige Verehrung für Erzherzog Johann und seine herzliche Freundschaft zu Baron Hormayr fesselte. Unter des letztern Augen war im Sommer 1812 seine „Nationalgeschichte der Deutschen“ entstanden, welche prophetisch die Zukunft vorhersagte, die für Napoleon aus dem flammenden Kreml emporloderte.

Schneider war jetzt fertig und rief seine Landsleute näher an den Schreibtisch, um durch lautes Vorlesen den Minister nicht zu stören, nichtsdestoweniger horchte auch dieser auf, als Schneider jetzt das vollendete Konzept las.

„Hochwohlgeborner Freiherr — Gnädig gebietender Herr!“ „so, das kommt oben in zwei Zeilen,“ sagte Schneider, „ganz wie's hier geschrieben steht — Ihr braucht's nur abzuschreiben, — dann weiter unten — aber gut zwei Finger breit Raum lassen, halbbrüchig“ und er las weiter:

„Auf eine alleruntertänigste Vorstellung und die „hohe Unterstützung Euer Exzellenz, geruhte Se „Majestät vor etwa drei Vierteljahren den drei. „ehrerbietigst Unterzeichneten eine einstweilige Un-„terstützung von 600 fl. W. W. allergnädigst an-„zuweisen, mit dem Bemerken, daß wegen ihren „Forderungen vor allem erhoben werden müße, „ob von jenen 73000 fl., welche, im Jahre 1809 „dem Lande Vorarlberg bestimmt waren, bei dessen „Übergabe aber noch zum größten Teil in die „Hände des österreichischen Gesandten v. Schraudt „gekommen sind, noch etwas vorhanden sei?“

„Dieser Umstand ist durch die geheime Hof- „und Staatskanzlei schon seit längerer Zeit er- „hoben, ohne daß dieserwegen eine weitere Ent- „scheidung erflossen wäre. Es ist am Tage, daß „die Unterzeichneten jene allergnädigste Unterstützung „schon längstens aufgezehrt haben mußten und nun „bereits wieder in jener traurigen Lage sind, wo „sie ohne Kleider und Geld auf fremden Kredit „hin, kümmerlich leben und wenn es noch länger „dauern sollte, von Haus zu Hause betteln müssen."

„In der Unterzeichneten frühern Vorstellungen „und in jenen ihres damaligen Chefs, des Appel- „lationsrates Schneider, sind die gefährlichen und „großen Dienste, die sie in jener patriotischen und „rühmlichen Landesverteidigung in Vorarlberg „1809 geleistet haben und ihre gerechten Ansprüche „auf Vergütung umständlich geschildert. Die Unter- „zeichneten sind nun fünfundzwanzig Monate vom „Hause abwesend, wo sie ihre Familien — Weib „und Kinder dem Schicksal und ihr Eigentum ihren „durch so lange Zeit aufgebrachten Gläubigern „geradehin preisgeben mußten."

„Sie sehen sich daher nochmals gezwungen von „bitterer Not, Euer Exzellenz in tiefer Ehrfurcht „zu bitten, ihre unverdiente und wahrhaft be- „dauernswürdige Lage Sr. Majestät dem Kaiser „geneigtest vorzustellen und dahin zu wirken, daß „ihnen für die augenblickliche Not eine weitere „Unterstützung bewilliget und zugleich über ihre „Forderungen endlich entschieden werde."

„Euer Exzellenz,“ sagte Schneider, das Papier zusammenlegend, „untertänigste 2c. 2c., wie Ihr ja schon gerade so genau wißt, als ich selber. Die Not lehrt Euch Kanzleistil. Habt ja erst vor Kurzem an Se. Majestät geschrieben.“

„Ja, aber warum gehen dann die Leute nicht lieber selber heim und arbeiten, statt hier nutzlos zu petitionieren?“ fragte Baron Gagern vom Tische herüber.

Um Schneiders Mund spielte ein leises Lächeln. Roner aber nahm selber das Wort.

„Wir täten wohl nichts lieber, Euer Exzellenz,“ sprach er gegen den Minister gewendet, in dem seine Einfalt, durch den Titel verleitet, einen jener Gewaltigen sah, die Einfluß auf ihr Schicksal nehmen könnten, „aber da unser Vermögen den Schuldenstand nicht decket, so würden wir alle drei von unsern Gläubigern verfolgt und eingesperrt werden, sobald wir heimkämen. Denn das glaubt uns Kein's daheim. daß wir nach mehr als zwei Jahren mit leeren Händen von Wien weggegangen seien. Das läßt der gute Kaiser Franz nicht zu — würden sie alle sagen — daß einer sein Geld nicht zurückbekommt und uns würden sie für falsche Betrüger ansehen, die schlecht genug sind, auch noch den Kaiser anzuschwärzen.“

„Das ist schlagend,“ versetzte der Minister betroffen, indem er von seinem Stuhle aufsprang und das Buch zuschlug, „wie klug dünken wir uns doch oft mit unserer moralischen Anschauung und es be-

schämt uns des Volkes einfacher Verstand. — Ihr liebt also Euern Kaiser sehr in Vorarlberg — nach Allem noch immer?"

„Ja wohl, Herr!" versetzte Roner nicht ohne Erstaunen in seinem Tone und seine beiden Begleiter nickten zustimmend mit den Köpfen.

„Sonderbar," murmelte der Freiherr und schien in tiefes Nachsinnen zu versinken.

Schneider benützte die eingetretene Pause, um seine drei Landsleute zu verabschieden.

„Also darunter kommen Eure Namen: Roner, Bachmayer und Hämmerle, und dann adressiert die Bittschrift nur an Se. Exzellenz Baron Haagen. Ich will selber morgen noch zu ihm, oder es übergibt Baron Hormayr das Gesuch und jetzt behüt' Euch Gott und seid guten Mut's."

„Wir wollen's schon sein, wenn's bald ein Ende nähme!" meinte Hämmerle. Alle drei dankten und empfahlen sich, nachdem sie noch dem Minister eine tiefe Verbeugung gemacht hatten.

„Es ist wirklich traurig," wandte sich Schneider an Gagern, als die Türe wieder geschlossen war, „daß diese braven Leute hier müßig und in Not die Zeit vertrödeln. Hämmerle hatte das Spital in Bregenz über sich und die beiden andern lieferten Munition. Sie selber mußten ihre Anschaffungen auf Kredit machen und jetzt sind sie nicht nur um ihre Hoffnungen auf Belohnung, sondern ihre ganze Existenz ist zerrüttet. In kurzen Intervallen kommen wir jetzt schon seit zwei Jahren immer wieder mit unsern

Bitten, und doch bleibt alles fruchtlos. Ja, wenn sich's um einen Paß handelte, wie beim Oberpostmeister in Lindau, dem Freiherrn von Haisdorf, der für alle seine Opfer, die er gebracht, nur die Erlaubnis zur Auswanderung nach England erbat, da wäre die Staatskanzlei wohl rasch dabei, aber wo es „zahlen“ heißt — nun die drei, die eben hier waren, die können erzählen.“

„Und dennoch schwärmen sie für ihren Kaiser,“ warf der Freiherr ein, „ist das nicht unerklärlich?“

„Nein, Exzellenz, denn die Liebe ist ein Instinkt, der sich der Reflexion entzieht.“

„Fast muß ich's glauben. Und dennoch bleibt mir's zum Teil unbegreiflich. Nach den Erfahrungen, die Tirol und Vorarlberg im Jahre 1809 gemacht haben, sollte man doch denken, daß einige Zweifel an der väterlichen Fürsorge der österreichischen Regierung bei den Patrioten jener Länder entstanden seien. Sie mußten doch ihre Stellung als gänzlich gleichgültige Werkzeuge erkennen, die man um ihr Wohl unbesorgt, mit allen Mitteln zum Aufstande reizte, und als sie später im Wege standen, ebenso rücksichtslos wieder fallen ließ. — Ich gestehe es, daß mich diese Einsicht bedeutend abkühlen würde.“

„Sie wohl, Exzellenz,“ gab Schneider ernst zurück. „Sie stehen aber auch außer den Parteien und das ändert ein Urteil. Mein Vaterland aber ist zäh. Es ist eben ein verlassenes Land und wie in einem aufgegebenen Herzen, so ist seine Liebe unter den Qualen dieser Erkenntnis nur noch erstarkt und

die Hoffung um so mächtiger geworden. Wie das Herz, das sein eigenes edles Fühlen auf fremde Handlungen überträgt, klagt es die Umstände und das Schicksal, nicht aber denjenigen an, der es verlassen und diesem Schicksale preisgegeben hat. — Er mußte wohl."

„Und alle Ihre Bestrebungen," rief Gagern errregt, „sollten also wirklich nur dahin gerichtet sein, diese herrlichen Alpenländer unter den Szepter Österreichs zurückzuführen? Ist diese Anhänglichkeit Tirols an Österreich wirklich so groß, daß sie alle überstandenen Leiden vergessen macht? Ist nicht vielleicht ganz in der Tiefe dieser Bewegung, die Sie mit anschüren helfen, ein geheimer Schlüssel, der zur innersten Kammer der Herzen führt, in der heimlich schon das Gerüste zu einem neuen Throne Europas — Deutschlands aufgerichtet ist? Und heißt dieser Schlüssel nicht Johann und das Reich nicht das Königreich Rhätien?"

„Nein, Exzellenz," versetzte Schneider, indem er gerade und offen in des Fragenden Augen blickte. „So wenig diese Idee bei Sr. kaiserlichen Hoheit selbst Anklang fände, so wenig dürfte sie jemals das Echo unserer Berge jauchzend wiederholen. Der Name des ritterlichen Erzherzogs ist wohl ein Schlüssel zu unsern Herzen, aber die Liebe zu ihm verschmilzt mit der Liebe zum Erzhause, dessen feuriges edles Glied er ist. O bezweifeln Sie meine Worte nicht, Exzellenz! Weßhalb suchen Sie in unserer Seele Pläne, deren Fäden Sie in der Seele des Erzherzogs nicht

auffinden konnten, für den und mit dem Sie ja an unserem Werke mitarbeiten? Nur geht Ihr Plan viel weiter, als der unsere. Sie Exzellenz wünschen Deutschland frei zu sehen und verlangen dazu unsere beiden Länder als Vorkämpfer, — wir wollen vor allem die Freiheit Tirols und Vorarlbergs und die Wiedervereinigung mit Österreich. Daß es so ist, das können Sie ja aus unsern Korrespondenzen ersehen. Alle die Briefe sprechen nur das eine Ziel aus, dem wir mit aller Macht zusteuern; Sie hören kein anderes Losungswort, auch wenn Sie unsere geheimsten Gedanken belauschen wollten, als: „Österreich und nichts als Österreich!"

Beide Männer standen sich lange schweigend gegenüber, endlich war es Freiherr von Gagern, der seine Hand hinbot.

„Solche Anhänglichkeit an eine Sache, solche Konsequenz verdient Achtung, mag es mir auch noch so schwer fallen, mich in diese Gesinnungen hineinzudenken," sagte er, „reichen Sie mir Ihre Hand, Schneider, was die Zeiten je bringen mögen, Sie haben in mir einen Freund, der für Sie vor aller Welt Zeugnis ablegen will und Sie nie verleugnen wird. Jetzt beweisen aber auch Sie mir ein Vertrauen, das nicht blos politische Interessen berührt. Ihr Landsmann ließ früher ein Wort darüber fallen, wie durch die träge, widerspänstige Abwicklung der finanziellen Fragen auch Ihr eigenes Vermögen bedroht ist. Halten Sie mich nicht für unbescheiden, wenn ich frage, in wie weit dies richtig ist."

„Leider nur zu sehr, Exzellenz,“ versetzte Schneider, dessen Antlitz wieder einen minder ernsten Ausdruck annahm. „Mein Kredit war in jener Periode sehr in Anspruch genommen, ich hafte jetzt für einige in meinen Verhältnissen nicht unbedeutende Summen. Dazu kam noch ein eigener Zwischenfall. In der Nähe von Bregenz liegt ein ehemaliges Kloster, Mererau genannt. Da es zum Abbruch bestimmt war, erstand ich es mit noch einem Bürger von Bregenz in Kompagnie. Nach dem Friedensschlusse 1809 wurde das Land dazu bewogen, dieses Kloster der Königin von Baiern zum Geschenke zu machen. Wie freiwillig dieses Geschenk geboten war, mögen Euer Exzellenz aus dem einzigen Umstande entnehmen, daß Sigmund Nachbauers Name unter der Urkunde, mit den andern der Landesgerichtsbevollmächtigten steht. Sie haben Nachbauers letztes Schreiben gelesen und können also selber schließen, welcher Maßregeln es bedurfte, um diesen Mann zur Unterschrift zu zwingen. Doch das in Parenthese. — Den Kaufvertrag hab' ich nun seit dritthalb Jahren in Händen, aber leider auch keinen Pfennig Geld. Die Summen, die ich zum Ankaufe aufnahm, muß ich natürlich verzinsen. Das Erträgnis der Besitzung aber bezieht das königliche Rentamt in Bregenz, welchem sie zuzuweisen Se. Majestät der König für gut fand. Vorarlberg ist so um die gehofften günstigen Erfolge — ich bin um das Geld gekommen.“

„Jetzt erst weiß ich Ihre Großmut gegen Ihre Landsleute ganz zu schätzen,“ rief der Minister und

mit leichter Verlegenheit fuhr er fort, „aber verehrter Freund, wenn Sie sich beengt fühlen, so müßten natürlich Anstalten getroffen werden — —“

„Ich danke, Exzellenz, Gottlob bedarf es dessen vorderhand nicht. Se. Majestät hat mir durch seine Munifizenz die Existenz vorläufig gesichert, und sobald wir wieder österreichisch sind, ich will nämlich sagen, das Land Vorarlberg, denn die Einwohner sind's immer gewesen — so wird wohl das Ärar dem Lande die Schuld ablösen. Es ist nur gut, daß solche kostbare Geschenke wenigstens nicht außer Lands getragen werden können.“

Baron Gagern stimmte in Schneiders Lächeln ein und sah jetzt wieder auf die Uhr.

„Es ist schon spät,“ sagte er. „Sie gehen doch zu Hormayr?“

„Gestatten mir Exzellenz nur einen Moment, um meinen Mantel zu nehmen und ich bin bereit.

„Ich kann heute nicht kommen. Doch will ich Sie ein Stück weit begleiten, bis zu seiner Wohnung. Ich rechne darauf, daß Sie mich entschuldigen. Se. kaiserliche Hoheit aber hat mich für heute Abend befohlen. Vielleicht komme ich noch in später Stunde und kann Ihnen Neues mitbringen, wenn die Herren noch beisammen sind.“

„Dann wollen wir gewiß ausharren,“ versetzte Schneider.

Er hatte bereits Hut und Mantel genommen und verließ mit dem Freiherrn das Zimmer, dessen Schlüssel er hinter sich abzog. „Sage meiner Frau,“

wandte er sich im Vorhause an die Magd, „ich dürfte erst spät wieder kommen. Sie und meine Schwester möchten das Abendbrot nur allein nehmen.“

„Aber warum beurlauben Sie sich nicht lieber selber von ihrer Gemalin, lieber Herr Appellations-rat,“ sagte Gagern freundlich, „ich will gerne warten.“

„Nein, nein,“ widersprach Schneider höflich, „meine Frau hat vielleicht Besuch und sie ist gewöhnt daran. In einigen Stunden bin ich ja doch wieder da.

Die beiden Männer eilten die Treppe hinab und verließen das Haus. Einige Häuser weiter in derselben Straße hielten sie wieder und trennten sich unter gleichgiltigen Worten.

„Auf Wiedersehen!“ sagte Baron Gagern, so leichthin, als verstünde sich das von selber und doch sollte der grüßende Wunsch sich nicht erfüllen.

Schwarze Wolken hingen im Frühjahr 1813 am politischen Horizonte, aber das Gewitter zögerte loszubrechen und die kühnen Männer, die wie Pygmalion dem zaudernden Jupiter seinen Blitzstrahl rauben wollten, wurden an den Felsen geschmiedet und der Geier Gram zehrte an ihnen.

Frankreichs große Armee lag unter den Schneefeldern Rußlands begraben und der besiegte Kaiser war über den Rhein zurückgeeilt, um eine neue Armee aus dem ausgesaugten Boden zu stampfen. Das waren aber nicht mehr die Veteranen, die mit ihm an den Pyramiden gekämpft, die er an die Sonne von Austerlitz mahnen durfte.

Napoleons Marschälle, die Großwürdenträger des Reiches, das Land selber murrte gegen ihn, seine Vasallenfürsten in Deutschland dachten an ihre Unabhängigkeit, die Generale der deutschen Hilfskorps schlossen selbständige Konventionen mit den russischen Feldherren und der König von Preußen tat, was er schon im Jahre 1809 tun hätte sollen, er erhob Deutschlands Panier und der „Aufruf an sein Volk“ vom 3. Februar zur freiwilligen Bewaffnung, rief zahllose Scharen begeisterter Männer und Jünglinge in die Reihen der Freiheitskämpfer.

Der Enthusiasmus ergreift uns heute noch, wenn wir Nachkommen jener Heldenepoche auf den wunderbaren Aufschwung und die stolzen Taten unserer Väter zurückblicken. Es rollt durch unsere Adern in raschern Wellen ein wärmeres Blut und es durchglüht uns Kampflust, als dürsten wir noch heute das Bajonett auf's Gewehr pflanzen und im Sturmschritte dem Kugelregen entgegen, zum zweiten Male nach jenen blutigen Stätten wallfahrten, deren Namen für uns einen heiligen Klang haben, weil dort die Grabsteine unserer Väter zugleich wie eben so viele Monumente für Deutschlands Siege emporragen.

Wie mußte erst der Drang nach Freiheit, das Verlangen nach Kampf in jener Zeit und bei jenen Völkern groß sein, denen die Staatsweisheit der Regierung sogar Zügel anlegte und deren Begeisterung gleichsam auf Flaschen abgezogen und wohlverkorkt auf spätere Zeiten bewahrt wurde! — Der Ruf nach Rache an dem Unterdrücker Europas, der Ruf nach

Befreiung der Völker und Kabinette aus der unwürdigen Knechtschaft drang in alle Schichten und durchzuckte jede Brust, in der ein Herz schlug für das Vaterland. Wo aber der Muskel im Egoismus verschrumpft war. dort konnte auch selbst der mächtige elektrische Strom keinen Anschein von Leben mehr hervorzaubern und die Brust, die ihn umschloß, atmete diplomatisch klug und klein. Wo der Steuermann nur leise sein Ruder bewegt und alle Segel einzieht, dort läuft auch das Schiff nur die enge Bahn, seine Bewegungen sind ängstlich, seine Kraft ist unterdrückt. So stand es in Österreich im März 1813. Noch war das Kommandowort „Begeistert Euch!“ nicht erschollen und wehe dem Voreiligen! der Steuermann verlangte ein gehorsames Schiff, der absolute Staatsminister eine wohlgeölte Maschine. Völker waren für ihn wohl nur die breiten Stufen des Thrones, auf denen er emporklomm und die sorgsam mit dem dichten Teppich der Untertanentreue überdeckt bleiben mußten, damit sich der Fuß an keine Unebenheiten stoße, wenn er über sie hinwegschritt.

Graf Metternich war zwar noch Minister des Äußern, gab sich jedoch damals schon die anerkennenswerte Mühe, ordnend in das Getriebe des Innern einzugreifen, besonders wo durch irgend ein unberechnetes Ineinanderwirken ein unerwünschtes Resultat nach Außen sichtbar werden konnte,

Der Mann, der nach der Schlacht bei Lützen gegen den französischen Gesandten äußerte, wie Österreichs Allianz mit Frankreich so notwendig für er-

steres sei, daß er sich morgen dieselbe wieder herzustellen bemühen würde, wenn Frankreich heute sie bräche, der gleichzeitig versicherte, Österreich würde, wenn seine Friedensvermittlungen mißlängen, mit der ganzen Macht der Monarchie, Rußland angreifen, — dieser Mann, der übervorsichtig, bis zum letzten Moment Napoleons Freundschaft festhielt, konnte unmöglich die ungestümen Bewegungen der Völker gewähren lassen. Im besten Falle hätte ja ihr begeisterter Kampf mit abgeworfenem Visire alle seinen Pläne und damit auch den Kopf, der sie ausheckte, überflüssig gemacht. Damit konnte aber sein Ehrgeiz unmöglich einverstanden sein. Der zierlich gefeilte Mensch nennt jede energische Kraftäußerung nach den Gesetzen der Natur: „rohes Zutappen“; die Natur selbst ist ihm ein so „plumpes, rohes“ Erzeugnis, daß sie erst durch bedeutende Einwirkung der Kunst kurfähig wird, und es ist nur ein Wunder, daß ihm nicht auch am Ende das Schicksal als „sehr vernachlässigt in der Erziehung“ erscheint.

Für die Diplomatie soll auch eine Volkserhebung, ein Krieg nur zur berechneten Zeit, nur in den maßvollen Schranken wie ein wohlangebrachtes Bonmot wirken. Das vergossene Blut von Tausenden wiegt nicht schwerer als eine lächelnd angebotene Prise.

Graf Metternich hätte sich vielleicht um die Gährung in den Völkern wenig bekümmert, wenn sie nicht eine gewisse Macht ihm gegenüber repräsentiert haben würde. Aber alle Kampf- und Notsignale Deutschlands fanden ihren Wiederhall auch in den

höchsten Kreisen des Reiches und an der Spitze der Kriegspartei stand Erzherzog Johann, der jüngste Bruder des Kaisers. Um ihn hatten sich die feurigen Patrioten geschart und hofften von seinem Einflusse die Verwirklichung ihrer Wünsche; auf ihn richteten Tirol und Vorarlberg die Blicke, er war ihnen der geliebte Führer und Retter, von dem sie mit unverbrüchlicher Zuversicht die Erfüllung seiner Versprechungen erwarteten.

Erzherzog Johann war nach dem unglücklichen Ende der Insurrektion 1809 von seinem Bruder selbst ermächtigt worden, Verbindungen mit den aufgegebenen Ländern zu unterhalten. Von Zeit zu Zeit kamen trotz der bairischen geheimen Agenten Abgesandte und Vertreter des Volkes nach Wien, die unter der Überwachung des Polizeiministers Baron Haagen standen und größtenteils mit Hormayr und Roschmann verkehrten, welche der anfänglich eingesetzten Hofkommission zur Regelung und Prüfung der Entschädigungsansprüche Tirols und Vorarlbergs vorstanden. Für die Flüchtlinge aus diesen Ländern wurde im Temeser Banate eine Kolonie gegründet, die den gegenwirkenden Umständen gemäß freilich zu keinem rechten Gedeihen kam.

Die Verbindung bestand fort, auch nachdem die Hofkommission wieder aufgelöst war und schon im Laufe des Jahres 1812 wurde der Plan zum erneuerten Aufstande gefaßt. Das Land erklärte laut, es würde nicht abwarten, bis unter dem Schutze französischer Truppen die ganze Jugend zu Soldaten ge-

preßt sei, es wollte die Arme rühren. Aus den bittern Erfahrungen der ersten Insurrektion klug geworden, ging man diesmal vorsorglicher zu Werke. Große Vorräte von Waffen, Munition und Korn wurden teils in Tirol selbst, vorzüglich aber an den Grenzen in der Schweiz angehäuft und alles war zum Ausbruche reif.

Hormayr hatte die Idee der Befreiung seines heiß geliebten Vaterlandes nie aufgegeben. Er stand gegen Baiern, der Allianz mit Napoleon wegen und ahnte nicht, daß er sein Leben einst im Dienste eben dieses Staates beschließen sollte. Als ihm bei der Stipulierung des Preßburger Friedens die schmerzliche Aufgabe wurde, den Artikel XIII zu redigieren, beharrte er fest auf der Schlußklausel, welche dahin lautete, daß Tirol-Vorarlberg — die Vorlande, nur mit jenen Titeln und Rechten und in derselben Weise abgetreten würden, wie Österreich sie besessen, „und nicht anders." Fürst Lichtenstein fiel diese Zähigkeit auf und er fragte endlich:

„Was wollen Sie denn mit diesem „et non autrement!?"

„Euer Durchlaucht," erwiderte Hormayr lebhaft, „beim nächsten Kriegsausbruche müssen uns die Fremden diese drei Wörtchen teuer bezahlen."

Das Jahr 1809 machte den Sinn dieser Worte deutlich genug, aber wie Hormayr schon 1805 auf die Änderungssucht der neuen Regierung gezählt, um Österreich den Rechtstitel zu wahren, so hatte auch der Waffenstillstand von Znaim und der darauf fol-

gende Friede seine Hoffnungen nicht zu lähmen vermocht.

Mit Roschmann. der seit zwanzig Jahren sein Freund war, den er sich 1809 inständig zu seiner Sendung nach Tirol erbeten hatte, und mit Doktor Schneider bildete er eine Art Komitee für die Interessen Tirols und Vorarlbergs und schloß sich innig an den ritterlichen Erzherzog an, dessen Schlachtruf die beiden Länder allein noch erwarteten.

Der Kreiskommissär Anton von Roschmann, schon im Jahre 1805 an der Landesverteidigung beteiligt, hatte sich 1809 auf seinem zwar beschränkten, jedoch exponierten Posten im Unterinntale, bei der Blokade von Kufstein ausgezeichnet und bei den Exzessen der Salzarbeiter zu Hall gegen den Feldmarschallleutnant von Chasteler, nach dem Unglück bei Wörgl, durch sein besonnenes Einschreiten Unheil verhütet. Hormayr hob die Verdienste seines Freundes in den Rapporten an's Hauptquartier so sehr hervor, daß dieser mit den Vollmachten eines Ober- und Armeekommissärs nach Tirol zurückkehrte, als der Friede eben abgeschlossen wurde. Seine Wirksamkeit blieb auf wenige Tage beschränkt, denn schon am 29. Oktober langte die Friedensnachricht im Hauptquartier bei Andreas Hofer an und Roschmann, zwischen den Feind und das erbitterte Landvolk gestellt, eilte als Bozner Kaufmann über Chur, Bern, wo er vom österreichischen Gesandten einen Paß und Unterstützung erhielt, — Ulm und Prag nach Wien zurück.

Wie die Dinge jetzt im Frühjahre standen, war dem Grafen Metternich alles daran gelegen, eine Kompromittierung Österreichs, die es zur offenen Kriegserklärung gezwungen hätte, zu vermeiden. Selbst wenn ein Ausbruch in den abgetretenen Provinzen zur Verstärkung der Forderungen Österreichs zweckentsprechend in die Wagschale fiel, so mußte doch dieser Ausbruch vor der Hand noch um jeden Preis hinausgeschoben werden. Da er dem erlauchten Bruder seines Monarchen gegenüber ohne Gewalt war, so streckte er seine mächtige Hand nach dessen Freunden und Verbündeten aus. Seine Versprechungen und dienstfertigen Gehilfen gewannen ihm die Einsicht in alle Pläne und Veranstaltungen und die Hauptbedingung, die der Verräter stellte, war, ihn scheinbar vom selben Blitzstrahle treffen zu lassen, der seine vertrauenden Freunde vernichten sollte.

Der Elende scheute den Schein der Schurkerei, er wollte vor aller Welt nicht nur die Achtung eines Ehrenmannes genießen, sondern war sogar lüstern nach der Verehrung, die dem Märtyrer wird.

Da aber in dem ganzen Gebahren mit den Abgesandten Tirols und Vorarlbergs bis jetzt kein unreines Element zu finden, ja dasselbe zum größten Teile der Polizei vollkommen bekannt war und Hormayr selbst in seinen hohen Freund drang, Sr. Majestät über alles die genaueste Mitteilung zu machen, so mußte der Verräter seine ganze Kunst aufbieten, um den Anschein einer verbrecherischen Absicht zu erzeugen, diesen plausibel zu machen, seiner Tat da-

durch das Gepräge der treuesten Anhänglichkeit und Gewissenhaftigkeit aufzudrücken und ihr überhaupt Wert zu geben.

So geartet war Roschmanns Tätigkeit, über deren Details sich Hormayr in späterer Zeit genügend ausgesprochen hat, und in welche genau einzugehen hier nicht beabsichtigt wird.

Den Verratenen dünkte indessen der Zeitpunkt des neuen Aufstandes gekommen, nur wenige Tage trennten sie noch von dem so sehr ersehnten Augenblicke. Vielleicht, dachte Doktor Schneider, war dies schon die letzte Zusammenkunft, zu der er jetzt ging und an die Stelle der Beratungen konnte schon morgen die Tat treten.

Er war rasch die Treppe zu Hormayrs Wohnung emporgestiegen und nach kurzen Worten eingelassen worden. Es bestanden eben keine besonderen Vorsichtsmaßregeln gegen einen unvermuteten Überfall. Hormayr in dem guten Bewußtsein seines edlen Unwillens, besorgte ihn nicht und vor einem ungewöhnlichen späten Besuche war nichts zu verbergen als vielleicht höchstens einige Schriftstücke. Von dem landläufigen Schauderapparate geheimnisvoller Verschwörungen und Verbindungen war hier nichts zu sehen. Hormayr hatte überhaupt nie einer dieser geheimen Gesellschaften angehört; so gut wie jeder Beamte hatte auch er schon beim Eintritte in die Dienste des Kaiserstaates den Revers unterschrieben, nie einem Geheimbunde beizutreten. Wozu auch? sein Beginnen war ja auch kein lichtscheues; mitten in Öster-

reichs Residenz hatte er kein anderes Ziel, als Österreich groß und sein Vaterland mit Österreich glücklich zu sehen; darüber hat er sich unzweideutig ausgesprochen.

Um dies Ziel zu erreichen, bedurfte es keiner mystischen Worte, Zeichen und Formen, keine dieser lächerlichwichtigen Spielereien erwachsener Kinder — es bedurfte nur des klugen Schweigens und großer Regsamkeit.

Hormayr war allein, als Schneider bei ihm eintrat und sich zum Gruße des von Gagern erhaltenen Auftrages entledigte.

„Das ist Schade, das ist Schade," rief Hormayr lebhaft, „ich hätte ihm gerne die Freude mitgeteilt, die mir heute wurde," und ein Diplom von seinem Schreibtische nehmend, fuhr er fort: „Sehen Sie einmal her, Schneider, was mir mein Freund Müllinen schickt. Die Ernennung zum Mitgliede der „schweizerischen Gesellschaft geschichtsforschender Freunde," deren Gründer er ist. Ich bin nicht wenig stolz darauf, da bis jetzt noch kein Ausländer in den Verband aufgenommen wurde."

„Der Freiherr von Müllinen ist ja Altschultheiß von Bern, wenn ich nicht irre," sagte Schneider, das Diplom betrachtend.

„Ja wohl," versetzte Hormayr, „es wäre mir interessant zu wissen, ob er ein Nachkomme des wackern Müllinen ist, der so treulich bei Friedrich mit der leeren Tasche aushielt? doch vor der Hand haben

wir zu solchen Forschungen wohl keine Zeit. Wie ist's, haben Sie an Nachbauer geschrieben?"

„Ja wohl, Exzellenz," gab Schneider zur Antwort, „er muß den Brief bald haben."

„Es ist also alles bereit. Roschmann hat ebenfalls an Eisenstecken, Wintersteller und Aigenreiter geschrieben. Es war recht freundlich von ihm, da mir das Schreiben so schwer fällt und Delitsch hat anderes zu tun. Aber was kann Roschmann uns mitzuteilen haben, daß er noch ausdrücklich verlangte, wir sollten ihn heute nach zehn Uhr erwarten? Sie haben doch sein Billet erhalten?"

„Es ist mir zugekommen," versetzte Schneider mit tiefem Ernst, „und ich muß gestehen, daß es meine Bedenken nicht verringert hat. Mir ist in Roschmanns Erzählung von gestern vieles nachträglich aufgefallen. Warum soll Hofrat Braulik mit einem Aktuar vom Polizeiministerium gerade nur bei ihm die Haussuchung gehalten haben, — weßhalb durchsuchte man Roschmanns Papiere, wie er sagt, weshalb denkt man nicht auch an die unsern, wenn schon irgend ein Verdacht vorliegt?"

„Weil man vielleicht erfahren hat, daß die englischen und russischen Bulletins, die der Regierung unbequem genug kamen, aus seiner Traiskirchner Kreisamtsdruckerei hervorgegangen sind. Übrigens hat man ja nichts gefunden."

„Und diese mysteriöse Geschichte mit dem Raubanfall bei Prerau, bei dem der Kurier des Mister King aller seiner Papiere beraubt und wieder hieher

zurückgeschickt wurde. — Ein Räuberanfall auf einen Kurier in Mähren — gestehen Sie, daß solch ein ungewöhnliches Vorkommnis zum mindesten befremdend ist."

„Sie sehen schwarz, Schneider," versetzte Hormayr lebhaft, indem er rasch an seinen Sekretär trat, „übrigens je unsicherer wir uns fühlen, desto mehr Ursache für uns loszuschlagen. Tritt eine leidige Wendung in der Politik des Kabinets ein, macht Buonaparte in seiner brutalen Manier vielleicht neue gebieterische Forderungen, so müssen wir zuvorzukommen suchen. Da sehen Sie, der Aufruf ist unterzeichnet," er nahm ein Blatt aus einem Fache des Schreibtisches und reichte es Schneider hin. Dieser las:

„Tiroler!"

„Die Zeit des Lohnes für so viele Anstrengungen und Leiden ist endlich gekommen. Die gute „alte Zeit wird für mein geliebtes, mehrmals „wider meinen Willen und ohne meine Schuld verlassenes Tirol wiederkehren! Der Tag der Erfüllung ist da! Ermannt Euch! Euer Vaterland, „die Welt und die Nachwelt sehen auf Euch! Sie „vertrauen Eurem Heldensinne. Glaubet dem Überbringer, der Euch von uns auch mündliche Kunde „bringen wird. Seid einig und besonnen; Gott „wird unser Unternehmen segnen und bald werde „ich in Eurer Mitte sein! Handelt im herrlichen

„Verein als Männer; es gilt für Gott und Euer „geliebtes Vaterland. — Erzherzog Johann.“

„Auf Sr. kaiserl. Hoheit allergnädigsten Befehl“
„v. Roschmann.“

„Von Roschmann gegengezeichnet?“ rief Schneider erstaunt, „das sieht ja ganz aus, als wäre er der Minister oder doch der Sekretär Sr. kaiserlichen Hoheit.“

„Er hat sich selbst dazu angeboten,“ versetzte Hormayr die Achseln zuckend. An einen Minister denkt kein Mensch, aber als Sekretär mag er immerhin gelten. Unterschreiben mußte Jemand und ich kann's doch nicht selber tun, da ich ja eben der Überbringer, der darin dem Vertrauen der Tiroler empfohlen ist, sein werde. Er kann dann mit dem Erzherzog nachfolgen, sobald der erste Schlag geschehen.“

„Das mit dem Minister hat etwas für sich und ich habe erst heute abend zu meinem Erstaunen erfahren, daß man dennoch daran zu denken scheint, wenigstens in einigen Koterien des Hofes . .“, Schneider hatte das bedächtig gesagt und erzählte jetzt von der Frage, die ihm eine Stunde früher vom Freiherrn von Gagern gestellt worden.

„Ich kann mir vorstellen, woher diese Gedanken kommen“, entgegnete Hormayr. „Mister King, der, wie Sie wissen, dem Erzherzog von Seite der britischen Regierung bedeutende Geldmittel und einen großen Waffenvorrat, der in der Schweiz an den Grenzen deponiert ist, zur Verfügung stellte, brachte auch die ungeforderte Zusage von der Regierung, es

solle unmittelbar nach dem Anlangen des Erzherzogs in Tirol und nach Ausbruch der Revolution Sir Robert Wilson als Gesandter bei ihm, wie bei einem selbständigen Fürsten akkreditiert werden. Se. kaiserliche Hoheit nahm das als einen Ausdruck übertriebener Etiquette stillschweigend hin; es dürfte wohl für Sir Robert Wilson selbst das meiste Interesse haben, ob er Agent oder Gesandter heißt. Ich gebe zu, es erscheint mir jetzt selbst so, als könne man da allerlei herausdeuten, wenn man gerade den Willen dazu hat. Es ist mir unbegreiflich, wie überhaupt etwas transspiriert haben kann, da diese Verhandlungen bis jetzt geheim genug gehalten wurden."

„Sind wir denn nicht auf Schritt und Tritt von Mouches überwacht?"

„Wallmoden und Nugent waren ebenso überwacht und welche Geheimnisse lagen nicht in ihrer Hand! und doch — nun der eine ist wohl schon unweit Kalisch und ich wollte der zweite wäre aus England zurück."

„Um zu dem Aufrufe zurückzukommen," hob Schneider wieder an, „so muß ich gestehen, daß ich im Interesse Sr. kaiserlichen Hoheit selbst zwei Stellen desselben genauer präzisiert wünschte. Einmal ist der Widerstand des Herrn Erzherzogs gegen die Abtretung Tirols doch gar zu deutlich ausgesprochen und dann hätte es in dem letzten Satze noch heißen sollen: „Es gilt für Gott, Euer geliebtes Tirol — und Euern Kaiser." Das Weglassen dieser letzten Be-

rufung könnte leicht wie die andere Stelle, zu mißliebigen Ausdeutungen Anlaß geben."

„Sie haben Recht," entgegnete Hormayr, „man kann nie vorsichtig genug sein, besonders wenn man wie Se. kaiserliche Hoheit einem Manne gegenübersteht, der seine innersten Gedanken sorgfältig verbirgt und dagegen um so geneigter ist, auch bei jedem andern arrières pensées — ah! das häßliche französische Wort! — also: bei jedem andern Hintergedanken vorauszusetzen und — im Notfalle selbst unterzuschieben. Se. Exzellenz der Herr Minister," setzte er ironisch hinzu, „wird mir das französische Wort nicht übel nehmen, er liebt ja diese gräuliche Sprache eben so sehr, als die Frau Schwester des Usurpators. Spielt er nicht sogar französische Komödie? französische Komödie in einem deutschen Land. Übrigens warum nicht? sangen ja auch die alten Germanen — römische Lieder, als sie Sklaven waren!"

„Ich glaube also um so mehr Recht zu haben, wenn ich die unterlegten Zeilen des Herrn Grafen Metternich fürchte. Die heutige Unterredung mit Baron Gagern hat mich besorgt gemacht."

„Aber lieber Appellationsrat," rief Hormayr heiter den Kopf wiegend. „Sie sind doch gar zu ängstlich, meine ich. Se. hochgebietende Exzellenz der Herr Graf soll keine Zeit haben, Kompendien zu diesem Aktenstück zu schreiben. Die Ereignisse werden alle syntaktischen Studien überflügeln und keine verschiedenen Lesarten zulassen. Bevor das Schriftstück ihm

vor Augen kommt, ist Tirol und Vorarlberg frei und gut kaiserlich. Im Jahre 1809 brauchte es drei Tage dazu; nun, diesmal haben wir noch die Übung für uns und die Verhältnisse. Diesmal ist's ein Kampf auf Leben und Tod und so Gott will, werden wir die Sieger sein, weil wir die Schiffe hinter uns verbrennen. Österreich muß uns folgen, ganz Deutschland ist mit, so kann's nicht fehlen, die Vergeltungsstunde ist da. — „Was nun auch geschehen möge, selbst wenn ganz Österreich, selbst wenn Wien dem fränkischen Feinde noch einmal zur Beute fiele, ich werde Tirol nicht verlassen, ich werde es als eine selbständige Festung verteidigen, bis zu meinem letzten Blutstropfen!" — Das sind unseres angebeteten Erzherzogs eigene Worte und diesen Schwur wollen auch wir tun und ihn dem braven Volke unserer Alpen immer und immer wieder laut zurufen, daß es die Überzeugung eines jeden einzelnen werde; — glaubt mir, Freund, dann werden wir frei, und wenn es denn sein muß, so wird der letzte Blutstropfen des letzten Tirolers doch in Freiheit dahinfließen und der Feind wird nichts als die verwüsteten ausgestorbenen Täler finden, über die unsere Berge als die stolzesten Grabdenkmale mit ihren eisigen Firnen in die Wolken ragen und allen Geschlechtern der Nachwelt unsern Ruhm melden, bis sie selber in Schutt zusammensinken."

„Verhüt' es Gott!" sagte Schneider, dem das Feuer der Begeisterung, gedämpft von edler Rührung,

aus den Augen leuchtete. „Wir wollen hoffen, daß sie noch unsern Enkeln die Mähre vom Freiheitskampfe erzählen und wir selber dann als kindliche Greise der Wundersage lauschen.“

„So hoff' ich's auch,“ stimmte Hormayr kopfnickend bei, „doch wir lassen uns von unseren Gefühlen zu schönen Worten hinreißen, als ob wir auf der Bühne ständen“, riß er sich selber wieder in's praktische Geleise zurück. Wir haben noch ein paar Stunden zu arbeiten, denn wenn ich morgen abreisen soll —“

„Morgen schon?“ fragte Schneider überrascht.

„Nun ja — je früher desto besser. Noch ehe der korsische Tyrann Deutschland vom Neuen in Fesseln zu schlagen vermag. Da ist wohl Roschmann.“

Im Vorhause war eine Glocke gezogen worden und einige Augenblicke später trat Roschmann wirklich ein. Er war auffallend blaß und sein Gang schwankend.

„Nun also werden wir erfahren, was Du Wichtiges bringst,“ grüßte Hormayr und bot die Hand, doch trat er vom zerfahrenen Ansehen des Freundes überrascht einen Schritt zurück. „Was ist Roschmann? Du bist ja ganz blaß,“ rief er, „was ist Dir? setze Dich!“

„Es ist — so kalt,“ stotterte der eben Eingetretene und folgte der Aufforderung.

„Du hast das Fieber,“ meinte Hormayr besorgt, indem er gleichzeitig die Glocke zog, „da will ich guten Punsch machen lassen, das ist das Beste. Die

Frühjahrsluft ist gefährlich, der Punsch soll uns wärmen."

Statt einer Antwort erscholl letzt lautes Geräusch, wie von vielen Leuten und Waffen vom Vorhause herein.

„Was ist das?" rief Hormayr und näherte sich der Türe, indes Schneider zum Tische getreten war, um Roschmann ein Glas Wasser zu reichen. Hormayr war noch nicht an der Türe, als dieselbe sich rasch öffnete und in derselben mehrere Beamte in der Polizeiuniform sichtbar wurden.

Der Vorderste trat auf Hormayr zu und übergab diesem, wie auch jedem der beiden andern ein offenes Schreiben, das vom Polizeidirektor Wiens, Hofrat Siber gefertigt war. Hormayr las mit wachsendem Befremden.

„Der Oberkommissär Schuster ist hierdurch be-„auftragt, den Herrn Hofrat Baron von Hormayr „ohne weiters zu verhaften und an den Ort seiner „Bestimmung zu bringen."

Ähnlich lauteten auch die beiden andern Schreiben. Schneider sprach kein Wort, er war so sehr überrascht, daß er an keinen Protest, keine Frage dachte. Roschmann, der aufgesprungen war, schien totenbleich und einer Ohnmacht nahe; seine Zähne schlugen hörbar an einander.

„Ermanne Dich doch," rief ihm Hormayr zu und wandte sich dann entrüstet an den Oberkommissär. „Der Vorgang ist höchst gesetzwidrig und tumultuarisch," sagte er fest. „Ich kenne keinen von Ihnen,

ich kenne nicht einmal die Unterschrift; die buonapartische Polizei hat schon öfter derlei Entführungen vollbracht. Ich bin Chef des geheimen Staatsarchivs, ich bin bereit in Haft zu bleiben und mich jeder Untersuchung zu unterwerfen; aber ich kann und muß verlangen, mein Amt ordentlich übergeben zu können; welch ungeheure Verantwortlichkeit könnte man mir sonst zuwälzen."

Der Protest blieb vergeblich, der Beamte begnügte sich hierauf die Achseln zu zucken und erinnerte ihn blos, sich mit Kleider und Wäsche für eine weite Reise zu versehen.

Einige Beamten legten auf alle Schriften Beschlag, indessen wurden die Verhafteten zum Folgen aufgefordert. Gegen die Gewalt war kein Widerstand denkbar, doch trat noch ein Moment der Zögerung ein.

Hormayr, der sich wieder gefaßt hatte, sah jetzt die beiden Freunde mit strenge prüfendem Blicke an, er glitt von Schneiders Antlitze, das noch den Stempel der Überraschung trug, ab und folgte der Richtung, in welcher dessen Augen sahen. Da stand Roschmann, totenbleich und vom Fieber geschüttelt, das Kainzeichen auf der Stirne, das Auge hinter Lid und Wimper geflüchtet. Er hatte die Häscher selbst geführt und doch besaß er nicht einmal den Mut der bösen Tat.

Wie ein furchtbarer vergifteter Stoß hatte dieser Anblick Hormayrs Herz getroffen. Er sprach kein Wort, nicht einen Laut stieß er aus, nur seine Lippen

entfärbten sich, sein Antlitz wurde so bleich als das seines „Jugendfreundes“ und der namenlose Schmerz verzerrte seine edlen Züge.

Regungslos ließ er sich von seinem Diener bekleiden; der treue Bursche weinte heiße Tränen, bei Roschmanns Ankunft hatte man sich sogleich seiner bemächtigt und so war es der Polizei gelungen, geräuschlos in's Vorhaus zu dringen. Alle andern Türen der Wohnung, die hier heraus mündeten, waren verschlossen und von Wachen besetzt. Vierzig Soldaten standen die Treppe herauf; drei Ober- und drei Unterkommissäre der Polizei begleiteten die Gefangenen hinab. Vor dem Tore standen drei Wagen bereit und in jeden derselben sollte einer der drei steigen, ein Kommissär ging jedem voraus, der zweite sollte ihm folgen.

„Also getrennt?“ murmelte Hormayr, „aber es ist besser so,“ dann wandte er sich rasch zu Schneider und faßte mit ehernem Drucke dessen Hand — er sah ihm tief, wie aus dem Herzen in's Auge — ein kurzes, schneidend bitteres Lachen kam über seine Lippen, dann schüttelte er noch einmal des treuen Freundes Hand und sprang in den Wagen.

Schon rasselte der erste davon und bald folgten auch die beiden andern. — Die Bewohner der Straße hatten scheu ihre Fenster geschlossen, die in der ersten Neugierde geöffnet wurden. Ein dumpfer Schrecken schlich durch ihre Herzen, wie wenn unmittelbar neben uns ein Mensch vom Blitze getroffen zu Boden stürzt.

VI.

Um dieselbe Zeit saß Frau Schneider an der Wiege ihres jüngeren Mädchens und arbeitete an einem Tragkleidchen für dasselbe. Thereschen war schon mit Tante Therese längst zu Bette gegangen, nachdem der Besuch — Frau von Roschmann mit ihrem halberwachsenen Töchterchen, das mit Thereschen gespielt, — sich entfernt hatte.

Die Jahre waren über Marie's schöne Gestalt hingezogen, ohne einen ihrer Reize zu berühren, ohne ihre Blüte anzuwelken. Sie hatte ihrem Manne das zweite Kind geschenkt und doch war ihr Bau noch immer schlank und biegsam, ihre ganze Erscheinung jugendlich und frisch, nur die zarte mädchenhafte Scheu war von ihr abgestreift, sie war nicht mehr das willenlose zagende Kind; die Erfahrungen hatten sie rasch gereift; aus ihrem freien ernsten Blick sah das Selbstbewußtsein und die kräftige Entschlossenheit.

Die Frau hatte an Schönheit nichts verloren, an Interesse aber bedeutend gewonnen. Man mußte ihr gegenüber unwillkürlich die Ehrerbietung und Teilnahme fühlen, die uns ein jeder ernster und voll-

kommen abgerundeter Charakter abfordert, weil wir in ihm die Individualität achten und die Macht des Schicksals mit unbestimmtem Ahnen herausfühlen.

Die Stunden verrannen und sie saß noch immer neben dem Kinde, das ruhig schlief und fügte mechanisch Masche an Masche, indeß ihre Gedanken vom Nächsten zum Fernsten und wieder zurückschweiften. Sie war an diese einsamen Nachtstunden gewöhnt. Ihr Mann brachte den Abend meist wie heute außer dem Hause zu und sie pflegte auf ihn zu warten. Von seiner Tätigkeit hatte sie keine Ahnung. Schneider hütete sein Geheimnis zu gut, auch fand er es überflüssig, seine Frau durch politische Mitteilungen aufzuregen und zu ängstigen. Sie hatte an ihrer Haushaltung und an ihren Mutterpflichten genug zu denken und kümmerte sich im Ganzen auch wenig mehr um politische Zeitereignisse, als eben jedermann.

Seine Verbindung mit Hormayr und Roschmann kannte sie wohl, doch hielt sie dieselbe einfach für eine Nachwirkung früherer Zeiten, für eine freundliche landsmännische Berührung, nicht für den Bund, dessen Wirken und Trachten nach außen gerichtet war.

Das Zusammengehen der Männer hatte auch die Bekanntschaft der beiden Frauen vermittelt. Frau von Roschmann kam hin und wieder zu Marie und diese erwiderte zeitweise die Besuche; so hatte sich ein freundliches, wiewohl nicht intimes Verhältnis zwischen den beiden Familien gestaltet. Indes Schneider und Roschmann bei Hormayr berieten, verplau-

derten die Frauen oft den Abend. So war es auch heute gewesen.

Aber heute blieb Schneider besonders lange fort. Die Kerze, bei der Marie arbeitete, war beinahe ganz heruntergebrannt; es mußte Mitternacht schon vorüber sein. Das Kind wurde unruhig. Die junge Mutter trat auf die Wiegenschaukel, sie fuhr mit der Hand über die Augen und beschattete dieselben eine Weile, sie schmerzten von der langen unausgesetzten Arbeit. Dann neigte sie sich über das Kind und streichelte leise über das weiße kleine Stirnchen, die Berührung tat dem Kinde sichtlich wohl.

„Sei nur ruhig, Herzchen," flüsterte sie und sprach in den tändelnden Worten unwillkürlich den Gedanken aus, der sie gerade beherrschte, „sei ruhig, der liebe Papa kommt gewiß bald heim, er hat seine kleine Antoinette lieb und laßt sie die Nacht hindurch nicht allein. Schlaf Kindchen, schlaf!"

So brachte sie noch eine halbe Stunde über die Wiege gelehnt hin und dachte an ihr erstes Wochenbett, an all die Schrecken der damaligen Zeit, an ihre Rückkehr nach Bregenz. Ach — wie mag's jetzt daheim aussehen? Sie dachte an den Frühling draußen am Bodensee, Bild auf Bild zog an ihr vorüber, jetzt sah sie Lindau. Wie unternehmend war sie doch damals gewesen?! Sie mußte lächeln; die heitere Stimmung entsprang aus dem angenehmen Gegensatz ihrer ruhigen Häuslichkeit in der Gegenwart und der stürmischen Zeit, wo sie die ersten Waffenproben ihres Mutes geliefert. Das dünkte ihr jetzt schon so

weit — weit hinter ihr. Und es ward doch endlich alles überwunden — Angst und Sorgen, Leid und Verzweiflung — alles! und die Vergangenheit verblich nun schon, wie ein böser Traum, wenn unser Auge das Tageslicht erst wieder mit vollen Zügen einsaugt, um die lichtscheuen Gespenster wie Fledermäuse in die Schlupfwinkel der Phantasie zurückzuscheuchen.

Jetzt überkam sie aber selbst der Schlaf, ein leichter Schauer überlief sie, wie er sich häufig bei Wachenden einstellt, die über die Mitternachtsstunde hinaus sitzend gearbeitet haben. Eine leise Unruhe wollte sie überkommen, aber sie gab nicht nach.

„Was sollte ihm denn geschehen?“ beruhigte sie sich selber, „es ist ja nicht das erstemal, daß er so spät noch ausbleibt. Nun hat er sich's selber zuzuschreiben, wenn er nicht ausschlafen kann. — Die Nachtlampe brennt ja und ihr Licht mag ihm zum Auskleiden genügen.“

Ein feines Lächeln umspielte ihre Lippen, sie schob die Wiege vorsichtig an die Seite ihres Bettes, ein leiser Kuß hauchte über des Kindes geschlossene Äuglein und bald warf nur mehr die Nachtlampe ihren trüben Schein durch's stille Zimmer.

Nur ein einziges Mal hatte das Kleine die Mutter erweckt, die aber so schlaftrunken war, daß sie sich keine Rechenschaft über die Stunde gab und bald wieder in ihre Polster zurücksank. Der lang hinausgeschobene Schlaf lag bleischwer bis zum späten Morgen auf ihren Augen.

Es war halb acht Uhr, als sie vom Angstruf der eben in's Zimmer stürzenden Schwägerin, aus ihren Träumen gerissen, die Augen aufschlug.

„Um Gottes Willen, wo ist Anton?" rief Therese auf das leere unberührte Bett zeigend. Marie konnte sich nicht sogleich besinnen, sie war eben so sehr über die Abwesenheit ihres Mannes, als über das ungewöhnliche Eintreten der Schwägerin in das Schlafzimmer erstaunt.

„Anton," murmelte sie, dann aber fuhr sie betroffen empor, „wo ist Anton?" rief sie, „er ist die ganze Nacht nicht nach Hause gekommen! Was ist's, was ist's?"

Auch das Kind fuhr aus dem Schlafe auf und schrie.

„Ein Mensch ist draußen," erzählte Therese stockend, indessen ihr vor Schreck die Zähne aneinander schlugen, „er sagt, der Bruder hab' ihn mit diesem Zettel an Dich geschickt."

„Anton schreibt? um Gottes Willen, was ist denn mit ihm? wo ist der Brief? gib her! — Mein Gott sei gnädig! der Brief!"

Therese gab ihr den Zettel und nahm das Kind, das heftig weinte, auf den Arm. Sie wußte nicht, was sie tun sollte. Das Kind wollte sie beschwichtigen und den Inhalt des Schreibens hören, der Schreck hatte ihre Glieder gelähmt, sie rief Gott um Hilfe an, küßte die Kleine und drückte sie dabei so fest an ihre Brust, daß sie noch mehr schrie.

Marie, die ganz bleich geworden war, riß mit zitternden eiskalten Händen das Siegel auf und stammelnd laß sie:

„Liebe Marie! Erschrecke nicht und sei nicht besorgt um mich, ich befinde mich wohl und es ist mir kein körperlicher Unfall zugestoßen. Habe die Güte, mir durch den Überbringer dieser Zeilen Weißzeug und andere zu einer Reise notwendigen Dinge zu überschicken, denn eine solche anzutreten bin ich gezwungen. Vertraue auf Gott und hoffe mit mir auf ein baldiges Wiedersehen. — Dein Anton."

Sielt hielt das Blatt noch immer in der Hand, als könnte sie noch mehr daraus lesen und ihre Lippen waren fest auf einander gepreßt. Das währte über eine Minute so. Dann war sie mit der Schnelligkeit des Gedankens aus dem Bette und hatte rasch einige Kleidungsstücke übergeworfen.

„Wo ist der Mann?" fragte sie.

Therese konnte vor Schluchzen nicht antworten, sie wies nur nach der Türe. Marie nahm die Kleine ihr vom Arme.

„Geh'!" sagte sie, „suche Wäsche, Kleider und alles zusammen," dann eilte sie durch die Türe. Der Bote, ein einfach jedoch ordentlich gekleideter Mann, verstand ihre Fragen nicht, oder gab sich wenigstens den Anschein, er antwortete in böhmischer Sprache und zuckte die Achseln. Es war nichts aus ihm herauszubringen. Die junge Frau überließ nun ihr Kind der entsetzten Magd und eilte wieder in's Zimmer, wo Therese auf dem Boden vor dem offenen Kasten

kniete und unter strömenden Tränen die verschiedensten Artikel in einen Sack steckte und dann wieder in ihrer vollkommenen Verwirrung zurückwarf, um neuerdings andere zu packen.

Marie war in der höchsten Aufregung, aber sie sprach kein Wort. Schweigend nahm sie Therese die Arbeit ab, die sie in fieberhafter Hast zu Ende führte. Sie achtete dabei weder der Fragen ihrer Schwägerin, noch des herzbrechenden Schluchzens der kleinen Therese, die sich mittlerweile ebenfalls eingefunden hatte und mitweinte, weil sie die Tante in Tränen aufgelöst sah.

Die Tasche war gepackt, bevor sie Marie aber hinaustrug, kleidete sie sich selbst noch flüchtig an, nahm ihren Hut und küßte das Kind auf die Stirne.

„O Mama, geh' nicht fort," bat Thereschen, aber die Mutter beschwichtigte sie, indem sie versprach, gleich wieder zu kommen. Der Mann blickte sie erstaunt an, als er sie zum Ausgehen gekleidet sah, nahm aber ohne ein Wort zu verlieren die Tasche in Empfang und verließ die Wohnung.

Gleich darauf eilte auch Marie die Treppe hinunter, denn sie war fest entschlossen, dem fremden Manne zu folgen, als sie aber an die Haustüre kam, sah sie ihn schon in einem Fiaker steigen und diesen rasch davon rollen.

So war denn dieser Ariadnefaden ihrer Hand entschlüpft und sie sah, von dem Schlage betäubt, kein Mittel vor sich, den Aufenthaltsort ihres Gatten zu

erforschen und das Rätsel seines Verschwindens zu lösen.

Gebrochen kehrte sie Stufe für Stufe in ihre Wohnung zurück. Die Magd — eine geborne Wienerin — kam ihr schon auf der Treppe entgegen, sie war gerade auf dem Wege, das merkwürdige Ereignis der Frau Hausmeisterin zu erzählen. Sie sah jetzt ihre Absicht für den Moment vereitelt, verschob aber die Ausführung ohne Bedauern, denn sie fand so doch Gelegenheit, ihrer Herrin die Vermutung mitzuteilen, daß der Überbringer des Zettels der geheimen Polizei angehöre und sich nur absichtlich so gestellt habe, als sei ihm die deutsche Sprache gänzlich fremd.

„Der kann so gut deutsch, als Sie gnädige Frau und ich," schloß sie, „es ist ein Naderer, verlassens's Ihnen auf mich und der gnädige Herr ist auf der Polizei."

Marie mußte wohl selbst schon an dergleichen gedacht haben, denn sie nickte stumm mit dem Kopfe, dann aber, als sei ihr plötzlich ein Gedanke gekommen, wendete sie sich wieder zum Fortgehen und verließ flüchtigen Schrittes das Haus. Sie eilte zu Frau von Roschmann. Von ihr oder ihrem Manne hoffte sie vielleicht irgend eine Auskunft zu erhalten, denn mit diesem, vermutete sie, war Anton am vergangenen Abend noch zusammengetroffen, da sie wußte, daß er gestern mit Baron Gagern fortgegangen.

Frau von Roschmann empfing sie noch in Morgentoilette. Sie war eine noch jugendliche schöne Frau, klein und unendlich zart. Ihr Gesicht war

blässer als gewöhnlich, im Ganzen zeigte sie aber ziemlich viel Fassung und Ruhe, obwohl sie in ähnlicher Weise wie Frau Schneider von dem Schicksale ihres Mannes in Kenntnis gesetzt worden war. Roschmann hatte auch nicht einmal seiner Frau gegenüber den Schleier gelüftet, jedoch sorgte man von Seite der Polizei durch einen leichten Wink für ihre Beruhigung.

Marie war erstaunt, sie so ruhig und wenig erschüttert mit ihrer Tochter beim Frühstück zu finden, da sie gleich aus den ersten Worten der Erwiderung ihrer Frage entnahm, wie Roschmann gleichfalls verhaftet sein mußte.

„Ist's möglich," rief sie, „ich kann es nicht glauben! mein Mann verhaftet? hier in Österreich verhaftet! und weßhalb? haben Sie eine Idee, Frau von Roschmann?

Diese sandte ihr Töchterchen aus dem Zimmer, ehe sie antwortete, dann zog sie Marie ganz nahe zu sich auf's Sofa nieder.

„Ich fürchte," flüsterte sie kaum vernehmbar, „beide — Ihr und mein Mann haben sich in eine weitverzweigte Konspiration eingelassen, die einen neuen Aufstand in Tiol bezweckte."

„Aber, wenn dem auch so ist, so konnte der ja nur zu Gunsten Österreichs stattfinden," rief Marie, ohne ihre Stimme zu moderieren, „und dafür sollten sie verhaftet sein? das ist ja unbegreiflich. Mein Mann, der für Österreich sein Vermögen und beinahe auch sein Leben geopfert, jetzt von der österreichi-

schen Polizei arretiert. Das kann nicht anders — das muß ein entsetzliches Mißverständnis sein."

„Um so mehr können wir Hoffnung hegen, daß es sich lösen wird."

„Aber auf dem bloßen „Hoffnung hegen" dürfen wir's doch nicht beruhen lassen," sagte Marie und ihre Züge nahmen jene energische Schärfe an, die zu dem Tone und den Worten stimmte. „Es muß etwas getan werden."

„Mein Gott, was wollen Sie tun? — was sollen wir tun," korrigierte sich Frau von Roschmann, „wir sind schwache Frauen; wir können doch nichts unternehmen."

„Ich wenigstens will versuchen, was ich tun kann," versetzte Marie fest, „ich werde von Türe zu Türe gehen und meines Mannes Unschuld beschwören. Ich werde nicht ruhen, ehe ich nicht weiß, wo er ist, ehe ich nicht bei ihm bin, ehe man ihn nicht frei gibt."

„Sie werden nicht durchdringen, liebe Frau Appellationsrätin, glauben Sie mir. Unsere Polizei ist unergründlich."

„Aber sie muß schlecht unterrichtet sein, wenn sie solche Mißgriffe begehen kann. Man hebt doch sonst nur Hochverräter in dieser geheimnisvollen Weise auf. O, es muß Licht werden — ich will es ihnen beweisen, wie sehr sie sich geirrt haben und es müßte ja gar keine Gerechtigkeit mehr geben, wenn sie ihn mir nicht freigäben."

Marie fühlte sich in ihrer naiven Zuversicht gehoben und das Werk erschien ihr wirklich als ein

leichtes. Hatten ihre Bitten den teuren Gatten doch selbst aus der feindlichen Gefangenschaft befreit, wie sollte es ihr hier in Österreich nicht gelingen, zu ihm zu dringen und ihn aus den Fesseln zu erlösen, in die ihn ein Mißverständnis geschmiedet hatte.

Ein Mißverständnis konnte ihrer Ansicht nach allein die Veranlassung zu dem gewaltsamen Verfahren sein, denn für sie, die alle Handlungen nur mit der Wage der gewöhnlichen Rechtsbegriffe wog, waren Gründe der Staatspolitik ein unbekanntes Land. Sie begriff nicht, daß dem konservativen Staatsmanne der allzufeurige Patriot eben so sehr ein Dorn im Auge ist, als der feindliche Mineur.

Gleichgültig und erkältet schied sie von Frau von Roschmann, die ihr erst am gestrigen Abend noch ganz angenehm erschienen war. In die gewöhnlichen Verhältnisse war aber das Geschick eingetreten und die lose zusammengefügten Stoffe traten scharf geschieden auseinander.

Marie fühlte sich durch das Zögern, die Schwäche, das sichtliche Ausweichen verletzt und doch war dieses Fremdartige im Wesen der Frau von Roschmann zum größten Teile nur der Verlegenheit entsprungen, die ihr das halbe Wissen und strenge auferlegte Schweigen verursachten.

Therese und ihr kleines Patchen empfingen die junge Frau womöglich in noch größerem Leidwesen. Das kleine Mädchen wußte jetzt auch schon, daß der Vater nicht wieder kommen sollte. In der Zwischenzeit war Hormayrs Diener hier gewesen. Er kannte

Schneiders Wohnung von mehreren Gängen her, die er für seinen Herrn hatte tun müssen und so war er denn jetzt am Morgen, als er sich völlig unbewacht sah, hieher geeilt und hatte den erschrockenen Frauen von den Vorgängen dieser Nacht erzählt, obwohl ihm darüber Schweigen auferlegt worden war.

Mariens Entschluß war gefaßt, sie kleidete sich um und verwendete diesmal mehr Sorgfalt auf ihre Toilette, als am Morgen, dann tröstete sie die Kleine und ihre Schwägerin und trat den Weg zum Polizeiministerium an.

Baron Hagers freundliches Verhältnis zu allen flüchtigen oder in geheimer Mission zu Wien anwesenden Tirolern, so wie zu ihrem Gatten war ihr bekannt. Von ihm hoffte sie Auskunft zu erlangen. Sie gedachte jenes ähnlichen Ganges vor Jahren und die Erinnerung an den günstigen Erfolg, den sie bei Graf Reisach erreichte, beseelte sie mit wachsender Zuversicht.

Ohne angehalten zu werden, gelangte sie bis in's Vorzimmer des Ministers. Es waren viele Wartende da. Der Sekretär kam ihr freundlich entgegen und fragte sie um Namen und Begehr; als sie sich aber nannte, da nahm sein Gesicht einen eigentümlich kühlen Ausdruck an.

„Sie werden wohl heute kaum vorkommen, es ist schon spät," äußerte er. Ihren Namen trug er ein, aber es war der ängstlich aufmerksamen Frau, als schüttle er leise den Kopf dabei.

Sie blieb nahe der Türe stehen, denn alle Stühle und Bänke waren besetzt. Ihr Herz schlug heftig; als sie sich ein wenig beruhigt hatte, sah sie erst scheu, dann kühner um sich. Das begriff sie nun wohl, daß ihr kaum eine Hoffnung blieb, noch heute vorzukommen, wenn alle die Anwesenden der Reihe nach vor ihr eine Audienz erhielten. Und es waren so viele Bittsteller darunter, wie sie aus den verweinten traurigen Mienen entnehmen konnte. Der Anblick schnürte ihr die Brust schmerzlich zusammen.

Stunden waren vergangen und das Zimmer hatte sich nicht auffallend geleert; noch immer stand eine lange Reihe an der Türe, als könnten sie durch das Vordrängen eher Einlaß finden. Marie fühlte allmälig ihren Mut und ihre Hoffnung sinken. Die innere Aufregung und die Ermüdung durch das lange Stehen hatten sie furchtbar abgespannt. Sie war dem Zusammenbrechen nahe.

Ein alter Mann, der neben ihr saß, wurde jetzt aufgefordert in das Kabinet des Ministers zu treten. Es war ein Greis mit zitterndem Haupte, seine Kleidung verriet den Landmann. Mühsam erhob er sich jetzt, doch ehe er ging, wandte er sich an seine Nachbarin.

„Nehmt meinen Stuhl, Frau," sagte er mit heiserer hohler Stimme, „hätt' ihn Euch schon lang geboten, kann aber selber nicht mehr stehen. Setzt Euch jetzt, aber betet indes ein Vaterunser für meinen Sohn — ich bin schon so gar alt."

Langsam schlurfte er auf seinen Stock gestützt der Türe zu, die sich bald hinter ihm schloß.

Marie hatte des Alten Vermächtnis angetreten, sie saß mit gefalteten Händen und betete — betete für den ungekannten Sohn des Alten, betete für ihr eigenes tiefes Leid.

Schon einigemale war ein ältlicher Herr aus einer der Bureautüren, die in's Vorzimmer mündeten, herausgetreten und hatte kurze Unterredungen mit dem an seinem Stehpulte arbeitenden Sekretär und jedesmal hatte er im Vorübergehen die bleiche ernste Frau mit sichtlich erregter Teilnahme betrachtet.

Jetzt eben führte er eine etwas längere und lebhafte Unterredung mit dem Sekretär, zu welcher dieser mehr durch Achselzucken als durch Worte seinen Teil beitrug und trat nun ganz nahe an die bleiche interessante Frau heran.

„Gnädige Frau," sagte er zu Marie, die erstaunt emporsah, „wenn Sie hier warten wollen, so dürften Sie heute nicht mehr vorkommen und," setzte er mit einem flüchtigen Seitenblicke nach dem Sekretär hinzu, „vielleicht noch manchen Tag nicht. Kommen Sie mit mir, ich will Sie selbst zum Herrn Minister führen. Er müßte ein steinernes Herz haben, wenn er Sie sieht und Ihren Bitten nicht wenigstens zum Teile nachkommt und das hat unsere verehrte Exzellenz nicht. Also wagen wir's und wenn Sie sonst einmal etwas brauchen — so lassen Sie mich nur herausrufen. Ich bin der Hofrat Schofelein und arbeite da in dem Bureau — sehen Sie die Türe?"

Alles, was der Hofrat sprach, war so sehr von Seelengüte durchwärmt, daß es Mariens fröstelndes Herz wie laue Frühlingsluft anhauchte. Sie vermochte nur mit einem unendlich innigen Blicke zu danken, indem sie seiner Aufforderung folgte und den dargebotenen Arm nahm.

Sie schritt an der Seite des freundlichen Hofrats rasch durch die Reihen der Wartenden. Das Unrecht, das sie durch ihren Vortritt den Frühergekommenen tat, fühlte sie in diesem Augenblicke nicht, wo alle ihre Gedanken sich mächtig auf den ihr einzig wichtigen Gegenstand konzentrierten.

Der Kammerdiener verneigte sich vor dem Hofrat tief und wagte keine Einsprache, als dieser den Moment benützte, wo eben ein Bittsteller das Kabinet verließ, um mit seinem schönen Schützlinge in dasselbe einzutreten.

Der Minister, durch sein warmes Herz und seine Leutseligkeit bekannt, empfing beide äußerst höflich und hörte Schoseleins Mitteilung an, durch welche dieser seinen Eintritt entschuldigte.

„Die Gemahlin des Herrn Apellationsrats Schneider, sagen Sie, Herr Hofrat?“ fragte er ein wenig beunruhigt, wand sich aber sogleich mit freundlicher Miene an Marie, deren einnehmendes Äußere durch den Schmerz, der sich in ihren Zügen aussprach, noch bedeutend gewann. „Wie ich sehe, gnädige Frau, hat Sie der Herr Hofrat in Protektion genommen und da darf ich's mit ihm schon nicht verderben. Sie sind ja als geborne Vorarlbergerin — wie ich glaube?

— auch eine der mir speziell Empfohlenen. Ich bitte Sie also, mir zu sagen, wenn ich Ihnen irgendwie dienen kann."

Schoselein hatte sich indessen ganz unbemerkt wieder zurückgezogen und der Minister war mit Marie allein.

„Exzellenz, ich bitte nur, daß Sie mir sagen, wo mein Mann ist," rief diese mit innigem Tone.

Baron Hager bedachte sich einen Moment, dann hob er das gesenkte Haupt.

„Beruhigen Sie sich, Frau Appellationsrätin," erwiderte er. „Ihr Herr Gemahl ist gut aufgehoben, es geht ihm nichts ab. Mehr kann ich Ihnen freilich nicht sagen."

„O, es ist grausam, Exzellenz, den Mann aus der Mitte seiner Familie zu reißen und dieser nicht einmal den Trost zu gönnen, seinen Aufenthalt zu wissen."

„Sie können ihm ja schreiben," kam ihr der Minister entgegen, „nur müssen Sie es mir überlassen, die Adresse auf den Brief zu setzen. Es soll übrigens auch Ihnen nichts abgehen und die Bezüge ihres Herrn Gemahls werden Ihnen unverkürzt auch fernerhin ausgefolgt werden."

„Das ist es nicht, weshalb ich hieher gekommen bin," versetzte Marie mit edlem Mute. „Nicht die materielle Sorge führt mich zu Euer Exzellenz, sondern einzig nur der Schreck über meines Mannes ungerechte Verhaftung und der Wunsch, ihn zu befreien oder doch sein Schicksal zu lindern."

„Daß sie erschrocken sind, finde ich begreiflich, liebe Frau von Schneider," nahm der Minister, der sie ausreden hatte lassen, das Wort, „und dem schreibe ich auch die Gewagtheit Ihrer Äußerung zu. Der Herr Appellationsrat Schneider ist auf Befehl Sr. Majestät inhaftiert und somit kann von einer Ungerechtigkeit wohl keine Rede sein. Das muß ich Ihnen jedenfalls bemerken, denn durch Wiederholung solcher gereizten Worte vor andern als meinen Ohren könnten Sie sich leicht selbst Unannehmlichkeiten zuziehen. Es würde Ihre Sache keinesfalls fördern, selbst eines Vergehens angeklagt zu sein. Seien Sie also vorsichtig, aber nehmen Sie sich, was ich gesagt habe, nicht so sehr zu Herzen, denn ich habe es ja gut gemeint. Na, werden Sie nur nicht traurig, liebe Frau von Schneider."

„Wie sollt' ich nicht? Ihre gütigen Worte, Exzellenz schneiden mir ja jede Hoffnung ab, für meines Mannes Befreiung wirken zu können."

„Da ist freilich keine Möglichkeit," fuhr Baron Hager viel freundlicher fort, „aber Sie sind ja noch jung und können also ganz gut ein wenig warten. Alles ändert sich auf der Welt und so wird auch Ihre Trennung nicht ewig währen. Glauben Sie mir, schöne Frau, selbst Staatsrücksichten bleiben sich nicht gleich und wenn Sie sich beide ruhig fügen, wird das nur Wohlwollen für Sie erwecken."

„Ach, ich würde mich ja viel leichter fügen," klagte Marie, „wenn ich nur wüßte, wo mein Mann ist, wenn ich nur zu ihm könnte."

„Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß ihm nichts abgeht, daß er gut gehalten ist, aber wo, das darf ich Ihnen nicht sagen.“

Marie hatte den Kopf schmerzlich bewegt, auf die Brust gesenkt und hielt die gerungenen Hände vor ihre Augen, jetzt richtete sie sich mit einemmale energisch empor.

„Ich gehe zum Kaiser!“ rief sie und ein flüchtiges Rot färbte ihre Wangen.

„Das steht Ihnen vollkommen frei,“ erwiderte der Minister mitleidig die Achseln zuckend, „aber Se. Majestät wird Ihnen ebenfalls nichts sagen.“

„O, unser guter Kaiser wird mir wenigstens den Ort nennen, wohin mein Mann gebracht wurde. Er ist ja selbst Familienvater und wird Mitleid haben — und wenn er will — über seinen Willen geht ja keiner.“

„Ganz richtig, aber die allerhöchsten Befehle lauten zu genau, als daß ich Ihnen eine trügerische Hoffnung gönnen dürfte. Gehen Sie, Frau Appellationsrätin, ich rede es Ihnen nicht aus, nur will ich Ihnen den aufrichtigen Rat mitgeben: Erzürnen Sie Se. Majestät nicht durch ein allzuheftiges Pochen auf Ihr Recht und Ihres Herrn Gemahls Unschuld, — das würde nicht gut tun. Auch ist es besser, wenn Sie die ganze Sache mit einem Schleier bedecken und nicht mit Ihren Bekannten bereden. Es braucht nicht unter die Leute zu kommen. Lassen Sie den Appellationsrat einfach in Geschäften verreist sein; und nochmals, keine Anklage, denn wenn Sie denn-

ziert werden, kann ich nichts tun, als der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen."

„Ich danke, Exzellenz," sprach Marie sich verneigend, „für die Teilnahme und Güte. Ich weiß das persönliche Gefühl wohl von der Amtspflicht zu unterscheiden."

„Mich freut's, daß Sie mir vertrauen und wenn Sie einen Wunsch haben, so kommen Sie wieder zu mir. Vielleicht ist es mir dann vergönnt, Ihren Dank besser zu verdienen. Sie gehen zur Audienz?"

„Ja, Exzellenz."

„Nun in Gottes Namen und gute Verrichtung — aber — aber — er wird Ihnen nichts sagen."

Der Minister geleitete Marie höflich bis zur Türe und entließ sie dort mit einem freundlichen Gruße.

Da stand die junge Frau wieder im Vorzimmer, wie vor einer Viertelstunde, vielleicht reicher um einen Gönner und einen Freund, aber eben so arm an Hoffnungen. Und dennoch ließ sie den Mut nicht sinken und dachte an neue Wege und Pläne. Je höher sich die Hindernisse zwischen ihr und Anton auftürmten, desto fester wurde ihr Wille, sie alle zu beseitigen und endlich durch Ausdauer doch zum Ziele zu gelangen. Sie erinnerte sich jetzt an den Helfer, der ihr genaht, als sie schon verzweifeln wollte und dessen teilnehmender Schritt für sie leider so wenig Erfolg gehabt. Einen Diener, der vorüber schritt, bat sie, den Herrn Hofrat Schoselein zu rufen und in wenigen Augenblicken stand der würdige Beamte vor ihr.

„Nun, wie ist's?“ fragte er hastig, „was haben Sie erreicht? Exzellenz war doch gütig?“

„Das war er, Herr Hofrat, aber erreicht habe ich nichts. Ich weiß noch immer nicht, wo sich mein Mann befindet.“

„Das ist schlimm — ist schlimm,“ erwiderte der Hofrat nachdenklich, „da kann Ihnen Niemand helfen, denn es ist ein tiefes Geheimnis.“

„Ach, Herr Hofrat, raten Sie mir,“ bat Marie, ohne auch nur daran zu denken, ihre Bitte zu entschuldigen, so rasch hatten sie die Verhältnisse und des Hofrats herzgewinnende Freundlichkeit diesem näher gebracht, „ich will zum Kaiser.“

„Tun Sie das — tun Sie das, gnädige Frau,“ stimmte Schoselein lebhaft zu, „das ist das einzige Mittel.“

„Aber ich bitte um Ihren Rat — ich kenne die vorgeschriebenen Schritte nicht.“

„Das ist eine Kleinigkeit, lassen Sie dafür ganz mich sorgen. Sobald ich Näheres weiß, lasse ich Ihnen Tag und Stunde der Audienz sagen. Seien Sie indessen ganz unbesorgt. Es wird alles gehen, mir sagt's ein inneres Gefühl. Seien Sie nur ruhig. Und wenn Sie etwas brauchen, gnädige Frau, kommen Sie ungescheut, lassen Sie mich rufen, Sie stören mich nie. — Es wird alles gehen!“

Und ohne ihren Dank erst abzuwarten, verschwand er, mit einem wohlwollenden Blick und einem Handkuß Abschied nehmend, in sein Bureau. Das Gespräch war ganz leise in einer Fensternische geführt

worden und der Sekretär hatte nur vom Weiten staunend dem Gebahren des an Jahren reifen Hofrats zugesehen, das er sich nicht erklären konnte. Vor einer halben Stunde erst hatte er selbst demselben die ersten Auskünfte über die bleiche schöne Frau und ihr Schicksal gegeben. Es war also keine Bekanntschaft von früher her — sogar der Appellationsrat war dem Hofrat fremd — die ein so rasch entschlossenes Eingreifen veranlaßte. Warum war Schoselein so entgegenkommend und so schnell bereit, seine hilfreiche Hand zu bieten? so fragte sich der Sekretär und doch trat er selbst rücksichtsvoll bei Seite und verbeugte sich ehrerbietig vor der sich still entfernenden Frau.

Aber das ist's, was Göthe meint, wenn er in bescheidener, dankbarer Erkenntnis ruft:

„O wie gut, wem Gott die rechte Gestalt gab!"

Die ansprechende Schönheit des Menschen ist eines der reichsten Geschenke der Natur und von unberechenbarem Einfluß auf das ganze Leben, so sehr sich die Philosophie dagegen sträuben möchte.

„Gott sei Dank, daß Du da bist," empfing Therese die zurückkehrende Schwägerin, „wir glaubten schon, daß auch Du nimmer heimkommst. Jetzt ist ja alles möglich! Aber komm zum Essen, sonst verbrennt alles. Dann kannst Du erzählen. O, es vergeht einem fast aller Appetit."

Sie dachte wirklich nicht an's Essen und horchte den Mitteilungen der Schwägerin, die sie wieder ganz weinerlich stimmten, denn im Laufe des Vormittags hatte sich über die vielen Geschäfte mit den

Kindern und in der Haushaltung der erste heftige Schmerz etwas gelegt. Sie war eine einfache Natur, die über das nächste Ziel leicht alles vor- und rückwärts vergaß.

Es kehrte jetzt wieder tiefe Ruhe in der kleinen Wohnung ein und die beiden Frauen lebten still einige Tage hin, ohne irgend eine Nachricht von Anton oder Hofrat Schoselein zu erhalten. Die Stille war fast unerträglich, sie ängstigte die Herzen, als seien sie eingesargt und begraben und keine Seele wisse mehr von ihnen.

Jetzt kam das Ende des Monats und wie sonst die gewöhnliche Gehaltsrate, die Schneider bezog: Marie mußte diesmal die Quittung ausstellen. Also ganz vergessen waren sie doch nicht. Es überkam sie nur wie ein staunendes Grauen, daß alles so gleichmäßig fortlief, so ohne das geringste Anstauen, als ob das Scheiden eines Menschen aus den gewohnten Kreisen, das Unrecht, das einem Herzen geschieht, nicht einmal der Erwähnung wert sei — als ob es gleichviel gelte, ob die Erde vor- oder rückwärts eile.

Endlich empfing Marie ein kleines Billet von Schoselein. Er zeigte ihr an, daß sie für den nächsten Donnerstag zur Audienz vorgemerkt sei.

„Machen Sie sich recht schön, gnädige Frau," schloß er, „und erscheinen Sie pünktlich um 10 Uhr im kaiserlichen Audienzsaale. Sie brauchen dort nur dem diensttuenden Herrn Adjutanten Ihren Namen zu nennen. Ich wünsche Ihnen alles Gute auf den Weg und küsse die Hand."

Der Brief versetzte beide Frauen in Aufregung.

„Was wirst Du denn anziehen?“ fragte Therese und rief dadurch bei Marien, seit jenem unheilvollen Morgen, das erste Lächeln hervor.

„Du hast Recht, das ist eine Hauptfrage. Der Herr Hofrat sagt auch, ich solle mich schön machen. Du siehst also, wie wichtig das ist. Ich denke jedenfalls das Beste, das ich habe — mein blaßviolettes Seidenkleid und schon deshalb, weil es mein einziges ist.“

Die Verhältnisse, in denen Schneider mit seiner Familie in Wien lebte, waren nicht darnach, um an prachtvolle Toiletten zu denken, wie sie wohl andere Frauen besaßen, deren Gatten in derselben Stellung sich befanden.

Als der entscheidende Tag herangekommen war, trat Marie pünktlich um die zehnte Stunde in den weiten Saal, von dem man in das Kabinet gelangte, in welchem der Kaiser die Audienzen erteilte. In dem Saal herrschte eine ruhige Pracht, er war mit Freskogemälden an den Wänden geschmückt und es standen längs den letztern nur wenige reich vergoldete Stühle und Sofas umher. Blos unter den beiden bis zur Decke reichenden Wandspiegeln waren kleine Tische angebracht.

An beiden Türen standen je zwei Offiziere der Arcieren-Leibgarde in ihrer roten, mit Goldborten reich besetzten Uniform, den gezogenen Degen in der Hand. Zahlreiche Diener, Kammerherren und Adjutanten standen leise flüsternd im Saale umher, oder

durchschritten ihn vorsichtig auf den Zehenspitzen. Marie sah das alles verwundert aber ruhig an. Die Pracht und der Ernst vermochten sie nicht einzuschüchtern, wie es vielleicht in gewöhnlicher Stimmung der Fall gewesen wäre. Jetzt fühlte sich aber ihr ganzes Wesen gehoben; ihr Puls flog rascher, doch nicht aus Furcht, ihr Herz war groß und ihre Seele stand in Flammen, es däuchte ihr ein Leichtes, sich zu den Wolken aufzuschwingen.

Diesmal sollte die Ermattung nicht nachkommen, sie mußte nicht warten. Schoselein kannte die Verhältnisse zu genau — er verschob lieber die Audienz auf einen spätern Tag, wo er versichert war, daß seine Schutzbefohlene einen der ersten Plätze unter den Vorgemerkten erhielt, so daß sie dem Kaiser gegenüberstand, ehe dieser noch überdrüssig und ungeduldig ward, ehe sie selbst noch vom Warten ihre Spannkraft verloren hatte.

Ein Adjutant hatte gleich bei ihrem Eintritt den Namen erfragt und rief sie jetzt freundlich zur Türe, durch die soeben ein General verschwunden war. Er mußte nur eine kurze Meldung vorgebracht haben, denn schon nach wenigen Minuten verließ er das Kabinet wieder und Marie trat auf einen einladenden Wink des Adjutanten vorwärts. In diesem Moment fiel wohl ein Schleier über ihre Augen, daß alles undeutlich an ihnen vorüberschwamm; halb bewußt, halb unwillkürlich sank sie auf ihre Kniee und ihre Hände falteten sich wie zum brünstigen Gebete.

Der Kaiser war allein im Gemache, er stand, mit einer Hand an einen Tisch gelehnt, auf welchem außer einem kostbaren Schreibgeräte nur einige Bittschriften lagen. Außer einem Armstuhle war sonst kein anderes Möbel mehr im Zimmer. Der Kaiser in Generalsuniform, sah freundlich auf die schöne Bittstellerin, deren Namen er mit einigen Notizen noch kurz vor ihrem Eintritte von einem Papiere gelesen, nieder. Sein Auge hatte von vornherein nichts Finsteres gehabt, bei dem Anblicke aber leuchtete ein heller Strahl der Güte aus demselben.

„Stehen sie auf, liebe Frau," sagte er rasch aber nicht unfreundlich, noch ehe sie mehr als das Wort: „Gnade!" über die Lippen gebracht hatte. „Stehe sie auf!" und als sie sich gehorsam erhoben hatte, fuhr er in derselben Weise fort. „Liebe Frau, ihr Mann ist eingesperrt auf der Festung. Ich hab's müssen tun. Es tut mir leid, der Doktor Schneider war brav Anno neun; aber ich hab's müssen tun. Mein Herr Schwiegersohn hätt' es bedeutend übel genommen, wenn ich das ruhig geduldet hätte. Das geht einmal nicht. Wir sind im Frieden und sind alliiert. Was sollte der Napoleon davon denken, wenn ich in meiner Residenz die Pläne ungestört aushecken ließe, daß Tirol gegen Baiern aufsteht. Ihr Mann ist ein unruhiger Kopf. Es ist so am besten für ihn; — übrigens," setzte er milde hinzu, „geht ihm nichts ab und sie kann ganz ruhig sein."

„O Majestät, ich möchte ja auch nur wissen, wo er ist."

„Ich sollt' es ihr nicht sagen, es ist nicht recht, ich sollt's nicht sagen," der Kaiser machte unschlüssig ein paar Schritte gegen das Fenster, dann kehrte er wieder zurück, „nun gut. Sie soll's wissen," sagte er, „auf dem Spielberg ist er."

Man muß die Scheu gekannt haben, die in Österreich ehemals durch die unglaublichsten Gerüchte über dieses Staatsgefängnis verbreitet war, um den Eindruck ganz zu fassen, welchen der Name desselben auf die junge Frau hervorbrachte. Sie zuckte unwillkürlich, wie in's Herz getroffen zusammen. Aber all ihre Kraft zusammenfassend, hob sie die Hände bittend empor und sah mit ihrem flehenden Blicke furchtlos in Kaiser Franz große blaue Augen, aus denen so viel natürliches Wohlwollen sprechen konnte.

„Majestät!" flehte sie, „meine Häuslichkeit, mein Glück, meine Existenz sind zerrüttet. Es ist mir unmöglich, ohne meinen Mann zu leben. — O lassen Sie mich zu ihm!"

„Aber Frau, was fallt ihr ein? — auf die Festung?"

„Sie wird für mich nicht schrecklicher sein, als für ihn. O Majestät, lassen Sie mich seine Gefangenschaft teilen und ich will nicht über das strenge Urteil klagen, das den treuesten Untertan Euer Majestätet in den Kerker schickt. Nur nicht getrennt von ihm und es kann alles erträglich sein. Üben Sie Gnade, Majestät — ein einziges Wort kann den schweren Druck, der mein Herz lähmt, von mir nehmen. Gnade Majestät!"

Ihr Wort war lebhaft und zum Herzen dringend, und in ihrem Auge schwamm eine Welt von Schmerz und Angst. Von einem einzigen Wort des Herrschers hing ja alles ab. Ihr Blick hing starr an seinen Lippen. Nach einer kurzen Pause bewegten sich dieselben endlich, es war ein tröstendes Wort, das sie aussprachen.

„Nun gut,“ löste sich der Entschluß aus dem erwägenden Nachdenken, „sie soll zu ihrem Manne. Wenn in drei Tagen kein Handschreiben von mir kommt, daß man sie zu ihm führen soll, so soll Hager mich erinnern.“ Der Kaiser unterbrach ihre Danksagungen, indem er mit einer entlassenden Handbewegung hinzufügte. „Geh' sie zum Hager, liebe Frau, und sage sie's ihm.“

Marie kam erst im Saale wieder zu sich. Indeß jetzt schon wieder ein anderes bedürftiges Menschenkind dem Monarchen sein Leid klagte, suchte sie vergeblich die Einzelnheiten der Audienz ihrem Geiste zu vergegenwärtigen und so alles noch einmal zu schauen. Jetzt fand sie erst, daß sie nichts gesehen, nichts als ihre Angst und ihr Zagen, denn als sie die Gewißheit der Erlaubnis hatte, da schwand ihr jeder weiter Gedanke.

„Wie arm an Worten ist doch der Mensch in entscheidenden Lagen!“ dachte sie. Wie viel hatte sie sich zu sagen vorgenommen und wie wenig hatte sie gesprochen. Die Fürsten haben für viele Worte keine Zeit, daher müssen sie mehr als andere Menschen das Talent haben, aus dem Klang der Stimme, aus

der ganzen Weise des Bittenden auf die Tiefe und Wichtigkeit des Verlangten zu schließen. Sie sollten viel und gerne geben, weil sie ja so leicht und so viel geben können. Meist ist nur ein Buchstabe, oft nur ein Vorurteil zu überwinden, um einen Menschen glücklich zu machen und in ihm einen bis zum Tode ergebenen Untertanen zu gewinnen.

Der Fürst liebt nur jene Untertanen, die er treu und dienstbereit gefunden. Auch der Untertan liebt nur jenen Fürsten, der sich ihm als gnädiger Glücksspender erwiesen, segnet ihn und vertritt freiwillig seine zeitliche Macht.

Marie erinnerte sich jetzt erst der Worte des Kaisers; mit einem teilnehmenden Blick umfaßte sie die Gruppen, über deren Haupte noch die Ungewißheit schwebte, sie wünschte ihnen aus tiefster Seele Gelingen, ihr Herz hatte wieder die Fähigkeit des Mitgefühls gefunden; dann eilte sie zu Baron Hager.

Schoselein, dem sie den verhältnismäßig guten Erfolg mitteilte, freute sich mit ihr und verschaffte ihr durch das Wort: „Von Sr. Majestät geschickt!“ ungehinderten Zutritt beim Minister.

Dieser sah schon aus ihrer freudigen Miene die Botschaft, die sie brachte; als er den Befehl des Kaisers vernommen, schüttelte er erstaunt den Kopf und beobachtete das junge und in ihrer Freude doppelt schöne Weib mit verwunderten Blicken.

„Sie sind eine Zauberin,“ kleidete er seine Überraschung in Worte, „denn es gelingt Ihnen alles. Nun sprengen Sie nur nicht auch die Schlösser an

den Toren des Spielbergs. Es könnte da allerlei, wie aus einer Pandorabüchse ausfliegen, was dort weit besser aufgehoben ist. Aber ich kann mich noch immer nicht von meinem Erstaunen erholen," fuhr er nach einer Pause fort, „daß Ihnen Se. Majestät den Aufenthaltsort Ihres Herrn Gemahls nannte. Da hätte ich eher gedacht, daß sich der Spielberg in ein Lustschloß verwandle, als daß Sie seinen Namen hören und jetzt sollen Sie gar noch hin! Nun, es freut mich herzlich! — Sobald Se. Majestät mir den Befehl erteilt, sollen Sie Ihren Passierschein erhalten."

Marie beachtete den Wink und empfahl sich. Ach! mit wie viel leichterem Herzen kehrte sie diesmal heim, obwohl der Rückschlag nicht ganz ausblieb, denn ihre Schwägerin war über die Nachricht bei weitem nicht so erfreut. Sie schauderte, als sie den Namen Spielberg hörte und als praktische Natur ersah sie sogleich die Kehrseite. Wozu nützte die Erlaubnis des Monarchen, wenn Schneider deshalb doch ein Gefangener blieb. Die Anwesenheit seiner Frau mußte ihm zwar tröstlich sein; — konnte sie ihm aber die Freiheit ersetzen?

Und dann die Trennung der Mutter von den Kindern, denn diese konnten wohl nicht mit. — Dieser Gedanke fiel auch Marien schmerzlich genug, so daß sie im Schwanken ihrer Gefühle, als die drei Tage verflossen waren, nicht fragte, nicht drängte. Es vergingen Wochen und Marie war noch immer in Wien, keine Botschaft kam vom Minister, es war als hätte

man sie vergessen. Endlich aber siegte doch die Liebe zum Manne, das Verlangen, dem Einsamen seine Haft zu erleichtern und sie entschloß sich neuerdings den Minister aufzusuchen.

Dieser hatte absichtlich die Zeit verstreichen lassen, der Menschenkenner wollte erst abwarten, bis das erste Feuer verglüht, die erste unnatürlich hohe Spannung dem ruhigen Überdenken gewichen war. Er wollte der jungen, von ihrer übermächtigen Gefühlswut mitgerissenen Frau Zeit geben, alles noch einmal wohl zu erwägen, bevor sie einen übereilten Entschluß faßte. Kaiser Franz aber vergaß wohl in dem Schwalle der Ereignisse die ganze Angelegenheit, wie er es ja schon durch den Auftrag an den Polizeiminister für möglich erklärt hatte. Der Moment der Entscheidung rückte an Östrrreich rasch heran.

Zwar versicherte Graf Metternich den französischen Geschäftsträger, Grafen Andreossy, noch immer der unbeirrbaren Freundschaft Österreichs für den Kaiser Napoleon, aber mittlerweile rüstete das Reich, und in den Tälern am Südabhange des Erzgebirges häuften sich immer neu nachrückende Korps zur mächtigen Armee, die, in eine der beiden Wagschalen geworfen, dieselbe unwiderstehlich niederziehen mußte.

Dem Grafen Metternich war es noch zu Ende März mit der französischen Allianz so sehr Ernst, daß er mit der Verhaftung der Häupter nicht zufrieden, Baiern den entschiedensten Beweis seiner Aufrichtigkeit dadurch zu geben suchte, daß er auch die Glieder

der sogenannten „Verschwörung“ preisgab und die Namen derselben ihrer gegenwärtigen Regierung mitteilte. Vierzig der wackersten Patrioten, worunter auch Vorarlbergs Nachbauer, wurden von Baiern verhaftet und auf die Festung gebracht. Erzherzog Johann mußte mit blutendem Herzen zusehen. Sein Wort konnte nicht einmal den beiden Freunden, die auf dem Spielberg und in Munkacs schmachteten, die Freiheit zurückgeben. Der Freiherr von Gagern, der die Freunde ebenfalls vergeblich zu verteidigen versuchte, wurde selbst aus dem Reiche verbannt und ging mit bitterem Herzen in's russisch-preußische Hauptquartier.

Graf Metternich hatte mit einem Schachzuge die Partie gewonnen, aber er rechnete ohne den tiefen Widerwillen des Kaisers gegen Napoleon, vor dem er bei Austerlitz sich demütigen, von dem er so viel Böses erdulden und ihn doch zuletzt als Schwiegersohn anerkennen mußte.

Das Wort des Kaisers entschied endlich den Krieg und litt keinen Widerspruch mehr. Vorerst aber ließ Metternichs Zagen Napoleon noch die beiden Schlachten bei Groß-Görschen und Bautzen gewinnen. Hätte Metternichs Hand Tirol nicht niedergedrückt, der Sieg bei Leipzig wäre nicht so teuer erkauft worden.

Nach den beiden für Napoleon so kostbilligen Siegen wurde ein Waffenstillstand geschlossen. Graf Metternich versuchte zu vermitteln, Kaiser Franz aber wollte dem Kriegsschauplatze nahe sein, er hatte indessen schon Verhandlungen mit den Alliirten ange-

knüpft, die beiden Monarchen standen nahe der böhmischen Grenze und so reiste er denn anfangs Mai nach Böhmen ab.

Alle diese Ereignisse gingen gänzlich spurlos an Marie vorüber. Sie verstand es nicht, dem geheimnisvollen Schmelzen und Schmieden im Innern der Erde zu lauschen, wo das Schicksal Heere rüstet und wappnet, um mit ihrem Blute die Geschichte zu schreiben in die weiten aufgerollten Blätter: — die Länder der Erde.

Als die junge Frau zu Baron Hager kam, um ihn zu mahnen, war der Kaiser bereits abgereist. Der Minister schrieb nach Schloß Gitschin, wo er sich befand, und wenige Tage später erfüllte Kaiser Franz seine Zusage und Baron Hager legte in Mariens Hände die offene Ordre, sie ungehindert auf den Spielberg und zu ihrem Gatten zu lassen.

Sie dankte dem Minister, sie dankte Schofelein, die beide ihre Achtung und Bewunderung aussprachen; sie hing an dem Halse ihrer Schwägerin und band ihr nochmals die Kleinen auf die Seele; sie vermochte es kaum, sich von den Kindern loszureißen, wieder und wieder küßte sie dieselben und netzte ihre Haare mit ihren strömenden Tränen, — endlich aber war auch das vorbei und sie saß mit ihren Gefühlen allein im Postwagen.

„Das also ist Brünn," sprach sie, als die fernen Gebäude im Abenddunkel auftauchten, „hier ist er."

Aber die Aufregung der ganzen letzten Zeit, besonders der Trennung, war zu groß gewesen. Die

Freude vermochte nicht einzuziehen in ihre Brust. Der Wagen rasselte dumpf auf dem Pflaster der Stadt, alles erschien ihr öde und enge. Es war schon spät, sie durfte heute nicht mehr daran denken, in die Festung zu gelangen. Sie ließ sich in den Gasthof „zu drei Hacken" führen, den man ihr anempfohlen hatte. Man wies ihr ein Zimmer an, es war klein und doch erschien es leer und ungastlich. Der Träger, der ihr Gepäck gebracht hatte, war nun auch wieder gegangen; sie war allein.

Es überkam sie ein Gefühl der entsetzlichsten Verlassenheit, trostlos faltete sie die Hände in einander. Jetzt drang schwermütig der Ton der Abendglocke in das dunkelnde Zimmer und wie ein unsägliches Wehe in das Herz der armen Frau. — Wo war ihr Gatte, — Hinter Kerkermauern, — und ihre Kinder, ihre lieben teuern Kindlein? Fern, fern!

„Du hast keine Heimat! Du hast nichts!" gellte es in ihre Seele und ihr Herz schnürte sich zusammen, wie unter dem Drucke eiserner Klammern. In ihre Augen schoß ein Strom von siedenden Tränen.

„O! Vater unser, der Du bist im Himmel...."

Weinend sank sie auf die Knie.

VII.

Wer den Spielberg heutzutage besucht, der begreift das geheime Grauen nicht, das die bloße Nennung dieses Namens noch vor so kurzer Zeit allgemein hervorbrachte. Man erwartet den Einblick in die Geheimnisse des furchtbaren Staatsgefängnisses und findet eine reizende Bellevue, von der aus die Stadt Brünn und deren Umgebung, mit zahlreichen Fabriken und netten Häusern, die zwischen blühenden Gärten eingestreut sind, einen lieblichen Anblick gewähren.

An der Westseite der Stadt erhebt sich ein kleiner, fast kegelförmiger Berg, der füglicher „Hügel“ zu nennen wäre. Diesen krönt das Kastell. Reizende Anlagen im englischen Geschmacke zieren ihn und die schattigen mannigfaltigen Wege durchschlängeln und kreuzen einander und führen so unvermerkt zur Höhe und an das weit offene Tor, das den Eintritt Niemanden verwehrt.

Wo sind die Schrecken? fragt sich der Besucher erstaunt. Eine Schildwache an jedem der beiden Tore, die Gebäude ganz gewöhnliche Kasernen, kein Stöhnen und kein Kettengeklirr, keine bleichen Ge-

sichter und keine hohlen Augen, — nichts Imposantes, als die hohen Umfassungsmauern, an welche von außen hübsche Pavillons angebaut sind, in denen müde Spaziergänger ausruhen und das Auge an den Schönheiten der Aussicht erlaben.

Unbegreiflich erscheint die Metamorphose, die da in wenigen Jahren vor sich gegangen und man könnte sich versucht fühlen, all die Schauergeschichten, die von der berüchtigten Bastille erzählt werden und noch heute zu lesen sind, für Märchen zu halten. Es ist rein unmöglich, sich aus dieser freundlichen lachenden Umgebung in einen düstern engen Kerker mit all seinen schrecklichen Qualen — in eine furchtbare Festung auf kahlem Berge zurück zu versetzen. Die Phantasie verweigert diesen Dienst, sie fühlt sich unvermögend.

Und dennoch ist diese Veränderung erst ein Werk der neuesten Zeit. Im Jahre 1813 und viel später noch war der Spielberg ein düsteres Staatsgefängnis, dessen Tore fest geschlossen waren und um welches zwei mächtige Wälle undurchdringlich, drohend starrten, von denen jetzt nur mehr der innere steht.

Von einem Wall zum andern führte ein finsterer kalter, gewölbter Gang und außerdem ging der Weg, den Marie am Morgen nach ihrer Ankunft geführt wurde, eine Strecke weit durch die feuchten Kasematten. Es überliefen die junge Frau kalte Schauer und noch enger wurde ihr um's Herz, als sie beim Austritt in den Hof eine lange Reihe von Sträf-

lingen paarweise, mit klirrenden Ketten beladen, längs des Walles dahinschreiten sah. Mit ängstlicher Hast flog ihr Auge von einer dieser traurigen Gestalten zur andern, sie fürchtete den teuern Gatten in diesem Zuge, der so entsetzlich gleichförmig aussah, zu entdecken. Es hob ein tiefer Atemzug ihre Brust, als ihr Blick scheu auch den letzten gestreift hatte. — Er war nicht mit im Zuge.

Sie folgte ihrem Führer von der Torwache in das erste Stockwerk des großen Vordertraktes, zur Wohnung des Kommandanten. Sie fürchtete, einem rauhen düstern Soldaten zu begegnen und fand sich einem freundlichen Greis von kindlicher Güte gegenüber.

„Ich habe ein Schreiben des Herrn Polizeiministers," sagte sie fragend, „an den Herrn Oberstleutenant von Raydt, Festungskommandanten auf dem Spielberge."

„Der bin ich selbst, meine Gnädige," versetzte der greise Offizier, „aber ich bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen."

Er stellte ihr einen Sessel zurecht, den Marie jedoch nicht annahm und erbrach den Brief, den sie gebracht hatte, nachdem er zuerst mit der Umständlichkeit älterer Leute eine Brille aus dem Futteral gezogen, sie mit einem Sacktuche abgewischt und endlich aufgesetzt hatte.

„Aber ich bitte setzen Sie sich doch," bat er noch einmal und dann erst, als sie ihm diesmal nachgegeben und seine Höflichkeit so beruhigt war, trat er

an's Fenster und las das Schreiben, das er weit von sich ab hielt. Es mußte nur eine kurze Weisung enthalten, denn er kehrte alsbald wieder zu Marie zurück.

„Ja," sagte der alte liebe Herr, „ist alles in der Ordnung. Ich habe schon vom hohen Hofkriegsrat die Befehle erhalten und es hängt nur von Ihnen ab, gnädige Frau, wann Sie den Staatsgefangenen Schuster besuchen wollen."

Marie stutzte, legte aber weiter kein Gewicht auf den gehörten Namen.

„O Herr Oberstleutnant, wenn es von mir abhängt," rief sie, „so möchte ich wohl sogleich zu meinem Mann."

„Also der Gefangene Schuster ist Ihr Gemal?" fragte der Kommandant erstaunt.

„Nicht Schuster, Herr Oberstleutnant," korrigierte Marie diesmal.

„Doch, doch, so steht's hier."

„Dann muß es eine Verwechslung der Namen sein, denn für einen Scherz ist meines Erachtens unsere Lage doch zu schmerzlich; mein Mann ist der kaiserliche Appel —"

„Ich habe Befehl, Sie zum Gefangenen Schuster zu lassen," fiel ihr der Oberstleutnant in's Wort, „und das wird wohl ganz richtig sein. Sie selber werden ihn wohl auch so nennen müssen, denn ich kann Sie ja nur zu jenem Gefangenen führen, auf den der Befehl lautet. Und wenn er's am Ende nur ist, das ist ja doch die Hauptsache. Sehen Sie, meine

liebe gnädige Frau, es geht ihm ja noch viel besser als vielen andern, wenn er beim Eintritt in diese Mauern blos seinen Namen zurücklassen mußte. Seitdem ich hier Kommandant bin, ist das der erste Fall, daß einem Gefangenen der Besuch seiner Familie gestattet wurde."

„Ach! es ist ja nicht seine Familie, die zu ihm darf," versetzte Marie, welcher die Erinnerung an ihre Kinder eine Träne entlockte, der bald mehrere aus dem übervollen Herzen folgten. „Nur ich allein darf ihn sehen — seine Schwester, unsere Kinder sind in Wien; unser schönes ruhiges Leben ist zerrissen. Mit einem furchtbaren Schlage hat sich alles geändert. Schon einmal haben wir eine solche Schreckenszeit überstanden und ich glaubte damals, alles Unglück sei jetzt erschöpft und ahnte nicht, daß das Bangen und der Jammer wiederkommen könnten. Ich war so glücklich und zufrieden und mit einemmale bricht die ganze Existenz wieder wie ein Kartenhaus zusammen."

Es tat der armen Frau wohl, sich ein wenig aussprechen zu können, um so mehr, da sie den Schmerz, besonders vor Therese und den Kindern, so lange in ihrem Innern verschlossen.

Und bei dem alten Kommandanten traf sie auf Teilnahme, er fand zwar nur das banale Trostwort:

„Es wird schon wieder besser werden!" aber seine Brille lief ganz feucht an und indem er sie abrieb, wischte er auch aus seinem Auge eine große Träne. Das Mitgefühl war ihm durch soviel Jahre in dieser

schweren Atmosphäre nicht verloren gegangen, — Reichtum mußte dieses Herz von Anfang an besitzen und wie schwer seine Pflicht auf ihm lasten?!

„Wenn Sie so gütig wären?“ bat Marie und erhob sich von ihrem Stuhle.

„Ja, also kommen Sie nur, gnädige Frau,“ sagte der alte Offizier und nahm Säbel und Mütze, Marie selbst zu begleiten.

Auf dem Wege teilte er ihr noch mit, daß Schuster schon auf ihren Besuch vorbereitet sei, da er ihm schon gestern den Befehl des Hofkriegsrats-präsidenten mitgeteilt habe. Der Gefangene war in der Offiziersabteilung im Vordertrakte gegen die Stadt zu untergebracht. Die beiden schritten jetzt durch einen langen Gang, auf welchen zahlreiche Türen mündeten; durch sie drang ein lebhaftes Zwitschern und Singen von Vögeln.

„'S ist gar nicht so übel bei uns. Hören Sie nur; hat fast Jeder seine kleine Gesellschaft,“ sprach der Oberstleutnant, aber Marie hörte nicht darauf. Ein Wärter, der durch die ganze Abteilung voraus-geschritten war, hielt jetzt vor einer der Türen, der Schlüssel kreischte und die beiden Gatten sahen sich Auge in Auge.

Das war nicht mehr jenes schluchzende Wieder-sehen, jenes leidenschaftliche Umklammern, jenes brün-stige Aneinanderschlagen der Herzen wie vor Jahren. Die Wiederholung schwächt den Eindruck beim Zu-seher, sie ändert ihn wenigstens beim Beteiligten.

Der Schmerz und die Freude äußerten sich auf ganz andere Art. Sprachlos standen sich die beiden Menschen gegenüber, Hand in Hand und der alte Kommandant, der sie betrachtete, mußte fast an Kälte glauben und doch war es nur eine Überlast des Gefühls, die beiden die Zunge lähmte und sie auf demselben Platze gebannt hielt. Erst nach einer langen Pause zog Schneider sein Weib näher an sich und drückte einen langen Kuß auf die bleichen zuckenden Lippen.

Mit dem Gefangenen war eine bedeutende Veränderung vor sich gegangen. Er war jetzt nicht der joviale lebenslustige Mann mehr. Sein kluges heiteres Auge blickte ernst und finster, seine Gestalt war magerer, seine Züge waren schärfer geworden, seine Bewegungen eckig und schroff abgebrochen, tiefe Falten zogen sich durch seine Stirne und sein ganzes Wesen hatte etwas nervöses Überreiztes. Bitter klangen seine Worte, als er sich im Übrigen höflich an den Kommandanten wandte, der sich ruhig auf einen Stuhl niedergelassen hatte.

„Ich danke recht sehr, Herr Oberstleutnant, für Ihre Freundlichkeit, daß Sie meine Frau hieher geführt haben,“ sagte er, „übrigens werden Sie wahrscheinlich Besseres zu tun haben, als einem armen Gefangenen Gesellschaft zu leisten, ich bitte, sich nicht abhalten zu lassen, — wir wollen durchaus nicht genieren.“

„Mich stört es nicht,“ versetzte der Kommandant milde, „es tut mir nur leid, daß ich genieren muß,

aber meine Befehle lauten in dieser Beziehung ganz bestimmt."

„Wie? Sie wollten jeder unserer Unterredungen beiwohnen?" fragte Schneider gereizt.

„Nur in meiner oder in eines andern Offiziers Gegenwart, darf Ihre Frau zugelassen werden und also werden Sie sich wohl darin fügen müssen, so sehr ich das störende dabei einsehe, wenn sie unter sechs Augen verkehren dürfen."

„Du reisest sogleich wieder nach Hause, Marie!" rief Schneider in leidenschaftlicher Aufwallung, „kehre nach Wien zurück, wenn Du blos hieher gekommen bist, um den Offizieren zur Schau gestellt zu werden. Ich will meine Frau allein haben, oder ich brauche sie gar nicht hier."

Marie sah ihren Gatten erstaunt und betroffen an, sie erkannte ihn nicht wieder. Er hatte zwar immer Anlage zur Eifersucht gehabt, sich aber nie derart in so unmotivierter Weise gehen lassen. Wie sehr mußte er gelitten haben, ehe sein Gemüt so krankhaft reizbar geworden war!

„Na, na, wer wird denn gleich das Kind mit dem Bade verschütten!" intervenierte der alte Kommandant, „alle die Aufregung ist ja gar nicht nötig und es hieße Sr. Majestät Gnade schlecht lohnen, wenn Sie dieselbe von sich weisen wollen."

„Gnade?!" murmelte Schneider mit bitterm Hohn, „Gnade kann man ja überhaupt nicht lohnen, ich will mich von ihr nur nicht erdrücken lassen!"

„Das geht mich nichts an," versetzte der Kommandant noch immer mit derselben ruhigen Freundlichkeit wie früher, „aber ich an Ihrer Stelle würde meine Frau einer Kleinigkeit wegen, die ja vielleicht zu beheben ist, nicht so kurzweg von mir weisen."

„Ja Anton," stimmte jetzt auch Marie ein, „warum willst Du mich wieder fortschicken, da es schwer genug war, die Erlaubnis zu erhalten. O, ich muß Dir erzählen, was der Kaiser sagte und was ich noch vom Herrn Minister und Hofrat Schofelein erfuhr. Se. Majestät sagt, er könnte nicht anders handeln, Du seiest ein Hitzkopf und die andern zuckten die Achseln, wenn ich von Deiner Unschuld sprach, und ich hörte so etwas, als sei alles nur darauf abgekartet gewesen," hier flüsterte sie dem Gatten ganz leise in's Ohr, „Tirol und Vorarlberg an die Schweiz zu bringen."

„Wer sagte Dir das?" fuhr Schneider wild auf. „O der abscheulichen Lüge! der Elende begnügte sich also nicht allein mit dem Verrate, er unterschob uns auch noch schändliche Pläne, von deren Richtigkeit er am besten selbst überzeugt sein mußte, und die in seinem eigenen Gehirne gewachsen waren! Es war also nicht blos Furcht oder Bestechung, die ihn so weit brachte, sondern Lust am Verrate selber. Und der Verräter lebt — ist wahrscheinlich schon wieder frei — oder ist er nicht in Wien?!"

„Wer, lieber Anton?" fragte Marie staunend.

„Ja so! Du weißt nicht. Man wird's wohl behutsam verborgen haben. Kann mir die Sache denken."

Er ging mit großen Schritten in seiner Zelle auf und nieder, als wenn er die Anwesenden gar nicht bemerkte; nach einer Weile erst blieb er plötzlich vor seiner Gattin stehen und rief: „Da kann's freilich noch lange währen. — O Marie, wenn ich nur mit Dir allein sprechen könnte!"

„Versuchen Sie's doch," mengte sich der Kommandant jetzt wieder teilnehmend ein. „Se. Majestät der Kaiser hat schon einen außerordentlichen Gnadenakt ausgeübt, er wird seiner Huld gewiß nicht so enge Schranken setzen. Das Verbot einer Unterredung ist ein allgemeines vom Hofkriegsrate. Machen Sie eine Supplik an Se. Majestät, — ein Wort von ihm kann das Verbot aufheben."

„Ja, es ist wahr," stimmte Schneider zu, „setze Dich und schreibe gleich hier. Da ist Papier und Feder," er wies auf ein kleines Tischchen an der Wand, wohin nur notdürftig Licht fiel und auf welchem sich Schreibgeräte und einige Bücher befanden.

„Diktiere Du," sagte sie, indem sie sich zum Schreiben anschickte.

Und er sagte ihr die Worte in die Feder. In weniger als einer Viertelstunde war die Bittschrift vollendet und der Kommandant nahm sie mit dem Versprechen zu sich, die Expedition selber noch heute zu besorgen.

„So," sprach Schneider, „und jetzt kommst Du erst wieder, bis der Bescheid herabgelangt ist. Endweder oder!"

„Aber wie schlecht ist Dein Bett, Anton," rief Marie, deren sorgsamen Augen die höchst mangelhafte Füllung der Bettstelle sogleich auffiel.

„Im Gefängnisse bleibt der Schlaf auch dem weichsten Pfühle fern. Aber höre mich: Wo bist Du abgestiegen?"

„Im Gasthaus ‚zu drei Hacken'."

„Es ist besser, wenn Du nicht so allein bleibst, Marie. Du wirst Dich selbst in einem freundlichen Familienkreise viel wohler fühlen. Gehe zu Aberer. Du weißt ja, sie sind hier und wohnen in der Pragervorstadt. Du wirst sie leicht erfragen. Aus alter Freundschaft werden sie Dir ja die Aufnahme nicht versagen und Du bist gut bei ihnen aufgehoben."

„O, wie wird er schmerzlich erstaunt sein, wenn er erfährt, daß — —"

„Der Gefangene Schuster sich hier befindet, vergessen Sie das gefälligst nicht, gnädige Frau," fiel ihr der Kommandant ergänzend in's Wort und Schneider, der es unter seiner Würde hielt, irgend eine Klage vor dem kaiserlichen Offizier laut werden zu lassen, lächelte blos mit schneidender Ironie.

„Ja, sag ihm nur," trug er seiner Gattin auf, „der Schuster lasse ihn grüßen. Er sei ein ehrlicher Schuster übrigens, der nach wie vor bei seinem Leisten bleibe. — Noch eins eh' Du gehst: Sind die Kinder wohlauf?"

„Ich ließ sie gesund bei Theresen zurück. Ach! Du weißt nicht, wie oft das kleine Thereschen nach dem Papa fragte."

„Laſſ' nur ſein," wehrte Schneider der Erzählerin, „wir wollen heute die Güte und Geduld des Herrn Oberſtleutnant nicht mißbrauchen und ihm ſeine Zeit nicht rauben mit Geplauder, das ihm gewiß höchſt gleichgültig iſt."

„Wie ſehr tuſt Du dem würdigen Herrn Unrecht", flüſterte Marie ihrem Gatten zu.

„Tu' ichs? — nun, warum nicht?" verſetzte er leiſe und trotzig, „ich zahle ab. Und mein Kerkermeiſter iſt er einmal."

„Du biſt hart geworden, Anton," flüſterte Marie traurig, indem ſie ſich an die Bruſt des geliebten Mannes ſchmiegte.

„Mag wohl ſein," erwiderte er nachdenklich, „aber glühendes Eiſen in's Waſſer getaucht, gibt ſpröden Stahl. Laſſ' mich's bleiben," fuhr er, einen Kuß auf ihre Stirne drückend fort, „vielleicht werde ich wieder weich, wenn wir einmal ungeſtört bei einander ſind. — Leb' jetzt wohl, meine Seele."

„Auf Wiederſehen! — bald auf Wiederſehen!" winkte ſie und verließ mit dem Kommandanten, der abſeits in einem der Bücher geblättert hatte, um ſo wenig als möglich zu ſtören, das Gemach.

„Herr Oberſtleutnant," begann ſie nach einer längern verlegenen Pauſe, „ſeien Sie nicht böſe über die Art meines Mannes — er muß wohl ſehr krank ſein — ich habe ihn nie ſo geſehen."

„Liebe gnädige Frau," gab der würdige Mann in unerſchütterlicher Herzensgüte zurück, „wenn man ſo alt wie ich iſt, fühlt man ſich nicht mehr ſo leicht

beleidigt. Ich kenne das Gefühl, das ihn erregt und dazu kommt noch der Widerwille gegen seinen Kerkermeister, den er in mir sieht. Nach einem halben Jahre denkt er billiger. — Ich kann nur jeden der Armen tief bedauern, zürnen aber nicht, sie mögen nun begangen haben, was es sei. Ein Mensch ohne Freiheit ist nur darum weniger beklagenswert, als ein Blinder — weil er das verlorene Gut wieder erlangen kann."

Marie trennte sich gerührt von dem edlen Greise. Schaudernd eilte sie, wie von Gespenstern verfolgt, durch die niedrigen finstern Kasematten und erst als sie das zweite Tor hinter sich hatte, hielt sie ihre Schritte an, um zurückzuschauen.

„Man kommt also doch wieder heraus," sagte sie wie staunend zu sich selber; sie sandte noch einen zärtlichen Gruß zu den Fenstern des langen Gebäudes hinauf, das sie soeben verlassen hatte und dann schritt sie mit viel freierer Brust zur Stadt hinüber, die ihr heute im Sonnenglanze weit freundlicher erschien, als gestern spät am Abende.

Sie fühlte Zuversicht einkehren in ihr verzagtes Herz.

* * *

Ein halbes Jahr später, an einem der letzten Tage des Oktobers, saß Marie ganz allein in der Zelle ihres Gatten, auf dem hohen Fenstersimse, zu dem sie mit Hilfe eines Tisches emporgeklettert war, um von dem frühzeitig scheidenden Tage noch einige Lichtstrahlen für ihre Arbeit zu gewinnen.

Bald nach der Absendung ihrer Bittschrift im Frühjahre war vom Kaiser der Bescheid eingelangt, daß man das Alleinsein der beiden Gatten nicht stören möge. Sie kam von da an täglich schon am frühen Morgen gleich nach der Reveille, ging zum Speisen in die Stadt, und stieg alsbald neuerdings den Festungsberg hinan, um erst am Abende wieder in ihre Wohnung zurückzukehren, welche ihr die Familie Aberer bereitwilligst eingeräumt hatte. Es war derselbe Aktuar Aberer, den ihr Gatte im Jahre 1809 wider dessen Willen zu seinem Geheimsekretär ernannt hatte und der jetzt hier in Brünn bei den Landrechten angestellt war.

Marie galt bei den wenigen Bekannten der Familie als seine Schwester.

Seit ihrer Anwesenheit war Schneiders Lage eine weit angenehmere geworden. Sie sorgte in echt weiblicher Weise für sein Wohl und milderte durch ihre Aufmerksamkeit, durch ihr Gespräch das peinlichste Gefühl der Gefangenschaft. Sie hatte sein Bett vervollständigen lassen und richtete es täglich mit eigener Hand; eben weil den Eingekerkerten der Schlaf flieht, wollte sie ihn durch die größere Weichheit und Frische des Lagers fesseln. Ihren Bitten gelang es, die Erlaubnis zu erwirken, daß Schneider eine bessere Kost erhalten durfte, welche sie bezahlte. Sie brachte ihm alle Bücher, die er verlangte, sie hielt seine Wäsche in Ordnung und während der Stunden, die er auf einem Spaziergange zwischen den Wällen zubringen durfte, saß sie wie jetzt, oben bei dem über Manns-

höhe vom Boden entfernten Fenster, aus dessen schräg nach aufwärts gerichteter Öffnung man an heitern Tagen nur den blauen Himmel, an Tagen wie der heutige nur den dichten Herbstnebel wahrnehmen konnte, der schwer und feucht bis in die noch ungeheizte Zelle hereindrang.

Jetzt hörte sie rasche Tritte den Gang herauf und der Türe näher kommen, sie huschte von ihrem erhöhten Sitze herab und begrüßte ihren eintretenden Gatten, der in sichtlicher Aufregung war.

Mit ihm trat ein junger Offizier in's Gemach, dessen leerer Ärmel vorne an den Rock geheftet war und der Marie artig begrüßte. Es war der Platzoberleutnant Graf Pestalozzi.

„Ich wollte Ihnen nur noch guten Abend sagen, Frau Appellationsrätin," sprach er mit einem freundlichen Winke seiner einzigen Hand, „und deshalb trat ich noch so spät hier ein."

„Es ist recht schön von Ihnen, Herr Graf," versetzte die junge Frau, „aber warum wollen Sie nicht ein bischen hier bei uns verweilen?"

„Herr Schuster hat über Müdigkeit geklagt, darum kehrte er auch früher zurück," sagte der junge Offizier zögernd, als er aber sah, daß der Gefangene die Aufforderung seiner Gattin nicht unterstützte, so empfahl er sich und ging.

„Ich fürchtete schon, er werde bleiben, bis Du gehst," sprach Schneider hastig, als die Türe wieder geschlossen war.

„Nun, das wäre ja nicht das erstemal,“ versetzte Marie ruhig, aber nicht ohne Verwunderung.

„Da hättest Du ja nicht erst nötig gehabt, die Entfernung des dritten Mannes vom Kaiser zu erbitten.

„Du bist ja ganz erzürnt, aber worüber? Was hast Du?“

„Es geht etwas in der Stadt drüben vor,“ sagte er rasch, ohne auf die Fragen zu antworten, „und ich soll nicht wissen, was es ist. Ich habe deutlich durch den Nebel die Lichter einer beginnenden Illumination wahrgenommen, ich täusche mich gewiß nicht. Auch drang ein Geräusch wie von lärmenden großen Volksmengen und einzelnes helles Jubeln herüber. — Was ist's? Was gibt's? Pestalozzi zuckte die Achseln. Ich soll's nicht wissen! Wie lächerlich! — Wirst Du es mir vielleicht auch nicht sagen? Was kann's auch sein? Hat Kaiser Franz auch noch eine Tochter, es gibt doch keinen zweiten Napaleon, der für sie halb Österreich böte, um mit Habsburgs altem Fürstenblute seine korsische Rasse zu veredeln und ebenbürtig zu machen.“

Die letzten Worte waren mit herbem Spotte gesprochen worden, wie er jetzt häufig aus der gequälten Brust des Gefangenen brach. Er mußte sich zeitweise Luft machen und gegen seine Gattin aussprechen, diese ließ ihn dann immer gewähren, ohne zu widersprechen, ohne den Versuch zu machen, ihn zu beruhigen, was gerade den entgegengesetzten Effekt hervorgerufen hätte. Das erstemal war sie über

diese fremde Weise erschrocken, jetzt aber behandelte sie ihn wie einen Kranken, den man ja auch in seinen Schmerzanfällen gewähren läßt, sobald man sieht, daß sein Gebahren ihm Erleichterung verschafft.

Marie ließ auch diesmal den Ausbruch ruhig vorübergehen, ohne die geringste Bemerkung hinzu zu fügen, dann aber zeigte sie ihr Erstaunen über die Vorgänge in Brünn, deren Ursache ihr eben so fremd war, als dem Staatsgefangenen. Seit dem Morgen war sie vom Hause fort und jedenfalls mußte erst später ein Ereignis die freudige Stimmung der Stadt veranlaßt haben.

„So gehe rasch, Marie," bat Schneider, „und bringe mir Nachricht."

„Gerne, aber ich fürchte dann heute nicht mehr zurückgelassen zu werden, es ist schon spät."

„Du hast Recht," versetzte Schneider unwillig, „es ist ja bald Zapfenstreich und so hätte ich unnötigerweise unser Beisammensein abgekürzt, ohne doch früher als morgen eine Nachricht zu erhalten. Es heißt also Geduld haben und darin sollte ich ja schon längst Meister sein. Auf der Festung hat man Übung; und der „Hitzkopf," der auf den Spielberg geschickt wurde, hat da die beste Gelegenheit, sich vollkommen abzukühlen, um einst denselben mit weichem Kopf und eisigem Herzen wieder zu verlassen, wenn die Stunde der Freiheit endlich schlägt. Siehst Du, an die Freiheit glaube ich noch immer — ich bin doch noch der alte Sanguiniker und lange nicht so melancholisch und schwarzgallig als Du meinst."

Allmälig wurde Schneider aber wieder ruhiger und als Marie scheiden mußte, umarmte er sie herzlich und rief:

„Es ist nur bitter, Marie, daß Du unter all dem mitleiden mußt, ich selber erschwere Dir noch Dein Opfer, anstatt es gehörig anzuerkennen, daß Du Dein junges Leben hier zwischen vier engen Wänden vertrauerst.“

„Ich vertraure es nicht,“ fiel Marie rasch ein, „ich bin bei Dir, Anton und da geht's mir ja gut und mein Leben ist nicht leer. Ich fühle den Verlust der Freiheit nicht an mir, sondern für Dich, weil ich sehe, wie sehr sie Dir fehlt und Dein ganzes Wesen dadurch verändert wird. Eine Frau ist leicht mit dem allerkleinsten Wirkungskreis zufrieden, wenn sie in demselben nur ihr Herz ausleben kann.“

Man brachte dem Gefangenen sein Abendbrot und das war für Marie immer das Zeichen, die Festung zu verlassen. Sie schieden heute herzlicher noch als sonst. Wenn eine Aufregung Zeit hat, sich zu legen, so lange die geliebte Person noch in der Nähe ist, so sieht sie aus den aufgerissenen Furchen noch den neuen Blumenflor erhöhter Zärtlichkeit erblühen.

Die junge Frau rückte ihren Capüchon mehr in's Gesicht, zog den Mantel mit den vielen Krägen, wie sie damals auch bei Frauen Mode waren, enger um sich und trippelte eilig durch den Hof und die Kasematten, in denen sie wie gewöhnlich unheimlich angeschauert, ihren Schritt noch mehr hastete. Beinahe hätte sie laut aufgeschrieen, als ihr plötzlich eine Gestalt

den Weg vertrat und sie flüsternd ansprach. Sie erkannte aber beim trüben Schein der nächsten Laterne den Oberaufseher der Zivilabteilung des Gefängnisses, dem sie schon öfter in der Festung begegnet war.

„Sie gehen in die Stadt hinab, Madame,“ sagte er leise und vorsichtig, „ersparen Sie mir einen Weg und lassen Sie für einen meiner Gefangenen, der erst vor einigen Tagen ankam, diese Brille reparieren.“

Marie fühlte sich einen kleinen Gegenstand in die Hand gedrückt und ehe sie noch ein Wort zu erwidern vermochte, war der Aufseher schon verschwunden, und sie befand sich allein. Instinktiv verbarg sie den Gegenstand, den sie nicht einmal betrachtete und eilte flüchtigen Schrittes weiter, aus dem Tore und den Berg hinab.

Erst zu Hause fiel ihr wieder der Auftrag ihres Gatten bei, da sie mit Frohlocken empfangen wurde. Die Stadt war illuminiert und alles in größtem Jubel; ein Kurier, der vom Hauptquartier nach Wien reiste, hatte die Nachricht von der Völkerschlacht bei Leipzig, von dem dreitägigen Ringen, vom blutigen Siege und von der gänzlichen Flucht der Franzosen gebracht. Im Anfange wollten es viele gar nicht glauben, so sehr hatte die jahrelange Erniedrigung ihnen die Fähigkeit geraubt, Glück und Sieg für die Waffen der Verbündeten möglich zu halten, Erst die heiligen Versicherungen des Offiziers und der allgemeine Jubel rissen sie fort, so daß sie endlich alle mit einstimmten.

Marie, die an die Tragweite dieses Sieges nicht dachte und dieselbe auch gar nicht ermessen konnte, zog sich in ihr Stübchen zurück, um sich dort ihres Mantels zu entledigen. Da fiel ihr wieder jener kleine Gegenstand in die Hand, den sie in den Kasematten erhalten hatte. Sie nahm ihn hervor. Es war wirklich nichts anderes, als ein ganz gewöhnliches Brillenfutteral aus Leder.

Sie öffnete dasselbe. Sie fand nichts anders als Augengläser. Das war doch sonderbar, so natürlich es auch erschien! Wie kam der Oberaufseher dazu, sie um einen solchen Dienst anzusprechen, nachdem er doch früher kein Wort noch mit ihr gewechselt hatte? Und dann die scheue rätselhafte Weise, in der er es getan. Ein Gefangener, hatte er gesagt, der erst vor einigen Tagen angekommen war. Weshalb teilte er ihr diesen unbedeutenden Umstand mit? Es mußte ein eigenes Bewandtnis mit diesen Augengläsern haben, aber welches?

Neugierig öffnete sie das Futteral noch einmal und zog die Brille heraus. Das eine Glas war richtig zerbrochen und im Futteral sonst nichts mehr sichtbar.

„Die Umstände erscheinen mir wohl sonderbar,“ „dachte sie, „aber es wird am Ende doch nur meine Erregtheit und vielleicht ein Zufall Schuld daran sein.“

Kopfschüttelnd steckte sie die sorgsam zusammengelegte Brille wieder in das Futteral zurück, aber die Öffnung war etwas enge, sie fand Widerstand

und als sie die Augengläser wieder zurückzog, da erblickte sie ein kleines weißes Streifchen im Innern des Etuis. Die Fütterung war nur lose an die Wand gedrückt gewesen und hatte sich jetzt durch das gewaltsame Pressen abgelöst. Hastig zog Marie das Papierstreifchen hervor. Es war beschrieben und zwar mit sehr kleinen, kaum leserlichen Buchstaben.

„Ich bitte Sie, expedieren Sie den Brief. H . . .“ sonst stand nichts darauf.

Marie untersuchte nun das Etui noch einmal genau und fand jetzt noch ein äußerst fein zusammengelegtes Briefchen, das zur Aufschrift hatte:

„K. K. Hoheit Erzherzog Johann. Graz.“

Marie war von dem Fund nicht wenig betroffen. Wer konnte es sein, der diesen Dienst von ihr forderte? Und wie hatte er gerade zu ihr Vertrauen gefaßt? — Daß sie der Bitte des Unglücklichen, wer es auch sei, Folge leisten wolle, das hatte sie sogleich beschlossen, nur wollte sie noch den folgenden Tag abwarten, um ihren Gatten um Rat zu befragen. In der gegenwärtigen Form konnte sie das Billet ohnedem unmöglich der Post anvertrauen.

Noch aus dem Traume weckte sie der Gedanke an den geheimnisvollen Brief und die mannigfaltigsten Vermutungen raubten ihr den Schlaf.

Der Aufseher schloß die Zelle und Schneider war allein. Er hatte nur wenig genossen und die Schale, worin ihm sein Essen gebracht worden war, stand noch beinahe unberührt auf dem Tisch. Unruhig schritt der Gefangene in dem engen Raume auf und nieder,

es wälzten sich ihm die mannigfachsten Gedanken durch den Kopf. Das Licht war zwar gelöscht und es wäre vielen Augen kaum möglich gewesen, auch nur ein einziges Stück in dem dunkeln Gemache zu erkennen. Der Gefangene aber war schon daran gewöhnt und kannte seine Zelle zu genau, um auch nur leise irgendwo bei seinen rastlosen Gängen anzustoßen. Er hatte es niemals verstanden, mit dem erlöschenden Tageslichte zu Bette zu gehen und seit er im Kerker war, floh ihn der Schlaf mehr als je, und mehr als er seiner Gattin sagte, die um sein Wohl so liebenswürdig besorgt war.

Schneider war gewohnt bis Mitternacht zu arbeiten und hier durfte nach dem Zapfenstreiche kein Licht mehr gebrannt werden. Den Händen ließ sich das Arbeiten verbieten, doch dem Kopfe nicht. — Wie manche Sommernacht hing er oben am Fenster an das Gitter geklammert und starrte nach den Sternbildern empor, die in dem engen Rahmen still vorüberzogen. Wie viele Tausend Schritte hatte er schon auf den knarrenden Dielen seiner Zelle zurückgelegt, er hätte mit ihnen schon lange seine Heimat erreicht; — seine Heimat, für die er gelitten, seine Heimat, aus der er verbannt war, — seine Heimat, die er frei machen wollte und für die er hier zum zweitenmale gefangen saß, — seine Heimat, die ihm so viel gekostet und die er doch noch immer so unsäglich liebte.

Nicht nur in die Heimat, auch noch zu seinem Kaiser zurück, hätten die Schritte gereicht, dem er

sagen möchte, wie sehr er ihn verehrt habe und wie bitter er von ihm gekränkt worden sei an Leib und Seele. Vor den er klagend hintreten möchte, um vor seinem Throne den Verräter zur Rechenschaft zu ziehen, der ihn lebend in's Grab gestoßen und sogar seinen Namen ausgelöscht hatte.

Ein langsames gleichmäßiges Pochen an der einen Seitenwand riß ihn aus seinen Gedanken.

„Ach ja, Freund Schaller mahnt mich," sagte er vor sich hin, „ich bin ein vergeßlicher Rabe und lasse meinen Pflegling hungern."

Rasch und kaum hörbar trug er den Tisch unter das Fenster zurück und stieg mittelst desselben auf das Fenstergesimse, nachdem er selbst in ähnlicher Weise, mit einem Stocke an die Mauer schlagend, Antwort gegeben hatte. Jetzt öffnete er das Fenster und horchte eine Weile angestrengt in die finstere Nacht hinaus. Aus der Stadt herauf war ein undeutliches Geräusch vernehmbar, kein anderer Laut aus der Nähe störte die Stille.

Befriedigt kletterte Schneider wieder herab und schlug die volle Speiseschale in ein Tuch, dessen Enden er an den Stock knüpfte, der ihm für die Spaziergänge bewilligt worden war. Im Nu stand er wieder oben und jetzt steckte er das Bündel vorsichtig zwischen dem Eisengitter hinaus und dirigierte es mittelst des Stockes links an der Mauer fort. Dem Stocke folgte die Hand und der Arm, so weit er konnte und als er ihn wieder zurückzog, war die

Hand leer. Schneider schloß das Fenster und begann gleich darauf seinen Spaziergang vom Neuen.

Die Schale aber befand sich jetzt unversehrt in der Nebenzelle und ihr Inhalt nahm rasch ab unter den Angriffen eines jungen Mannes, für dessen kräftige Konstitution die magere Gefangenkost wohl nicht hinreichend sein mochte.

Der Leidensgefährte, den Schneider „Schaller" genannt hatte, war kaiserlicher Leutnant und eines Duells wegen, bei dem er als Sekundant fungierte, auf die Festung geschickt worden. Das alles hatte Schneider erfahren, nachdem sich durch die Mauer eine Verständigung angeknüpft und späterhin von Fenster zu Fenster in finstern Nächten bequemer und ausführlicher unterhalten wurde. Schneider tat es wohl, selbst ein Gefangener, doch noch einem armen Mitmenschen von seinem Überflusse mitteilen und ihm Freundlichkeit erweisen zu können. Sein Gemüt fühlte das Bedürfnis, dem Leidensgefährten die traurige Einsamkeit zu erleichtrrn; oft schrieb er ihm längere Briefe oder sandte er ihm auf dem gefährlichen Wege einzelne Bücher aus seinem Vorrate, die leicht zur Entdeckung führen hätten können, im Falle sie einer der Aufseher einmal untersucht haben würde. Indessen störte nichts ihren Verkehr.

Nach einer Weile klopfte es wieder ganz wie früher an der Wand nnd Schneider säumte nicht zu antworten. Er bestieg wieder seine Warte und einige Sekunden später bewegte sich ein weißes Bündel vor dem geöffneten Fenster. Schneider streckte den Arm

durch's Gitter und alsbald war die geleerte Schale, Tuch und Stock wieder in seinem Besitz. Er untersuchte das Tuch und fand in dem Knoten richtig ein Papier eingeknüpft, aber lesen konnte er die Frage erst am nächsten Morgen. Schaller erkundigte sich nur, was in der Stadt los sei, auch er hatte schon Abends das ungewohnte Geräusch gehört.

Schneider zuckte die Achseln, erwartete er ja doch selbst erst von seiner Frau die Nachricht.

Marie eilte am Morgen schon zur Festung hinauf, ehe sie noch ihr Fstühstück zu sich genommen hatte. Der kleine Brief blieb sorgsam verborgen in ihrem Zimmer zurück, das Papierstreifchen aber nahm sie mit sich. Vergebens sah sie in den Kasematten und im Hofe umher, nirgends erblickte sie den Oberaufseher, der ihr durch einen Wink vielleicht sein Einverständnis verraten konnte.

Ihr Gatte war noch nicht von seinem Morgenspaziergang zurück, als sie die Zelle betrat. Als er endlich erschien, war er so sichtlich von einem Gedanken eingenommen und erregt, daß er ganz zu fragen vergessen hätte, wenn ihm Marie nicht alsbald mit der freudigen Neuigkeit entgegengekommen wäre.

„Ein Sieg? Ein entscheidender Sieg der Allierten? Bei Leipzig sagst Du,“ rief er mächtig bewegt und jetzt hatte er darüber alles andere vergessen, „so wird es denn endlich wieder Tag in Deutschland, unser alter Gott lebt noch, — unsere alte Sonne scheint wieder und sie ist nicht erloschen in der langen Nacht!

— O! daß ich das erst heute Abend dem Schaller mitteilen kann!"

„Sage mir doch, Anton, ich bitte Dich darum, was Dich denn so ergreift? es ist doch nicht das erstemal, daß die Franzosen geschlagen wurden und doch sind sie immer wieder gekommen."

„Diesmal kommen sie nicht mehr," jubelte Schneider, „jetzt ist's entschieden! — Die Stunde hat für den Revolutionskaiser geschlagen. — Weißt Du noch, Marie," sprach er mit fieberhafter Hast, „wie ich Anno neun zauderte und wie ich immer zurückhielt und sagte, es sei noch nicht an der Zeit, bis mich der Strom der Begeisterung überwältigend mit sich riß. Gerade so habe ich diesmal gesagt: Jetzt ist's Zeit! Weil der Haß der Völker wie der Fürsten reif war, weil das Elend sie einig machen mußte, weil die Fürsten von Napoleon abfallen müssen — von Napoleon, der nichts mehr zu vergeben hat, dessen Glücksstern erloschen ist, der zurückstürzen muß in das Nichts, aus dem er sich emporgeschwungen. — Einen einzigen Sieg bedurft' es, um das Vertrauen der so oft geschlagenen Heere und den Mut der Völker, die in der Knechtschaft zittern gelernt, zur stolzen verheerenden Flamme anzufachen und dem Herrn im Himmel sei's gedankt, der Sieg ist unser! — Er wird, er muß der erste Schritt sein, dem noch viele ebenso mächtige folgen werden auf der erhabenen Siegeslaufbahn, bis Napoleon unschädlich gemacht und Europa von ihm befreit ist, — bis die Völker sich wieder um ihre alten geliebten Fürsten

scharen und eine neue schöne Freiheit alle Wunden heilt! Denn diesmal ist Alles reif — die Frucht ist nur zu pflücken jetzt — jetzt ist's an der Zeit!" Urplötzlich sprang er, seiner Ideenverbindung folgend, aus dem begeisterten Jubel in den schmerzlichsten Ton über, als er fortfuhr: „Siehst Du, und weil ich davon innig überzeugt war und weil ich's meinem lieben Vorarlberg zurufen wollte: „Jetzt ist die Zeit gekommen! Den Stutzen zur Hand!" Weil ich jetzt durchführen wollte, was Anno neun mißlang, deshalb sitz' ich hier gefangen und wofür ich belohnt wurde vor drei Jahren, dafür werd' ich jetzt bestraft, ohne erst gehört zu sein. Und jetzt begreif ich auch, warum sie mir nichts mitteilen wollten von dem großen Sieg. Damit ich keine großen Hoffnungen darauf stütze, damit ich nicht um meine Freiheit bitten lasse, es ist die Scham, die ihnen Schweigen gebietet, die Scham vor dem Gefangenen, der für die nämliche Begeisterung duldet, die zur selben Zeit die Völker zum Siege führt; — die Scham vor dem Einzelnen, den derselbe Machtspruch gegen die Freiheit eingekerkert hat, welcher jetzt Tausende für die Freiheit aufruft, ihr Leben zu verbluten, um der Völker Fesseln zu zerbrechen!"

Schneider hielt inne. Er warf sich vor dem Tische auf einen Stuhl und stützte die glühende Stirne in seine Hand. Eine drückende Pause trat ein, die endlich Marie sanft löste, indem sie an ihren Gatten herantrat und ihren Arm liebevoll um seinen Nacken legte.

„Wer weiß, was jetzt geschieht, Anton," sagte sie zärtlich, „vielleicht ist das Schweigen nur eine allgemeine Vorschrift, um die Gefangenen von der Außenwelt abzuschneiden."

„Das ist's, das ist's," lachte Schneider bitter auf. „Tot für die Gesellschaft! Tot und begraben!"

„Aber mich können sie doch nicht abschneiden," fuhr Marie im tröstenden Tone fort, „und mich kann Niemand hindern, für meines Mannes Freiheit zu bitten. Ich will heute noch an Baron Hager schreiben und an andere vermögende Herren und sie um ihre Verwendung bitten. Sie werden es gewiß nicht abschlagen Graf Met — —"

„Nein, nein! Bitte nicht," rief er trotzig, „man bittet seinen Richter um Gnade, nicht aber den Büttel."

„Du bist furchtbar ungerecht," wandte Marie, diesmal ihres Prinzips uneingedenk ein, „hast Du niemals dem, was Deiner Ansicht nach das allgemeine Beste erfordert, den Einzelnen geopfert? Hast Du nie jemand seiner Freiheit beraubt, weil Du es für notwendig, für Deine Pflicht erkanntest?"

Schneider zuckte, wie an einer offenen Wunde mit der Sonde berührt, zusammen. Betroffen sah er seine Gattin an und versank in tiefes Sinnen. Sie konnte ungestört fortfahren und tat es mit viel milderem Tone.

„Warum willst Du stolzer sein als andere, Anton und Fürbitte verschmähen? Sie entehrt nicht, andere suchen sie, die vielleicht weniger Freunde haben als

Du. Ich dachte erst gestern Abends nach, ob ich mich nicht an den Erzherzog wenden soll. Mich hat ein Zufall darauf gebracht."

Und nun erzählte sie den gestrigen Vorfall und reichte zuletzt ihrem Manne den Streifen, den sie mitgebracht hatte, zur Ansicht. Der aber hatte ihn kaum erblickt, als er wie von einer Feder geschnellt, emporsprang.

„Hormayr!" rief er und brachte die geschriebene Zeile noch einmal ganz nahe vor die Augen. „Hormayr! Also doch er! Das sind seine runden stehenden Buchstaben! Und ich habe mich heute nicht getäuscht. Du sagst, er sei erst seit einigen Tagen hier?" fragte er seine erstaunte Frau, fuhr aber, ohne ihre Antwort abzuwarten, hastig fort. „So sind wir also unter einem Dache und wir sollen es nicht wissen. Alle ihre Vorsicht war umsonst, er weiß es, sonst hätte er nicht Dir — gerade Dir die Botschaft anvertraut. Der Oberaufseher muß ihm ahnungslos Deinen Namen genannt haben — oder wie es sonst kam. Du sagst, der Oberaufseher der Zivilabteilung? Ja, ja, es ist ganz richtig. Mit diesem promenierte er heute Morgens unten am Fuße des Walles, indes ich oben auf demselben frische Luft schöpfen durfte. Pestalozzi, der mit mir war, drängte aber sogleich auf meine Rückkehr und als ich mich nicht zufrieden gab, führte er mich doch augenblicklich nach der Nordseite, so daß ich aus der Entfernung und in dem rasch vorbeifliegenden Momente den Freund nicht erkennen konnte, dessen Gestalt mir eigentümlich be-

kannt aufgefallen war. Aber ich will ihre Vorsicht zu Schanden machen und ihnen geradeheraus sagen, daß ich Hormayr erkannt habe. Wozu auch diese lächerlichen Maßregeln? Was kann es überhaupt schaden, wenn ich sein Hiersein kenne? Fürchtet man ein Komplott durch die Mauern unserer Kerker hindurch, um das Kastell und den Staat in die Luft zu sprengen? Weßhalb schickt man ihn dann jetzt nach einem halben Jahre hieher? Oder ist dabei gar keine Privatabsicht und es sind nur gewöhnliche superkluge Polizeimaßregeln? — Ah bah! Da komme ich im Kreislauf wieder auf die alte Frage zurück, weshalb sperrt man uns überhaupt ein?"

Er durchschritt mehreremale heftig die Zelle, bis sich sein Unmut einigermaßen gelegt hatte, dann blieb er vor Marie stehen.

„Also ein Brieflein hast Du von ihm an unsern Erzherzog?" fragte er sich plötzlich erinnernd und fügte sogleich hinzu. „Freilich, freilich, das mußt Du noch heute zur Post geben. Aber man könnte seine Schrift erkennen, — das ist nichts. Mache Du selbst eine frische Enveloppe darüber — aber recht groß und aus starkem Papier, hörst Du, und siegle mit fremdem Petschafte, vielleicht kannst Du eins von Aberer nehmen. Dann schreibe eigenhändig die Adresse darauf — man wird es für einen Bettelbrief niedriger oder höherer Kategorie halten, das ist das Rechte, der Bettelbrief kommt unbeschnuppert durch. Heute Mittag geh' nach Hause, Du bist heute bei Aberer zum Speisen eingeladen und bleibe den Abend

bei ihnen. Es wird nicht auffallen, da es ja schon einigemale so war."

„Und für Dich darf ich nicht schreiben?"

„Tu' wie Du glaubst, Herz; — siehst Du, Deine Moralpredigt hat mich schon umgänglicher gemacht. Ich fühle mich überhaupt auch viel wohler, seitdem ich weiß, daß Hormayr hier ist. Woher mag das wohl kommen? Es ist als ob der Mensch so schlimm wäre, durch die Schadenfreude beim Anblick seines Leidensgenossen über das eigene harte Schicksal getröstet zu werden, was die sophistischen Tugendsalbaderer in den weihevollen Satz kleiden: „Man leidet leichter in Gemeinschaft!" Und das soll edel klingen! — Bei mir ist's aber, auf Treu und Glauben, ganz genau bedacht, nur ein Gefühl, als wär' ich jetzt stärker — als wäre doppelt Recht: — mehr Recht. Darum will ich mir den Tag merken, der mir zwei so bedeutende Nachrichten gebracht."

„Und eine Lehre von Deiner Frau," setzte Marie scherzend hinzu.

„Richtig: ein Mahnspruch — die Anwesenheit des Freundes — und der Völkersieg bei Leipzig."

VIII.

Von diesem Zeitpunkte an ließ die Strenge in Doktor Schneiders Haft immer mehr nach. Man erlaubte ihm die Zeitungen zu lesen, so daß er dem Laufe der Ereignisse folgen konnte, ja was noch mehr war, es wurde ihm gestattet, seine Spaziergänge, natürlich unter Begleitung, über den Festungsgraben hinaus, weit in die schneebedeckten Felder hin, auszudehnen. Sein Verhältnis zu Graf Pestalozzi, der als Platzoffizier die Aufgabe hatte, den Gefangenen in's Freie zu geleiten und dessen Benehmen ein herzliches und zuvorkommendes gewesen, gestaltete sich freundlicher, so wie in natürlicher Rückwirkung auch sein ganzes Wesen sich allmälig abmilderte. Die innere Unruhe hatte sich zwar nicht vermindert, denn mehr als je hoffte er auf seine baldige Befreiung, in welcher Hoffnung er durch Versprechungen von mehreren Seiten und durch das unwiderstehliche Vordringen der Alliierten befestigt wurde, — aber die Äußerungen seiner Ungeduld traten jetzt seltener ein und trugen nicht mehr den Charakter der tiefen Erbitterung, die seine Seele früher vergiftet hatte.

Die verbündeten Monarchen boten von Frankfurt aus Napoleon noch einmal den Frieden an, wenn er sich mit der Rheingrenze begnügen und seine weitern Ansprüche aufgeben wolle. Napoleon konnte sich jedoch nicht darein finden, sich die Bedingungen diktieren zu lassen, er rüstete mit dem Aufgebote der letzten Kräfte. Ringsum eingeschlossen, meinte er noch immer die Schranken mit dem Blitze seines Auges zertrümmern zu können. Wie seine früheren Kriege der Eroberung galten, war dies ein Feldzug der Verzweiflung.

In der Neujahrsnacht setzte Blücher mit der schlesischen Armee zwischen Mannheim und Koblenz über den Rhein. Der alte Strom war wieder deutsch.

Fast gleichzeitig mit der Kunde dieses mächtigen Neujahrsgrußes erhielt Schneider ein Freundschaftszeichen von dem nun wieder in Nassau weilenden Minister von Gagern, den Marie ebenfalls um seine Verwendung gebeten hatte. Er schrieb von Dillenburg den 4. Jänner 1814.

Hochwolgeborne Frau!

„Der Brief vom 18. d. v. M. und J. ist mir „erst vorgestern zugekommen. Nur von einer Seite „war er mir unangenehm, weil ich die fortdauernde „Arrestation Ihres Herrn Gemahls daraus ent„nahm."

„Vorläufig bemerke ich, daß ich selbst der Sache „wegen aus den österreichischen Staaten verbannt „war und davon erst vor ganz Kurzem von dem „Kaiser persönlich losgesprochen worden bin."

„Nur eine Reue habe ich darüber nicht em-
„pfinden können. Ich setze noch immer eine Ehre
„darein und in Deutschland ist eine große Partei,
„die es vorgezogen hätte, damals gleich loszu-
„schlagen. Denn wäre die Schlacht bei Lützen
„weniger zweideutig gewesen, so wären wir alle
„übel daran."

„Dem sei wie ihm wolle, so habe ich gleich
„damals eine gemeinschaftliche Verantwortung dem
„Kaiser durch den Erzherzog überreicht und mich
„bestrebt, die Sache in ihrem bessern und rechten
„Licht vorzustellen."

„Es ist möglich, daß man nicht von allen Seiten
„vorsichtig war. Was den Verdacht erregt hat,
„daß man nicht für Österreich, sondern im Schwei-
„zerischen Sinn habe handeln wollen, konnte ich
„nie ergründen, Allein das weiß ich mit Zuver-
„sicht, daß ich selbst, nach Beendigung der Dinge
„1809, an der großen Anhänglichkeit der Tiroler
„an Österreich Zweifel hatte und Ihren Gemahl
„befrug. Seine Antwort war: Österreich und
„nichts wie Österreich. Dieses Zeugnis habe
„ich demselben auf das nachdrücklichste bei dem
„Baron Hager, bei dem Graf Metternich, ja bei
„dem Kaiser selbst gegeben."

„Nie habe ich noch aufgehört, selbst in Eng-
„land nicht, an der Befreiung, Begnadigung und
„selbst an der Belohnung der mit mir verbundenen
„Männer zu arbeiten; und nie werde ich dessen
„vergessen sein."

„Sie haben sehr recht, daß Persönlichkeiten und „Leidenschaften dazwischen getreten sind. Es ist „auch meine Meinung und es ist eine Klasse von „Menschen, die bei großen politischen Konjunkturen „— die Wärme in der Brust weder selbst fühlen, „noch verzeihen, noch begreifen."

„Ich habe indessen fast Ursache zu glauben, „daß der Herr Gemahl nun gänzlich auf freiem „Fuße sei. Lassen Sie mich es wissen. Ich habe „ein großes Verlangen — auf allgemein erlaubte „Weise — und selbst Tirol und Vorarlberg ver„gessend — mit ihm in Verbindung und Brief„wechsel zu bleiben."

„Überzeugen Sie sich, daß ich auch an den „Schicksalen einer so guten liebenswürdigen Frau „warmen Anteil nehme; und sehr gern in den „Briefen Ihres rehabilitierten Herrn Gemahls wie„der einige Zeilen von Ihrer Hand finden werde. „Erwähnen Sie darin den Herrn von Hormayr „und was man von seinem Befinden weiß."

„Ich verbleibe mit ausgezeichneter Hochachtung"
„Euer Hochwohlgeboren gehorsamster Diener"

„H. Gagern."

„Also nur eine erlaubte Korrespondenz kann er mit mir führen," rief Schneider, nachdem er den ganzen Brief gelesen, mit scharfer Betonung aus, „das heißt vor der Hand gar keine. Briefe von einem Gefangenen zu erhalten, wäre doch zu kompromittierend!"

Erst das Zureden seiner Frau erinnerte ihn wieder daran, daß ihn der Minister ja nicht mehr für gefangen halte.

„Ja, das ist wahr, ich vergesse, daß er mich Deinen „rehabilierten Gemahl“ nennt,“ versetzte er sich selber korrigierend. „Aber das ist vielleicht das schlimmste Gift des Verrates, daß er Mißtrauen in die Herzen säet, die ohnedem schon an seinen Folgen schwer zu leiden haben. Wir begeifern dann mit unserm Mißtrauen selbst das Edelste und tun damit andern großes Unrecht, uns selber aber nur Schaden am Charakter. Deshalb ist der Verrat das elendste aller Verbrechen, weil er die Korruption wie eine Pestbeule weiter verbreitet.“

„Aber sage doch, Anton, dieser Brief muß Dir doch wohltun? Du siehst ja, wie sehr Dich Deine Freunde achten.“

„Ich will es auch nicht läugnen,“ versetzte er, indem er einige Stellen zum zweitenmale überlas, „dieser Freundschaftsbeweis wirkt jetzt, wo ich ruhiger durchlese, wohltuend auf mich. Aber wie kommt's, daß er mich frei glaubt? Der Kaiser muß ihm eine Zusage gemacht haben, sonst könnte er nicht mit so viel Zuversicht davon sprechen. Andrerseits ist mir aber unbegreiflich, daß er in solchem Falle nicht einmal von Hormayrs Anwesenheit hier auf dem Spielberge weiß. Ich wollte es wäre mir vergönnt, mich mit Hormayr zu verständigen.“

Dieser Wunsch sollte schon in den nächsten Tagen dem Gefangenen erfüllt werden. Längst schon hatte

man die beiden Schicksalsgenossen nicht mehr so strenge von einander fern gehalten. Man hinderte ihren persönlichen Verkehr nur dadurch, daß man den einen seinen Spaziergang auf dem Walle oben machen ließ, indes der andere unten promenierte, auch war ihnen untersagt, Erkennungszeichen mit einander zu wechseln, was sie ohne Widerstand unterließen, da ihnen nichtssagende Zeichen nicht genügen konnten.

Die Korrespondenz zwischen beiden hatte sich auf ein einziges Brieflein beschränkt, das jeder von ihnen geschrieben. Hormayr benützte begreiflicherweise die äußerst seltene Gelegenheit mit dem Brillenfutterale, um nach auswärts zu korrespondieren. Der Oberaufseher war zwar schon durch die erste Unterstützung, zu der er sich herbeiließ, gebunden und konnte nicht mehr zurück, aber er war viel zu ängstlich, um sich oft bereitwillig finden zu lassen. Hormayr mußte jedesmal seine ganze Überredungsgabe anwenden, um ihn zum Nachgeben zu bewegen, die Gewinnsucht allein war ein nicht hinreichendes Motiv für den zaghaften Mann.

Seit einiger Zeit aber hatte Hormayr ebenfalls Erlaubnis zu längeren Spaziergängen erhalten. Wie Schneider mit dem Platzoffizier, so strich Hormayr mit dem Oberaufseher durch die Felder und obwohl die Direktionen für beide so ziemlich auseinander gingen, so fügte es sich doch endlich durch den guten Willen der dabei Beteiligten, daß sich die beiden Gefangenen eines Tages von der Festung weit entfernt trafen.

Als sie schieden, hatten sie sich stumm die Hände gereicht, so war auch der erste Gruß des Wiedersehens.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Schneider," war das erste Wort, das Hormayr nach längerer Pause wehmütig sprach, und als ihm Schneider erwiderte:

„Ich bin seitdem alt geworden, Exzellenz," da wehrte er mit bitterer Ironie.

„Verspotten Sie den armen Gefangenen nicht mit diesem Titel," rief er lebhaft. „Es wär zu närrisch — zwei Arrestanten, die sich über ihre Ketten hinüber Komplimente machen."

„Ich hoffe, daß die Kette bald zerbricht," äußerte Schneider und Pestalozzi stimmte bei.

„Auch ich bin derselben Meinung," sagte er. „Ein österreichisches, ein preußisches Heer sind über die Grenzen Frankreichs, ein zweites preußisches in Holland eingerückt, Österreich bedroht außerdem noch Italien und die Engländer haben die Pyrenäen überschritten."

„Un der verwegene Korse, Europas Vampyr, wird gedemütigt und sein Thron umgestürzt werden," ergänzte Hormayr leidenschaftlich, vom unbegrenzten Hasse, der ihn gegen Napoleon erfüllte, hingerissen.

„Ja wohl und da meine ich, dürfte auch Ihre Stunde der Erlösung schlagen."

„Glauben Sie, Herr Graf?" fragte Hormayr mit einem scharfen Anflug von Zweifel, „glauben auch Sie, Schneider?"

„Ich hoffe wenigstens. Vielleicht ist der Befehl, uns auf freien Fuß zu setzen, schon unterwegs.“

Hormayr zuckte ungläubig die Achseln.

„Wie steht's mit Tirol? — mit Vorarlberg?“ erwiderte er, „ist irgend ein Schritt geschehen, um es zu Österreich zurückzuführen? Doch ja — Roschmann, der freigelassene Roschmann ging dahin,“ nach einem scharfen Auflachen fuhr er fort. „Der Aufruf des Erzherzogs, der damals mit uns beiden in unrechte Hände fiel, wurde zwar nach Tirol gesandt, aber welche Wirkung konnte er haben, da der Erzherzog, welcher darin verspricht, alsbald inmitten seiner braven Tiroler zu sein und an ihrer Spitze zu kämpfen, meines Wissens auch heute Tirol noch nicht betreten hat! Die Rücksichten, die den Erzherzog mit unwiderstehlicher Kraft zurückhalten, halten auch die Türen unserer Zellen geschlossen. Der König von Baiern ist jetzt Österreichs treuer Bundesgenosse und da erfordert die allergewöhnlichste Etiquette, daß man dem Nachbar kleine Gefälligkeiten erweist, — eine Hand wäscht die andere. Wir beide würden dem Könige von Baiern ein Dorn im Auge sein, bewaffneten und führten wir ja doch unser Volk gegen seine Regierung, — versuchten wir ja doch erneuert und in einer verbesserten Auflage die Befreiung. Die neue Auflage erlag der Zensur. Buch und Verfasser mußten unterdrückt werden.“

„Wenn man aber ihre Unschuld gesehen, wird man sie auch wieder freigeben,“ rief Schneider.

„Freund,“ versetzte Hormayr mit forziertem Übergang, „verlegen Sie sich statt auf die Hoffnung lieber auch auf eine neue Arbeit, das kürzt trefflich die Zeit. Ich halte es so und würde vielleicht verhältnismäßig zufrieden sein, wenn meine Augen nicht so sehr schmerzten und mich am anhaltenden Schreiben hindern würden. Ich leide wirklich sehr.“

Schneider, der des Freiherrn Wunsch erkannte, ging ohne weiters von der frühern Diskussion ab, sprach seine Teilnahme über das Augenleiden aus und fragte der Form wegen um den Gegenstand, den sich Hormayr zur Aufgabe gestellt hatte.

„Ich arbeite an einer Geographie Steiermarks vom neunten bis in's zwölfte Jahrhundert, von Karl dem Großen bis zur Ächtung Heinrichs des Löwen,“ erzählte Hormayr eifrig. „Schon vor zwei Jahren stellte Erzherzog Johann am Geburtstag des Monarchen diese Preisfrage. Da ich aber als Referent der Geschichtssektion des Johanneums vom Erzherzoge zum Preisrichter bestimmt war, so durfte ich natürlich nicht mit konkurrieren. Es ist nun freilich ein anderes. Die Wenigen, die sich gemeldet hatten, kannten die Lokalität nicht — Quellen sind leider nur sehr wenige vorhanden, so ist die Bewerbung denn unterblieben und mir bleibt doch die innige Freude, selbst in der Gefangenschaft noch einen Wunsch unseres geliebten Erzherzogs erfüllen zu können. Außerdem gibt's noch allerlei kleine historische Arbeiten, sie kennen ja mein Steckenpferd. — Aber die Augen, die Augen, und dann sind alle Schätze des

geheimen Archivs, die ich wie ein Märchendrache vermehrt und bewahrt habe, für mich jetzt unnahbar. Das ist mein größter Schmerz, daß ich durch meine jetzige Lage an der Verfolgung großer und gemeinnütziger literarischer Pläne verhindert bin."

Schneider mußte den Freiherrn unwillkürlich erstaunt anblicken, er konnte sich dessen letzte Äußerung mit dem früher Gesprochenen nicht recht zusammenreimen, ebenso schwer fiel ihm, seine eigene Stimmung so rasch zu wechseln. Er fand kaum ein passendes Wort zur Erwiderung und nur die Ansicht, daß Hormayr wohl absichtlich den innersten Gedankengang verbarg, weil er den beiden Zeugen der Unterredung doch nicht ganz zu trauen schien, konnte ihn mit dem oberflächlichen Geplauder, das ihm für eine so kurze und so ernste Zusammenkunft beinahe verächtlich erschien, zum Teil versöhnen.

„Sie sind um Ihre Beschäftigung zu beneiden," sagte er endlich, um doch etwas zu sagen. „Sie mögen dadurch stundenlang auf den Kerker vergessen und sich in Ihrem Arbeitskabinette wähnen."

„Ja, es läßt sich alles auf der Welt ertragen," erwiderte der Freiherr mit einem verständnissuchenden scharfen Blick in Schneiders Augen, „nur müssen wir unser störrisches Gemüt beruhigen. Ein schwaches Auge wird von Gläsern suppliert, die geschliffen sind, ein schwaches Herz von ähnlichen Gedanken, — eine zerbrochene Brille schickt man zum Reparieren — das geht mit dem Kopfe nicht, darum heißt's ihn zusam-

menhalten. Man kann ihn doch vielleicht noch einmal brauchen."

Auf die letzten Worte hatte Hormayr keinen besonderen Ton gelegt, — er sprach sie leichthin, wie einen Scherz, aber in seinen Augen lag ein furchtbarer Ernst und eine feste Entschlossenheit. Er hatte sich jedoch so gewendet, daß Pestalozzi den Blick nicht sehen konnte. Der Oberaufseher war unfähig ihn zu bemerken, denn bei Erwähnung der Brillenreparatur war er vor Schreck ganz bleich geworden, er meinte schon verraten zu sein und sah, um seine Verlegenheit zu maskieren, eifrigst nach einem Busche in der Ferne.

Jetzt war kein Zweifel mehr für Schneider möglich — er kannte jetzt die „großen gemeinnützigen Pläne," die Hormayr hegte und an denen er durch seine „jetzige Lage" verhindert ward.

„Wer weiß, ob wir ihn noch nötig haben?" versetzte er kopfschüttelnd und schlug in Hormayrs dargereichte Hand, „wenigstens bei mir ist's fraglich," fügte er scherzend hinzu, „ein Appellationsrat, dem man sein Handwerk gelegt hat, der kann ungestört kopflos sein, da ja so viele behaupten, auch zum Handwerke schade es nichts."

Sie trennten sich lächelnd und jeder schritt mit seinem Begleiter nach der entgegengesetzten Seite davon. So war die langersehnte Begegnung erfolgt, ohne daß irgend etwas Folgenreiches stattgefunden hätte, wie Schneider zum Voraus überzeugt gewesen.

So täuscht sich der Mensch oft genug, wenn er einen Moment mit großer Spannung erwartet. Der Moment selbst geht dann meist kalt und gleichgültig vorüber, die vorhergegangene Emotion überbietet er gewiß nie.

Von da an kamen beide von Zeit zu Zeit in ähnlicher Art zusammen. Außerdem aber ward auch ihrer schriftlichen Verbindung keine so strenge Schranke mehr gesetzt. Schneider sah auch seine politische Präexistenz wieder anerkannt.

Ende Februar übergab ihm Pestalozzi eine Zuschrift des Generalkommandos an das Platzkommando „ob dem Spielberg."

„Das hohe Hofgerichtsrats-Präsidium eröffnet „mittelst Reskript vom 21. d. M. folgendes:"

„Die geheime Hof- und Staatskanzlei hatte der „k. k. Hofkammer mittelst einer Note, in der es „sich um die Rechnung des k. k. Gesandten in der „Schweiz, Herrn von Schrautt, über die Verwen„dung der für die Vorarlberger Insurgenten im „Jahre 1809 bestimmt gewesenen Gelder handelte, „die in Abschrift mitfolgenden Berichts-Auszüge „des bemeldeten Gesandten mit der Erinnerung „übergeben, daß dieser von ihr beauftragt wurde, „über die Differenz des Betrages der Wechsel, mit „welchen die Unterstützungsgelder übermacht wur„den, den Handelsmann Delisle einzuvernehmen."

„Da aber aus eben diesen Auszügen hervor„geht, daß auch der Staatsgefangene Schuster „von dieser Differenz Kenntnis haben dürfte, so

„erhält das Platzkommando zu Folge Eingangs „erwähnten Reskripts den Auftrag, von dem ge„dachten Staatsgefangenen die diesfällige Aufklä„rung, in so weit er sie zu geben vermag, abzu„verlangen und mir solche zum weitern Gebrauch „mit Rückschluß der hier akludierten zwei Beilagen „zu übermachen."

„Brünn, den 27. Februar 1814.

„In Abwesenheit des Kommandierenden"

„Mecsery m. p."

„Feldmarschallleutnant."

„So! Das soll der Schuster wissen? Merkwürdig!" rief der Gefangene mit ironischem Scherze „und es weiß nicht einmal der Schneider was davon, der doch noch eher darüber Auskunft geben müßte können!"

Die Beilagen bestanden in drei Auszügen aus Berichtsschreiben des Gesandten, aus denen zu ersehen war, daß Delisle von der Regierung über 77000 fl. in Wechseln zugestellt worden waren. Herr von Anreiter gab die Summe, die er dem Kaufmanne in Prag verabfolgte, auf 75000 an und das Schreiben Hormayrs an Schrautt im Jahre 1809 die überbrachte Summe auf 73000; den Anstoß zur genauern Eruierung hatte die geheime Hofkanzlei wohl aus der überraschenden Rechnung erhalten, nach welcher in den Fonds — nach Abzug der an Doktor Schneider gemachten und einiger anderer Zahlungen, Courtasche- und Provisionsgebühren — nur 31.000 fl. übrig blieben.

„Ja, das ist freilich erstaunlich!“ meinte Schneider kopfschüttelnd, „da bleibt freilich nicht viel über, um dem Lande Schadenersätze zu leisten. Aber sonderbare Ansichten müssen die Leute oben doch haben, daß sie von mir Aufklärung erwarten — von mir, dessen Forderungen ja ebenfalls noch unbezahlt sind. Aus diesen Auszügen soll hervorgehen, daß auch ich von dieser Differenz Kenntnis haben dürfte? Na, wenn das nicht eine Impertinenz ist, so will ich aus dem verdammten Neste auch nicht mehr loskommen!“ er erhitzte sich immer mehr, je weiter er sprach und nachdachte. „Als hätte ich mit dem biedern Schweizer unter einer Decke gesteckt! Ist das auch edel, einen Wehrlosen, einen Gefangenen zu schlagen und seine Ehre anzugreifen, weil wir wissen, daß wir so hoch über ihm stehen, daß er uns nicht erreichen kann. — Habe ich denn damals Zeit gehabt zu rechnen und zu zählen, als wäre ich ein wohlgefütterter Bankier in seinem Komptoir? Es handelte sich damals um andere wichtigere Dinge, als den Herrn Hofbuchhalter oder Kontrollor jemals aus seinen Spekulationen und seiner Zifferjagd gestört haben.“

„Sie können sich ja darüber äußern,“ redete ihm der Platzoffizier zu, „übrigens steht es Ihnen frei, sich mit Hilbert zu verständigen; — ist es Ihnen recht, so will ich jetzt selbst noch rasch zu ihm. Vielleicht weiß er mehr als Sie.“

„Es ist wohl möglich — ich habe jedoch nie mit ihm darüber gesprochen.“

Pestalozzi ging, nachdem er Marie gegrüßt, die während der ganzen Zeit schweigend gestrickt hatte. Schneider setzte sich indes nach kurzem Sinnen an den Tisch.

„Es ist am besten," sagte er, „wenn ich die Äußerung entwerfe und sie Hormayr zur Einsicht zuschicke. Weiß er etwas, so kann er's ja hinzufügen. Aber Umstände will ich dem Volke, das überall eine Beeinträchtigung des Ärars wittert und meint, ein jeder Mensch wolle sich auf Staatskosten mästen, nicht viele machen. Sie sollen ihre Spürnasen nur reiben" und sich selbst jeden Satz laut diktierend, schrieb er:

„Peter Delisle, Handelsmann von St. Gallen,
„den der Unterzeichnete im Jahre 1809 auf aus-
„drückliches Verlangen des kaiserlichen Intendanten
„in Tirol, Freiherrn von Hormayr, unter dem ge-
„borgten Namen: Paul Vinzenz, in's allerhöchste
„Hoflager Sr. Majestät des Kaisers abschickte, um
„alldort Unterstützung an Geld für die Landesde-
„fension von Tirol und Vorarlberg nachzusuchen,
„kam gegen Ende Juli, zur Zeit, wo der Znai-
„mer Waffenstillstand zwar noch nicht offiziell, doch
„durch indirekte Wege in diesen beiden verlassenen
„Ländern"

„Ja verlassen, mögen sie's nur hören," unterbrach er sich und fuhr dann wieder fort:

„schon bekannt war, in Bregenz an, und erklärte
„dem Unterzeichneten,"

„Nein," rief er, indem er den letzten Satz durchstrich, „nicht so!"

„in Bregenz mit der Nachricht an, daß er von Sr. „Majestät dem Kaiser eine Summe Geld von „73.000 in Wechseln erhalten habe. Da der Unter„zeichnete damals noch nicht autorisiert war, über „diese Gelder zu disponieren, so schickte er ge„dachten Paul Vinzenz unter Begleitung seines „Adjutanten Hauptmann Sander zum kaiserlichen „Intendanten Baron Hormayr nach Tirol, von wo „aus Paul Vinzenz nach einigen Tagen wieder in „Bregenz eintraf, mit dem schriftlichen Auftrag, „diese Gelder nach Abzug der schon früher mit „dem Intendanten verrechneten 21.287 fl. — in „Sicherheit zu bringen!“

„Freilich waren auch die vierundzwanzig Tausend noch zu wenig, die ich nahm,“ sprach Schneider vor sich hin, „hätte ich damals voraussehen können, wie's später gekommen ist, ich hätte die armen Teufel nicht vertröstet und selber Schuldbriefe ausgestellt. Doch weiter, wenden wir um, die Seite ist trocken.“

„Es war gerade in den letzten stürmischen „Tagen, wo Vorarlberg kapitulieren sollte, daher „fand es der Unterzeichnete notwendig, erwähnten „Paul Vinzenz mit dem nämlichen Adjutanten „Sander geradeswegs an den kaiserlichen Ge„sandten nach Bern zu schicken, um die in Handen „des Paul Vinzenz befindlichen Wechsel dort selbst „zu übergeben. Ob nun,“ fuhr er mit erhobener „Stimme und prägnantem Tone fort, „dieser Paul „Vinzenz von Sr. Majestät den Kaiser 77, 75 oder „73.000 fl. erhalten, ist dem Unterzeichneten nicht

„bekannt, doch sollte dieser Umstand aus der Em-
„pfangsquittung leicht zu erheben sein."

„Sie sollen dort ihre Nüstern hineinstecken, was geht es mich an."

„Dieses ist alles, was der Unterzeichnete seines
„Orts über den hohen Auftrag des k. k. Hofkriegs-
„rats-Präsidium aufzuklären vermag."

„Gratuliere zu dem Lichte," spottete Schneider, dann setzte er das Datum darunter und die Unterschrift:

„Spielberg, den 3. März 1814."

„Schuster."

„Sonderbar!" sprach er weiter, „also der Herr Schuster hat das alles angeordnet und durchgemacht? Ist das nicht der erbärmlichste aller Witze, der bei diesem Namenswechsel maßgebend war. Damit das Geheimnis besser gewahrt werde, taufen sie den armen Gefangenen um, das ist eine Maßregel, die ernst genug ist, aber aus dem „Schneider" einen „Schuster" zu machen, das ist das Grinsen des boshaftesten aller Teufel. Hormayr heißt Hilbert — eigentümlich — gerade wie unser Hausherr in Bregenz hieß."

„Das dürfte wohl bei dieser Taufe gar nicht beachtet worden sein," äußerte Marie ihre Meinung.

„Ich mein' es auch," versetzte Schneider, „es sind das nur so Bemerkungen, die sich unwillkürlich aufdrängen. Wortspiele, die ohne den Geist darin erzeugt waren, den wir herausfinden. Ich will es zum Vorteile des Betreffenden glauben, daß nicht sein ge-

meiner Geschmack an solcher Plattheit schuld war, sondern nur die Beschränktheit seines breitspurigen Amtsverstandes."

Er sorgte nun dafür, daß sein Konzept an Hormayr gelangte; der Wärter, der es besorgt hatte, kehrte bald wieder mit demselben zurück, außerdem befand sich in dem Kuvert aber noch ein kleines Briefchen, das Hormayr unmittelbar nach Pestalozzi's Besuch geschrieben hatte und worin er auf die allgemein gehaltene Mitteilung die Ansicht aussprach, keine Vermutung zu äußern, obwohl er seinerseits überzeugt wäre, daß das Ärar wohl zu kurz gekommen sei. Es gäbe allerlei Unrat in der Welt, schrieb er, der am besten ganz unberührt bleibe, um so mehr, da sie ja beide mit der ganzen Sache nichts zu tun hätten. Übrigens, schloß das Schreiben, könne Schneider ja flüchtig andeuten, wo der Schlüssel zu dem Rätsel zu suchen sei, er selbst wolle auch hier keinen Namen nennen und ersuche Schneider, das Billet überhaupt zu verbrennen.

Das Briefchen war schon fertig, als Hormayr Einsicht in das Konzept und in die Beilagen nehmen konnte. Er begnügte sich blos, noch ein paar Worte unter ersteres zu setzen, das er noch für allzu ausführlich hielt und sandte alles an Schneider zurück.

„Ich bleibe bei meiner, in dem heute unter „einem mitfolgenden Billet geäußerten Meinung, „gar nichts zu sagen, Auch hätte wegzu„bleiben, was ich von mutmaßlicher Gefähr„dung des Ärarii hinwarf. — Übrigens ging da-

„mals Delisle nur zum Baron Schneeburg nach
„Innsbruck — und ich sah ihn persönlich gar nicht,
„konnte auch mit ihm weder etwas verrechnen,
„noch ihn an jemand Andern als an Schrautt ver-
„weisen."

„Freund Hilbert hat doch viel Talent zu einer Sphinx," rief Schneider, nachdem er sowohl das Billet, als auch diese unter seinen Aufsatz geschriebenen Worte gelesen hatte, „ringsum ein Wall von Vorsichtsklauseln, und dennoch war er in Wien nicht so mißtrauisch. Aber zurückhaltend zeigte er sich schon Anno neun. Hat er nicht den Andreas Hofer am Gängelbande vor sich her geschoben, bis er zuletzt in die Gräben von Mantua fiel? Und mußte er nicht um Waffenstillstand und Frieden, als er die Tiroler noch immer zum Kampfe anfeuerte? Freilich waren auch seine Befehle darnach."

Schneider erging sich in Erinnerungen aus jener Zeit, was er schon seit Langem nicht mehr getan; er gedachte auch seiner Mutter und seiner Schwestern.

„Wie's ihnen wohl gehen mag? Sie schreiben gar nicht mehr," sagte er und es überkam ihn ein weiches Gefühl der Sehnsucht, „mir ist so wehmütig, als müßt' ich die Arme wie Flügel ausbreiten und heimziehen. Es frißt mir ein böses Ding am Herzen und ich fühl's, es wird nicht besser, bis ich wieder auf dem Gebhardsberge stehe und über den weiten schönen See hinblicken kann, gerade in die volle Sonnenscheibe hinein, damit ich sehen kann, ob sie rein in den See taucht oder in eine schwarze Wand

geht. Hier in dem Käfig ist's wohl eins, was morgen für Wetter wird."

„Ach Anton, ich will Dir's sagen, daß es mich auch schon lange heimzieht, ich sehne mich recht sehr und ich habe mich nur nicht getraut, sonst hätte ich Dir schon gestanden, daß ich auch unsere Kinder wieder einmal sehen möchte. Siehst Du, es ist nun bald ein Jahr, daß ich von ihnen fort bin, und wie groß und lieb ist wohl einstweilen Thereschen schon geworden und Antoinette kann gewiß auch schon sprechen. Wenn Du nicht bös wärst, Anton, möcht' ich auf ein paar Tage nach Wien."

„Warum sollt' ich böse sein?" sprach Schneider, indem er Marie gerührt in die Arme nahm. „Ist's nicht das größte Opfer, welches Du als Mutter mir bringen konntest, daß Du die Kinder verließest, um meine Einsamkeit zu teilen und zu versüßen? Und wenn Du gingest, um nicht mehr wiederzukehren, könnte ich Dir keinen Vorwurf daraus machen, hast Du ja doch nun bald ein Jahr treulich bei mir ausgehalten."

„Ich will nicht fortbleiben, Anton," versetzte Marie mit weichem Tone, „wenn ich nur die Kleinen gesehen und geküßt habe, so fühle ich mich wieder stark auf lange hinaus. Aber hoffentlich soll es nicht lange mehr währen, daß ich überhaupt Kraft bedarf. Sieh, ich will die Gelegenheit, wenn ich in Wien bin, gleich benützen und zum Baron Hager gehen, — vielleicht finde ich gar den Erzherzog — wenn sie Deine Haft doch nur wenigstens in Hausarrest um-

wandeln, daß Du wieder nach Wien könntest. Warum sollen Sie's auch nicht gewähren? Haben Dich ja Deine Feinde, die Baiern, sogar nach Hause entlassen."

„Ja, meine Feinde, die Baiern," sprach er bitter, „die haben mich auch vor einen Richter gestellt. Übrigens hätte der Erzherzog oder Baron Hager den Wunsch wohl längst gewährt, wenn es in ihrer Macht gelegen wäre."

„So find' ich vielleicht andere gute Menschen, welche die Macht besitzen."

„Gute Menschen? Kind, deren gibt's wenige.

„Nicht doch, Anton," versetzte die junge Frau zuversichtlich, „ich habe doch noch stets gute Menschen gefunden. Sieh zurück, immer wenn ich in Not war. Der alte Pfarrer, der Theresen und mir über den Rhein half, als Du uns fortschicktest. Die Custer, der Doktor Meier, der Oberstleutnant Lalanse, der Graf Reisach, der Hauptmann Zoller, der Hofrat Schoselein, der Baron Hager und dann der Kaiser selber, — ja, ja, auch der war gut und wie freundlich ist nicht der alte Kommandant und Graf Pestalozzi? Das mußt Du doch selber anerkennen. Siehst Du, es gibt viele gute Menschen in der Welt, wenn ich allein schon einer solchen Menge begegnet bin."

„Ich will Dir Deine optimistische Anschauung nicht rauben," entgegnete Schneider, indem er seiner Gattin, wie einem guten Kinde, dem man oberflächlich zustimmt, um es nicht zu kränken, die Augen küßte und das Haar streichelte, „Du hast wohl auch Glück —

und Recht, wenn Du's versuchest. Ein anderer Mensch darf das vielleicht nicht, ohne jedesmal eine bittere Enttäuschung zu erfahren."

„Du laßt mich's also auch diesmal versuchen?"

„Weshalb nicht? Aber ein wenig dürften wir doch noch warten, mir ist als müßte jeden Tag günstige Nachricht kommen. Die Erde wacht auf und die Frühlingsluft kommt so lau und herrlich herein, als wollte sie auch mich erwecken aus dem langen Winterschlaf. Nur ein paar Tage warte noch, gewiß meine Sehnsucht trügt mich nicht — sie ist die Verheißung der Freiheit."

Die Verheißung war aber noch nicht in Erfüllung gegangen und doch zogen darüber Wochen auf Wochen in's Land. Immer wieder wurde Mariens Abreise verschoben, erst gegen Mitte April, als dem Gefangenen die Hoffnung schon allmälig wieder zu schwinden begann, wurde die Trennung endlich bestimmt beschlossen.

Es war ein heiterer Frühlingsmorgen, als Marie zum letzten Male über den langen Korridor schritt, der zu ihres Mannes Gefängnisse führte. Viele von den Zellentüren waren geöffnet und auf der Schwelle standen die gefangenen Offiziere mit freundlich stummen Kopfnicken die junge Frau begrüßend. Sie war nun beinahe seit einem Jahre die gute Fee des Spielbergs. Alle die Bewohner dieser Abteilung verehrten sie nicht nur wegen ihrer Schönheit, sondern auch ihrer Güte wegen.

Fast alle besaßen einen oder mehrere Bauer mit Kanarien- oder anderen kleinen Singvögeln. Den einzigen Gesellschaftern, die ihre Einsamkeit teilen durften.

Schon bald nach ihrer Ankunft hatte Marie mehrere Gefangene gesehen, da sie wie heute am Morgen unter ihrer Türe standen, während die Zellen gekehrt und gesäubert wurden. Die Wache auf dem Korridor verhinderte jeden direkten Verkehr, aber bald hatte einer der Unglücklichen einen Ausweg gefunden. Marie war einigemale gerade vor seiner Türe stehen geblieben, um dem Gezwitscher des kleinen gefiederten Sängers zu lauschen und darauf basierte sich sein Plan.

Eines Tages brachte ihr ein Wärter den kleinen Vogel samt dem Bauer als eine Huldigung des Arrestanten, die sie freundlich entgegennehmen möge. Marie hatte sehr viele Freude an dem Geschenke, als sie aber daheim die Tröge reinigen und neues Futter geben wollte, da fand sie ganz am Boden ein kleines Briefchen mit einer ihr völlig fremden Adresse. Sie gab denselben unverweilt zur Post und nach einiger Zeit lief unter ihrer Adresse ein Geldbrief ein, der unter dem äußern Umschlag einen zweiten mit dem Namen des galanten Gefangenen hatte.

Marie überlegte lange, um ein Mittel zu finden, wie sie Geld und Brief ihrer Bestimmung zuführen könne. Endlich geriet sie darauf, den Käfig scheinbar leer zurückzusenden, als habe sie von Anfang an beabsichtigt, nur den Inwohner desselben zu be-

halten. In ähnlicher Weise wurde sie nun auch für die Übrigen die Vermittlerin ihrer Korrespondenzen. Bald sandte ihr dieser oder jener eine Tüte voll Salat oder Hanfsamen für ihren kleinen Zögling und die Wärter waren beschränkt oder gutmütig genug, diesen Artigkeiten nicht auf den Grund zu gehen. Marie hatte nur immer die Sorge an die Rückwege zu denken oder an das Gewand, womit sie ihre Sendungen umhüllen mußte.

Ihr fiel es schwer auf's Herz, die Armen, für die sie ohne Rücksicht auf ihr Fehl nur Mitleid hatte, nun so ganz ohne Hilfe zurücklassen zu müssen. Die Übertretung der Gesetze, deren sie sich schuldig gemacht, erschien ihr wie ein gebotenes Werk der Barmherzigkeit, das sie nun nicht mehr ausüben sollte. Es dünkte ihrem guten Herzen wie eine Schuld, die Unglücklichen jetzt wieder ihrem harten Schicksale ohne Milderung zu überlassen.

Und sie konnte ihnen nicht einmal sagen, wie sie jetzt an den mit freundlicher Ehrerbietung Grüßenden vorüberschritt, daß sie mit diesem Blicke von ihnen schied. Sie selber dachte wohl nicht daran, daß dies für immer sein sollte. Es waren ihr ja alle im Laufe des Jahres gute Bekannte geworden.

Der Abschied von Anton war bald genommen. Beide zeigten sich stärker als sie es waren, denn obwohl die Trennung nur einige Wochen währen sollte, drückten doch die Umstände schwer auf beide und schwellten ihnen das Herz mit Tränen. Er trug ihr noch auf, Schaller zu grüßen, wenn sie ihn zufällig

in Wien treffen sollte, wohin er sich nach erlangter Freiheit gewendet, er bat sie, von den Kindern ein kleines Porträt mitzubringen, wenn es möglich sei, er erwähnte noch dieser und jener Kleinigkeit, alles nur, um ihr nicht sagen zu müssen, wie eng es ihm um die Brust sei und wie schwer er sie von sich lasse. Endlich war die Stunde verronnen und Marie schritt zum letztenmale durch die feuchten Kasematten und aus dem düstern Tore.

Sie sah noch einmal zurück und mußte selbst erstaunen über das eigentümliche Gefühl der Wehmut, das sie beschlich. Diese starren Wälle, diese unheimlichen Gänge und düstern Mauern, die sie vor einem Jahre mit Schaudern zum erstenmale betrat, sie waren ihr fast lieb geworden und ungerne schied sie von ihnen.

Sie hatte Therese von ihrer Ankunft in Wien zum Voraus in Kenntnis gesetzt. Das Wiedersehen aber sollte erst am folgenden Tage ein wahrhaft fröhliches werden, denn an dem ersten Abende tat Beiden das Herz zu wehe — die Kleinen fragten nach dem Vater.

* * *

Dem Eindringen der verbündeten Heere in Frankreich folgten rasch nach einander die Siege bei Brienne, Champaubert, Montmirail und Chateau Thierry. Trotz der bedeutenden Verluste, die er dabei erlitt, beugte sich Napoleon bei den neuerdings zu Chatillon eröffneten Friedensunterhandlungen dennoch nicht.

Noch immer konnte er den Thron Frankreichs behaupten, aber durch den günstigen Ausgang des Gefechtes bei Monterau, durch den er die Hauptarmee zum Rückzuge nach Troyes zwang, wurde er vom neuen in seinen Hoffnungen und seinem Widerstande bestärkt. Die Alliierten brachen alle weiteren Verhandlungen ab. — Die Treffen bei Craonne, Saon und Arcis sur Aube gingen die Erstürmung des Montmartre nur um wenige Tage voran. Am 31. März zogen die Verbündeten in Paris ein. Am 7. April unterzeichnete Napoleon in Fontainebleau die Entsagungsakte für sich und seine Nachkommen. Kaiser Franz sandte von Dijon, wo er sich in diesem Augenblicke befand, die Nachricht allsogleich nach Wien. Der Kurier überbrachte gleichzeitig die Weisung zur unmittelbaren Freilassung Hilberts und Schusters — oder vielmehr jetzt wieder des Freiherrn von Hormayr und des Appellationsrats Doktor Schneider. — Der Kaiser hatte auf sein Versprechen, das er Herrn von Gagern gegeben, nicht vergessen.

Der Kurier, der die Nachricht nach Brünn brachte, hatte sich mit Marie gekreuzt, für die er einen Brief vom Minister von Hager hatte. Das Schreiben wurde sogleich an Marie nach Wien gesandt und ihr zur selben Stunde übergeben, als sie sich für eine Audienz ankleidete, die sie beim Minister erbitten wollte.

Sie erkannte seine große schwere Handschrift auf der Adresse, die nach Wiener Gewohnheit an die „Appellationsrätin von Schneider" lautete, sogleich und überflog den Brief mit hastigem Auge, in das

ein heißer Strom von Tränen aus dem hochaufschwellenden Herzen emporschoß.

„Wohlgeborne gnädige Frau!"

„Ich danke Ihnen ergebenst für Ihre gütige „Erinnerung zu meinem Namenstage und bin von „Ihren guten Wünschen überzeugt."

„Um so erfreulicher ist mir's, da die meinigen „in Erfüllung gingen und ich Sie heute mit der „Nachricht von der allerhöchstbeschlossenen Befreiung „Ihres Herrn Gemahls beruhigen kann."

„Sie wird von dem Festungskommando in „Vollzug gesetzt, und dem Herrn Appellationsrat „darüber von dem Landespräsidium die weiters „nötige Eröffnung gemacht werden."

„Genehmigen Sie den Ausdruck der Hochach„tung, mit der ich bin

„Ihr gehorsamer Diener"

„Wien, den 16. April 1814." „Hager."

Es waren wenige Worte und doch enthielten sie für die Empfängerin einen unermeßlichen Reichtum. Die zitternde Hand ließ den Brief zu Boden flattern und die junge Mutter hob stürmisch ein Kind nach dem andern empor und an das selige Herz.

„Der Vater kommt, Therese, der Vater, Antonie!" jauchzte sie unter Weinen und Lachen, und bedeckte die Kleinen mit unzähligen Küssen. „Er ist frei, Kinder, frei und wir alle werden bei ihm sein!"

Die beiden Schicksalsgenossen auf dem Spielberg jubelten über ein doppeltes Glück — über ihre eigene und über Europas Freiheit.

Vorläufig war den beiden Männern, die für ihr Vaterland gelitten, die Rückkehr nach Wien noch nicht gestattet, sie blieben in Brünn interniert und von Seite des Gouverneurs wurde ihnen angedeutet, ihre Detention sei eine rein politische Maßregel gewesen, ihrer Ehre und ihrem Dienstverhältnisse völlig unnachteilig. Die Sache sei weder zu einer generalen noch speziellen Untersuchung geeignet und das beste sei, ein tiefes Stillschweigen darüber zu beobachten.

Dieser Wink war so bestimmt gegeben, daß sie um so mehr schwiegen, als eine nachträgliche Untersuchung ihnen die erduldeten Leiden doch nicht mehr abnehmen konnte, eine bürgerliche Restitution aber ohnehin überflüssig war. Man liebte auch zu jener Zeit noch nicht so sehr als heutzutage — den Skandal. Statt also für sich selber Schritte zu tun, begnügte sich Schneider nochmals für seine geschädigten Landsleute aufzutreten, die nun schon seit vier Jahren allen Entbehrungen preisgegeben, die Begleichung ihrer Forderungen vom Staate erwarteten. Seine letzte Tätigkeit vor seiner Arrestation war, eine Bittschrift für sie zu verfassen, und mit einem gleichen Aktenstücke feierte er in würdiger Weise das Fest seiner Befreiung.

Sein Schicksalsgenosse Baron Hormayr war ihm hierin hilfreich, indem er in seiner gewandten Art dem Gesuche präzisierende Wendungen beifügte und Schneider auf einige bestimmende Momente aufmerksam machte.

Die gemeinsame Gefangenschaft hatte überhaupt beide inniger verbunden und Baron Hormayr machte von nun an bei jeder Gelegenheit seinen ganzen Einfluß für Schneider und später für dessen Hinterlassenen geltend.

Erst im Spätherbste wurde beiden die Rückkehr nach Wien gestattet und im darauffolgenden Frühjahre zog Schneider wieder in sein geliebtes Vorarlberg, das inzwischen wieder kaiserlich geworden war. Nur Schneiders Geburtsort, wie das ganze Landgericht Weiler, blieb unter Baierns Herrschaft zurück.

Am 24. Juni 1814 nach dem Abschlusse des ersten Pariser Friedens erging von Innsbruck aus folgender Erlaß:

„Infolge einer zwischen Sr. kaiserlichen und „königlich apostolischen Majestät und Sr. Majestät „dem Könige von Baiern abgeschlossenen Übereinkunft kehrt der bisherige königlich bairische Anteils Tirols mit Ausnahme des Amtes Vils, „und Vorarlberg mit Ausnahme des Amtes Weiler „unter die Herrschaft des Hauses Österreich zurück. „Se. Majestät der Kaiser, mein allergnädigster „Herr, haben mich zur Übernahme dieser Länder „in dem Umfange, wie sie mit der Krone Baierns „vereiniget worden sind, und unter den erstgenannten Ausnahmen zu bevollmächtigen geruhet.“

„Der ehemalige königlich bairische Anteil von „Tirol bildet demnach vom heutigen Tage an, so „wie Vorarlberg vom 26. d. M. wieder einen unzertrennlichen Teil der österreichischen Monarchie,

„mit der es ein halbes Jahrtausend hindurch unter „dem besonderen Schutze der Vorsehung glücklich „verbunden war."

„Indem ich hierdurch kund gebe, daß ich Na„mens Sr. kaiserlichen und königlich apostolischen „Majestät die genannten Länder in Besitz nehme, „zeige ich zugleich an, daß die feierliche Besitzer„greifung und Huldigung der gesamten, nunmehr „wieder vereinigten gefürsteten Grafschaft Tirol „nebst Vorarlberg nach Eingang der betreffenden „Allerhöchsten Patente demnächst erfolgen wird."

Unterzeichnet war die Proklamation:

„Sr. kaiserlichen und königlich apostolischen „Majestät provisorischer Landeschef in Tirol und „des kaiserlich österreichischen Leopold-Ordens Ritter „von Roschmann."

Derselbe Anton von Roschmann, der mit Hormayr und Schneider gleichzeitig arretiert, doch bald wieder zum Vorschein gekommen war, und dem Kaiser Franz — der besten Meinung, ihm wirklich großen Dank schuldig zu sein, seine kaiserliche Huld mit den Worten versichert hatte:

„Niemals vergesse ich, welchen schwierigen und gefährlichen Dienst Sie mir geleistet haben. Wenn alle Welt wider Sie ist, so werde ich für Sie sein!"

So war es gelungen, den Monarchen bis zuletzt zu täuschen. Ein Fürst sieht eben nur durch das Objektiv seiner Umgebung, und diese kann ja selbst getäuscht sein. Baron Hager beteuerte noch auf seinem

Totenbette, in einem Abschiedsbriefe an einen Verwandten und Freund, „daß er in der Angelegenheit Hormayr's und Schneider's selber die Düpe gewesen sei."

Schon am 19. Juni hatte König Maximilian Josef von Baiern die vorarlbergischen Herrschaften ihres Untertaneneides förmlich und feierlich entbunden.

Einer der wackersten Kämpen Vorarlbergs, der biedere Schulmeister und Ortsvorstand, der kühne und scharfblickende Major der Landesverteidigung — Sigmund Nachbauer, sollte den freudigen Tag nicht mehr mit seinem Vaterlande erleben. Er erlag in der Gefangenschaft zu Ingolstadt, ehe die Stunde der Befreiung kam. Selbst der Feind achtete den braven Mann noch im Tode und bestattete seine Leiche mit allen militärischen, bei der Beerdigung eines Stabsoffiziers vorgeschriebenen Ehren.

IX.

Jahre waren vergangen und Vorarlberg, das des tiefsten Friedens genoß, erholte sich wieder allmählig von den schweren Wunden, an denen es hart erkrankt gewesen. Die Gewerbe hoben sich, der alte Fleiß führte einen gewissen Wohlstand zurück. Fabriken entstanden hier und dort im Lande und der sorgsam gepflegte Boden trug weithin sein saftgrünes freundliches Gewand. Frucht und Gras schossen dicht und vielversprechend in die Höhe und in Wiesen und Gärten prangten die Bäume im reichsten Blütenschmuck wie Tausende von zierlichen Bouquets aus den feinsten weißen und blaßroten Rosenknospen, die ihren entzückenden Hauch in jedes Lüftchen überströmen. Der Frühling 1820 versprach ein reiches, ein gesegnetes Jahr.

An einem der letzten Maitage stand eine kleine Gesellschaft auf dem Gipfel des Gebhardsberges und sah stumm in das prächtige und doch so liebliche Bild hinein, das sich im Halbkreise vor ihr ausbreitete.

Die Atmossphäre war so klar und durchsichtig, wie sie nur im Frühjahre ist, wo die Sonne noch nicht jenen leichten Dunsthauch emporsaugt, der alle Konturen verwascht, allen Farben Feuer und Bestimmtheit nimmt und die ganze Natur so müde und träumerisch erscheinen läßt.

Noch ist Leben in allen Dingen, Glut und Sättigung in allen Farben, — es ist die reiche, sprühende — die glückliche Jugend, die nichts nach Stimmung und Ton frägt, die zwanglos und freudig sich gibt, wie sie eben ist und eben darum alle Augen entzückt, alle Herzen gewinnt.

Wohin das Auge schweift, überall wird es von so viel Schönheit gerührt und bezaubert. Gerade aus gegen Westen hin, die Schweizer Berge und der weite blaue See, dessen Wasser in der Ferne mit dem Horizonte verschwimmen. Zur Rechten die Wellen des bairischen Hügellandes, zur Linken das herrliche Rheintal mit dem Rahmen mächtiger Berge, mit den vielen Örtern und Weilern, und gerade unten, wo das Auge schwindelnd hinab blickt, rings um den Fuß des Berges, erst Bregenz mit seiner alten Pfarrkirche und den zerfallenen Mauern und Türmen aus friedlichem Weingelände emporragend, alles von solcher Höhe so zierlich und nett wie ein Miniaturgemälde, dann zahlreiche Häuschen im Grünen, die Obstbäume mit Blüten überflockt dazwischen, einige stolze Gebäude die Umgebung überragend, dann noch weiter nach Süden die hastigen Wellen der Ach, die unter dem Schatten dichter Auen dahinschlüpfen und

ganz in der Ferne der Sonnenblitz, der sich im Spiegel des Rheines bricht, wo der mächtige Strom sich um den Kumenberg windet, der wie ein riesiges Hünengrab mitten im Tale emporragt.

„Ist mir's doch jedesmal, wenn ich da hinabsehe, als müßte ich entfernten Schüssen lauschen und als käme jeden Augenblick das Getöse des Kampfes näher, gerade auf die Achbrücke los. Da unten zwischen Lautrach und der Brücke die französischen Reiter, und hier auf dem Siechensteig die nachrückenden Bataillone neue Stellung nehmend. Im Nu war das Getümmel da, sag' ich Euch, wie die Windhose, die das Stück Brückendach wegnahm, fegte es heran, im Handumdrehen wirbelte es schon am Engel vorüber und die Straße hinauf. Es war ein abscheulicher Augenblick. Ich sah zuerst den Blitz und die Rauchballen, und erst eine Weile nachher das Krachen der Dechargen, es war mir, als müßte ich den ganzen Berg auf sie hinunter rollen. — Ja, garstig war's, bis ich auch diese Bataillone „Kehrt“ machen sah. Und jetzt liegt das alles so friedlich da, als sei nie eine Kanonenkugel über die Felsen und Wiesen geflogen, als sei der Boden nicht mit Blut gedüngt. Nicht nur mit Franzosenblut, sondern mit dem Blute deutscher Brüder.“

Der so gesprochen, hielt inne, wie von der Erinnerung überwältigt. War er ja doch an jenem 29. Mai gerade hier oben gestanden und war seitdem alles anders geworden; — wie sehr fühlte er sich selber

gealtert und lag doch noch kein Dutzend Jahre zwischen damals und heute?

Aber die Affekte des Gemütes lassen kaum den eisernsten Körper unberührt und Doktor Schneider hatte niemals eine besonders robuste Gesundheit besessen. Die Jahre waren es nicht, die ihn angegriffen, man konnte ihre Spuren an seinen Begleitern kaum bemerken. Doktor Willam und der ehemalige Oberschreiber, jetzt Rentbeamte Kayser, hatten kaum das Aussehen verändert und Marie schien noch immer so frisch und jung wie in jener herben Zeit, wo sie tagtäglich mit schwerem Herzen den Spielberg hinan pilgerte.

Wie viel leichter und fröhlicher war sie heute zum Wallfahrtskirchlein des heiligen Gebhardus hinangeeilt!

„Solche Erinnerungen quälen mich nicht," äußerte Kayser munter, „ich freue mich unserer schönen Gegend und dieser herrlichen Aussicht, wie sie in der ganzen lieben Welt nicht mehr herrlicher zu finden ist. Ich lasse mir den schönen Frieden nicht stören und lobe mir die Ruhe."

„Danken Sie Gott für Ihren heitern Lebensmut," entgegnete Schneider. „Sie haben sich auch durch allen Sturm und Kriegslärm nicht aus der Ruhe des Gemütes bringen lassen. Aber weil ich daran denke, nehmen Sie mir's nicht übel, Herr Rentbeamter, daß ich Ihr Tagebuch von Anno neun so lange behielt, ich will's Ihnen gleich morgen zurücksenden. Es könnte nicht getreuer sein. Ich vermochte es auch

nicht zu unterlassen und schrieb meine Ansicht dazu, Sie werden dieselbe gleich auf dem ersten Blatte finden; da kein Titel da stand, so setzte ich ihn hin: „Tagesereignisse vom Anbeginn der Insurrektion in Vorarlberg bis Ende derselben, aufgezeichnet von einem ruhigen und unbefangenen Beobachter." Sie nehmen mir die Eigenmächtigkeit doch nicht übel?"

„Bewahre, das ist ja eine völlige Legitimation."

„Das wollt' ich auch damit. Ich dachte, daß es Sie vielleicht freuen würde und mir selbst haben die Aufzeichnungen vieles in's Gedächtnis zurückgerufen. was ich in der letzten Zeit vergessen hatte und mir sehr nützlich war, so lange ich noch von der Regierung mit der unglücklichen Rechnungslegung in unbegreiflicher Weise gequält wurde."

„So ist's doch nicht umsonst gewesen, als ich dazumal täglich alles Erhebliche, was vorgefallen wor, eintrug. Es würde aber ein guter Teil daraus fehlen, hätte mein seliger Vater nicht die Führung übernommen, als ich so lange krank lag."

„Ja, wie ihre Frau so besorgt war. Nicht wahr, Willam," berief sich der Appellationsrat scherzend, „damals wußten wir gleich, wer sich in der Jungfer Marie Romer seelengutes Herz einquartiert hatte. Wäre Ihre Schwägerin nicht barmherzig gewesen, — kein Mensch hätte sich um uns bekümmert, aber warum habt Ihr denn die Frauen nicht mitgebracht, Kayser? Ist eins von den Kleinen krank?"

„Nein, denen geht's gottlob gut. Die zwei balgen sich, daß es eine Freude ist. Aber meine Frau ist

nicht ganz wohl und die Schwägerin ist bei ihr geblieben," versetzte Kayser, „es ist aber nicht so arg."

„Da muß ich doch heute noch hin," mengte sich Marie in's Gespräch, „eine Stunde plaudern hilft bei uns Frauen oft mehr, als eine ganze Apotheke."

„Hast Du das aus eigener Erfahrung?" scherzte Schneider.

„Warum nicht? 's ist keine Schande, beweist nur unsere Zähigkeit und wie genügsam wir sind, — sogar bei Krankheiten ist uns leicht geholfen."

„'S ist doch ein schönes Anwesen, die Kronhalde da unten," sagte Kayser, indem er an dem senkrechten Absturz des Felsens zwischen den Ästen und Nadelhölzern in die Tiefe sah, „das könnte mir auch eine Freude machen, einmal so ein eigenes Haus und ein Stück Grund zu besitzen."

„Kaufen Sie dem Appellationsrat die Mererau ab," rief Willam heiter.

„Ja, woher denn das Geld nehmen! Die ist für mich zu teuer."

„Aber sehen Sie doch nur," fuhr Willam fort, „wie sie auch herrschaftlich daliegt und der prächtige Wald dabei."

„Ich bitte Sie, Willam, schonen Sie mich," rief Schneider ärgerlich, „was in Kukuks Namen müssen Sie mich denn gerade jetzt wieder an diese unglückselige Mererau mahnen, die mich schon mehr Verdruß gekostet hat, als Steine hineingebaut sind. Einmal ist sie ohnedem schon umgetauft gewesen, ich werde das noch einmal tun und sie „Jammerau"

nennen. Sie ist wie jener Heller im Märchen, der immer wieder zu seinem Eigentümer zurückkehrt und ihm jedesmal ein Loch in die Tasche brennt. Die Stände kaufen sie mir ab ohne Geld und stellen ein Papier aus, der König von Baiern nimmt sie huldreichst entgegen und stellt dafür ein Papier aus. Nichts als Papier. Ich wollte, Österreich übernähme sie — und erhielte ich auch nur Papier."

Während die Stände nämlich noch immer über die Weise der Bezahlung deliberiert hatten, wurde Vorarlberg wieder österreichisch. Der König von Baiern nahm nun weder die Mererau, die doch Privateigentum der Königin war, noch löste er die als Gegengeschenk ausgestellte Obligation ein. Das Land, selbst erschöpft, wälzte diese Last ab, indem Schneider wieder in den Besitztitel trat, ohne für die verflossenen Jahre irgend eine Entschädigung zu erhalten. Seine Bittgesuche, die Regierung möge die Mererau nun als Staatsdomäne übernehmen, blieben fruchtlos und erst nach seinem Tode gelang es seiner Witwe, die Regierung zu dieser Erwerbung zu bewegen.

„Der Staat wird Ihnen diese Sorge gewiß abnehmen," meinte Kayser, „es wäre das ja doch nur eine Belohnung für Ihre Verdienste."

„Wer denkt an meine Verdienste. Für die im Jahre 1813 habe ich meine Belohnung auf dem Spielberge erhalten," versetzte Schneider bitter, „und von einer andern ist wohl keine Rede. Unser Erzherzog vermag nur wenig, darf er ja nicht einmal sein liebes Tirol betreten. Er hat mir die höchste Anerkennung

gewährt, indem er mir den schönen Ehrendegen übersandte, der Staat aber ist ein egoistischer Körper, er läß die stumpfen Werkzeuge einfach fallen. Wissen Sie, was der Herr Staatsrat Hudelist schon Anno neun sagte? Eller und Gutmorgen brachten den tröstlichen Ausspruch nach Brixen an Hormayr mit, der sie an's Hauptquartier um Hilfe gesandt hatte. Der Staatsrat saß in Ofen und vereitelte alle in Wagram und Wolkersdorf beschlossenen Unterstützungen. „Im Marchfeld allein hängt die Entscheidung“ meinte er. „Außerdem ist alles nur zwecklose Zersplitterung der Kräfte. Der Tiroler Aufstand ist ein böses Beispiel. Was sie heute für den Kaiser leisten, können sie ein andermal gegen ihn tun. Kann Hormayr nicht alles erfüllen, was er unüberlegt versprochen hat, so schlagen sie den Narren hoffentlich tot und wir sind einer großen Plage los.“ — Nun solch ein Wort hat am Ende für mich auch Geltung. Ich will zufrieden sein, daß man mich endlich mit der Rechnung für Anno neun nicht mehr quält. Das war genug, um einem das Leben zu verbittern. Diese ewige Pein hat mich auch genug angegriffen. Jahraus, jahrein dieselbe müde Hacke. Immer und immer dieselbe Sekkatur. Erst heißt's: „Nur im Allgemeinen.“ Ist das geschehen: „Aber doch einige Details,“ dann sind auch die zu wenig genau und so geht's ohne Ende. Jetzt habe ich Ruhe, aber ob die alte Leier nicht wieder von vorne beginnt, weiß Gott. Das bitterste war freilich, sich Rechnungen von einem Roschmann abfordern lassen zu müssen, — indessen hat

Gott ihn gekennzeichnet und die Hand ist verdorrt, mit der er mir noch als Hofkommissär scheinheilig „seiner Hochachtung“ versicherte.“

Schneider hatte die letzten Worte mit düstrem Blicke ausgesprochen und er ging auch nicht weiter auf den Punkt ein. Vielleicht tat es ihm sogar leid, denselben berührt zu haben — er hatte in den langen Jahren niemals darüber gesprochen. Wozu der Schmach erwähnen? — dachte er. Seine Klage aber über die Quälerei bezüglich der Rechnungslegung war nur allzu berechtigt, denn obwohl er sich auf sein Anstellungspatent berief, das ihn von jeder Rechnungslegung zum Voraus frei sprach, obwohl er der Regierung nach der ersten gelegten Rechnung freimütig gestand, eine jede genauere müßte eine fingierte sein, zu der man ihn wohl nicht zwingen werde, — gab man sich bei den höhern Rechnungsstellen doch immer nicht zufrieden. Erst seit etwa zwei Jahren hatte er Frieden und er verdankte denselben wohl der entschiedenen Äußerung, die er damals von sich gab.

„Wenn es möglich wäre,“ schrieb er tief erbittert, „dem wiederholten Auftrage der hohen „Landesstelle vom 11. August zu Folge, den mir „ein wohllöbliches Kreisamt unterm 5. v. M. mitzuteilen beliebte, — über jene im Jahre 1809 „von mir bestrittenen Auslagen und Geldempfänge „auch nur einigermaßen befriedigende Rechnung „zu entwerfen und zu belegen, so würde es ohne „den mindesten Verschub schon geschehen sein. —

„Die Gründe der Unmöglichkeit, eine solche Rech-„nung zu legen, habe ich in meinen früheren Be-„richten an Se. Exzellenz den Grafen von Stadion „unterm 25. November 1814, durch weitern vom „31. Juli 1815 und jenen an das löbliche Kreis-„amt am 10. April 1817 entwickelt und darge-„stellt, — sie sind und bleiben immer die näm-„lichen. Es ist eine harte und wahrlich unbillige „Zumutung, eine Rechnung zu fordern, wo es „ganz unmöglich ist, eine solche zu legen.“

„Ich wollte dem hohen Auftrage doch einiger-„maßen entsprechen und habe mich dieserwegen „mündlich und schriftlich an mehrere Ausländer, „die im Jahre 1809 Munition an mich abgegeben „haben, gewendet, allein die meisten weigern sich, „eine schriftliche Bestätigung aus dem Grunde ab-„zugeben, weil sie vor dem Kriminalgericht zu „Frauenfeld im Kanton Turgau, wohin sie gleich „nach meiner Verhaftung 1809 geführt wurden, „bei ihrer Untersuchung eidlich widersprochen haben, „je etwas an die Insurrektion geliefert zu haben.“

„Andere wissen eben so wenig, wie viel sie an „mich geliefert und um welchen Preis, weil sie „ihre Papiere auch nicht mehr in Händen haben. „Ich lege hier einen Originalbrief von der Wein-„händlerin Büchler aus Eglishof bei, die 1809 am „meisten geliefert hat. Aus diesem kann sich die „hohe Regierung selbst überzeugen, was für eine „Rechnung heraus kommen würde, wenn die Lie-„feranten von mir wissen wollen, was sie gelie-

„fert und es mir überlassen, wie viel sie mir be-„scheinen sollen."

„Die im Jahre 1809 von der Regierung er-„haltenen Vorschüsse beschränken sich auf jene „24.000 fl., die mir der damalige Intendant „Baron Hormayr über meine ihm eingeschickte Rech-„nung anwies und ausbezahlen ließ."

„Ich war Niemand anderem über Einnahme „und Ausgabe Rechenschaft zu geben schuldig, als „ihm. Von ihm erhielt ich alle Aufträge und Be-„fehle und so auch die Instruktion über die An-„schaffung und Einschwärzung der Munition, der „Lebensmittel und übrigen Bedürfnisse. Ich hatte „keine Kontrolle, konnte der Natur der Sache nach „keine haben, also auch keine Buchhaltung."

„Wie soll es nun möglich sein, bei den erwie-„senen Umständen, wo ich gefangen wurde, wo mir „alle Papiere abgenommen und nicht mehr, wie „es zu erwarten war, zurückgestellt worden sind, „nach neun vollen Jahren eine Rechnung zu „stellen?"

„Es sei übrigens weit von mir entfernt, über „mein Schicksal zu klagen oder mich zu beschweren, „inzwischen kann ich es nicht bergen, daß es mir „bei der Rückerinnerung an so viele Opfer und „Leiden, an jene Tage, wo das Todesurteil über „mich ausgesprochen, wo ich von Kerker zu Kerker „um Österreichs willen geschleppt worden, schmerz-„lich fällt, in die Notwendigkeit versetzt zu werden, „im Auslande Quittungen zu betteln und zu sagen,

„daß dies das Schicksal eines österreichischen Pa-
„trioten sei, der sich aus Liebe und Anhänglichkeit
„dem Kaiser und seinem Vaterlande geopfert hat.“

„Nach dem hohen Auftrage vom 5. v. M. lege
„ich hier die noch in Handen habenden Quittungen
„bei, so wie mir selbe nach meiner Gefangenschaft
„zurückgestellt worden sind.“

„Bregenz den 22. Oktober 1818.“

„Das ist der Dank!“ hatte er damals ausgerufen, als die Äußerung beendigt war und sorglich legte er eine Kopie zu den übrigen Konzepten, die diesen Gegenstand betrafen und die hier nicht aufgenommen wurden, weil die Befürchtung nahe genug lag, der freundliche Leser möchte durch die häufigen Zitate ohnedem schon ermüdet sein.

Es sei hier noch bemerkt, wie Schneider ausdrücklich den Befehl erhalten, sich nachträglich Quittungen zu verschaffen, und ihm also fast der Kunstgriff an die Hand gegeben war, die Regierung bequem zufrieden zu stellen, was dem redlichen Manne jedoch im Innersten widerstrebte.

Mit einer bewundernswerten Ausdauer und Kleinlichkeit kamen fast alljährlich dieselben Aufforderungen wieder und zwar zeitweise in so rücksichtslosen Ausdrücken gehalten, daß Schneider einmal unwillkürlich zu dem schneidenden Ausruf veranlaßt ward:

„Eine sonderbare Sprache glaubt die Buchhaltung führen zu dürfen, als ob diese Herren das Recht hätten, jedermann zu verdächtigen. Gerade derjenige, der diese Verdächtigung ausspricht, weil er

sicher hinter dem Walle sitzt, würde es nicht wagen, auch nur den leisesten Zweifel, nur die unbedeutendste Unhöflichkeit dem Betreffenden in's Gesicht auszusprechen. Und das ärgste ist, man kann sie eben darum ihrer Unverschämtheit wegen nicht einmal belangen."

Die Sonne tauchte jetzt langsam hinter Konstanz hinunter. Kayser, der sein Perspektiv mitgebracht hatte, rief entzückt aus:

„Da schaut sie noch einmal durch die Rheinbrücke. Es ist doch alle Tage wieder neu und alle Tage so prächtig, daß ein Maler die Nachahmung gar nicht wagen dürfte, ohne sich den Vorwurf der Unnatur zuzuziehen."

„Ein Sonnenuntergang erfreut das Herz," sagte Schneider ernst, „weil wir wissen, daß die Sonne wiederkommt — wenn aber ein Mensch hinuntersteigt" —

„Sei nicht melancholisch, Anton, komme lieber hinab nach Hause — die Abendluft ist feucht, sie könnte Dir schaden."

„Das ist ja das Traurige und der Mensch schon geschädigt genug, wenn er sich vor jedem Abendlüftchen und Nachtschatten ängstlich hüten muß."

„Sie werden sehen, wie gut Ihnen das Bad tut, Herr Appellationsrat," sprach Willam tröstend.

Alle vier stiegen langsam den Berg hinab. Dann trennten sie sich. Marie ging mit Kaiser, ihre Freundin zu besuchen, Willam begleitete Schneider noch bis zu dessen Wohnung, dann verabschiedete auch er

sich. Auf der Stiege sprang die kleine Antoinette dem Vater entgegen, er hatte jetzt nur mehr das eine Kind.

„Papa, die Großmutter ist da," rief sie ihm schon von Weitem zu. Er hob die Kleine auf seinen Arm und trat so mit ihr in's Zimmer, wo Tante Therese der Mutter Gesellschaft leistete.

„Ja, grüß Gott, Mutter! Was bringt Euch noch so spät herein?"

„Werdet wohl ein Plätzl haben für mich," versetzte die alte, noch immer rasche und behende Frau, die fast jünger aussah, als der Sohn neben ihr, „ein ganz kleines und ein Bett dazu, weil ich zur Nacht bleiben will."

„Seid recht vielmal willkommen, Mutter. Ihr wißt schon, daß das für uns ein besonderes Fest ist, leider schenkt Ihr uns die Freude selten genug. Marie ist bei Kaysers, aber sie wird bald da sein."

Tante Therese ließ die Beiden nun allein, sie wollte nach dem Abendbrote sehen, und die Mutter zog den Sohn neben sich auf das Sofa nieder.

„Habt Ihr keine Neuigkeiten von der Frau Oberrauch aus Innsbruck?" fragte er.

„Wohl, die Marianna ist frischauf, der Mann und's ganze Haus — ich wollt', ich könnt's auch hier hören," entgegnete die alte Frau, „aber hör', Anton, Du gefallst mir nicht."

„Hab' ich etwas getan?"

„Nein, nein, scherz' nicht. Du weißt schon, wie ich's meine. Schaust schlecht aus. Fehlt Dir was?"

„So eigentlich nichts, aber es haltet nicht mehr recht.“

„Und d'rum gehst nach Fideris in's Bad?“

„Ja, Mutter, ich glaub' es soll mir helfen. Mir ist so, als wäre mein Urteil gesprochen, und da ich's nicht machen kann, wie vor Zeiten der Wäldler in Bezau, der, wenn er mit dem Gerichtsspruch nicht zufrieden war, weiter nichts zu tun hatte, als das Ohrläppchen in die rechte, einen Goldgulden in die linke Hand zu nehmen, und das Gesicht gegen Sonnenaufgang gewendet, laut auszurufen: „Ich appelliere!“ worauf die Berufung richtig weiter ging; — da das bei mir nicht durchschlüge, so muß ich denn an eine Heilquelle appellieren.“

„Du hast mir's geschrieben und weil Du nicht zu mir hinauskamst, so bin halt ich hereingekommen, um Dich noch einmal zu sehen.“

„Aber Mutter, wir gehen ja nur auf wenige Wochen und es verstreicht oft viel mehr Zeit, daß wir uns nicht sehen; ich hätte nicht gedacht, daß Ihr mir daraus einen Vorwurf machen werdet.“

„Wenn wir beide bleiben wo wir sind, ist's was anderes,“ meinte die Matrone, „aber wenn der Weg von einem zum andern weiter wird, da sollt' man denn doch nicht ohne Abschied auseinander gehen. Die Stanzi ist sonst nicht so weich und doch wollt' sie mit herein — aber eins muß halt daheim bleiben und wir sind nur mehr unser zwei. Heiraten hat die Stanzi nie wollen und jetzt wird's halt auch schon

zu spät. Ist grad auch recht, so hat sie doch für niemanden zu sorgen."

„Ihr habt Recht, Mutter, das ist auch eine schwere Last," versetzte Anton sinnend. „Ich kann Euch gar nicht sagen, wie mir seit einiger Zeit her die Mererau fort im Kopfe liegt."

„Und warst doch nie sonst schwerblütig. Warum denn jetzt?"

„Weil ich immer daran denke, wie's für Marie und das Kind werden soll, wenn ich sterbe, wenn meine Pension wegfallt und auf dem Anwesen nur Schulden haften?"

„Aber denkst Du denn jetzt an's Sterben? Zuck' nicht so wehmütig mit den Achseln, das heißt Gott versuchen. Bist ja noch nicht einmal dreiundvierzig Jahre alt. Mein Himmel, ist das ein Alter, daß ein Mann wie Du, die Flügel hängen laßt und an's Sterben denkt. Ich tät' mich schämen."

Sie hatte das heftig herausgesprochen und in ihrem Ton und ihrer ganzen Erscheinung lag so viel Kraft und Lebensfülle, daß man ihren Widerwillen gegen das vorzeitige Ermatten ihres Sohnes recht wohl begreifen konnte, das ihr wie ein Mangel an Mut erschien. Schneider aber schüttelte nur lächelnd den Kopf.

„Ich tät's auch, Mutter," meinte er, „wenn's Verzagtheit bei mir wäre. Aber das muß es doch nicht sein, — habe ja in den schwersten Lagen meines Lebens Mut und Zuversicht nie ganz verloren."

„Es ist wahr, Du hast wie ein Märtyrer für Dein Vaterland gelitten,“ rief die alte Frau und aus ihren Augen leuchtete mütterlicher Stolz, bis sie die Hand auf des Sohnes Schulter legte, „aber darum hast Du auch Ursach' den Kopf hoch zu tragen und Dein Leben zu genießen und zu pflegen. Ich weiß, Dich drückt das Nichtstun nieder — es ging' mir im Grund auch so, wenn ich auf einmal die Händ' in den Schoß legen und still sitzen müßte; ein untätig's Leben ist gar kein Leben. — Aber bei Dir, da ist's halt was anderes. Wer so viel getan und so viel durchgemacht hat, der darf auch ausruhen.“

„Eine Weile, Mutter,“ fiel Schneider ein, „aber nicht Jahr um Jahr, fort und fort. Sonst ist's kein wohltuendes Ausruhen mehr, sondern die gezwungene Reglosigkeit des in Fessel Geschmiedeten. Der Geist verblödet und der Körper erstarrt davon.“

„Warum bitt'st Du denn Deine Freunde nicht, den Erzherzog Johann, den Hormayr und die andern alle, daß sie Dir helfen wieder eine Anstellung zu bekommen? Die könnten Dir ja doch auch wegen der Mererau beistehen?“

„Hohe Freunde,“ versetzte Schneider mit ernstem Lächeln, „sind ein kostbares Kapital. Das darf man nicht angreifen, bevor nicht die höchste Not eintritt, sonst ist es früher schon erschöpft. — So lange ich noch lebe, kann ich mich selber rühren. Habe auch die dreimal, daß ich der Mererau wegen in Wien war, keine Seele belästigt und für mich in Ungelegenheiten versetzt. Das Kapital ist unangegriffen,

und wenn ich keine günstige Entscheidung erlebe, so mag dann die Marie für sich und unser Kind die Zinsen eintreiben und zu dem Notpfennig greifen. Ich bin überzeugt, unser guter Erzherzog, Hormayr, di Pauli, werden dann ihre Freundschaftsschuld redlich entrichten, und vielleicht mit umsomehr Erfolg die Bittstellerin unterstützen, als die Nachricht meines Todes manches Hindernis ebnen wird."

Ein schmerzliches Lächeln verzog bei diesen letzten Worten sein Antlitz und er strich sich langsam mit der Hand über die bleiche Stirne.

„Red' nicht so, Anton," entgegnete die alte Frau, „sonst wird mir selber das Herz ganz schwer. Ich weiß nicht, Du bist heute so fremd, daß ich Dich gar nimmer kenn'. 'S ist doch sonst Dein' Art nicht so."

„Das macht auch nur der lange Spaziergang, die warme Luft und dann der prächtige Abend da oben auf dem Schloßberg, alles zusammen hat mich weich gestimmt, und dann daß ich Euch da fand, als ich nach Hause kam. Liegt's doch auch in Eurer Art sonst nicht, besorgt zu sein. — Ihr wollt's nicht sagen und doch hat Euch was, wie eine Ahnung hereingetrieben. Nicht wahr? O Mutter, Ihr habt mich doch recht lieb."

Und gerührt schlang er seinen Arm um ihren Nacken und zog ihr greises Haupt näher an sich, so daß seine Lippen ihre rauhe furchige Stirne berühren konnten. Die alte Frau aber ließ ihr Haupt auf seine Schultern sinken, sie mochte dem Sohne nicht die Träne zeigen, die ihr über die braune Wange

herabfloß, aber zurückhalten konnte sie die schweren Tropfen nicht mehr, so hart und fest sie ihr Lebelang auch gewesen. Sie war ja doch Mutter. —

* * *

Es war Mitte Juli und Schneider befand sich mit seiner Frau schon einige Zeit zu Fideris in Graubünden. Die rauhe Bergluft des Bades hatte anfangs seine Kräfte anscheinend gestärkt, auf die Länge der Zeit aber nicht günstig nachgewirkt. Er kränkelte und dachte an die Heimreise. Sein Töchterchen war bei Tante Therese in Bregenz zurückgeblieben, und er empfand Sehnsucht nach dem Kinde und seiner Heimat; die starren Berghäupter des Prätigau beengten seine Brust.

In der Nacht des 16. hörte ihn Marie ein wenig husten, sie meinte, sein Halstuch könne etwa zu fest gebunden sein und sprang auf, um es ihm zu lockern. Sie erschrack, als sie seine reglose Gestalt berührte und hielt ihn für ohnmächtig. Der Arzt, der allsogleich geholt wurde, erklärte der Armen, daß alles vorüber sei. Sein Ausspruch lautete dahin: Eine Geschwulst an der großen Pulsader, in Folge der langen Aufregungen und Beängstigungen entstanden, sei gesprungen und habe das Blut in den Herzbeutel ergossen.

So war dieses Leben in den schönsten Jahren geendet. Ein Mann hatte aufgehört zu sein, den das Schicksal aus seinem ruhigen Wirken herausgerissen und in eine fremde Bahn geschleudert, auf welcher er begeistert dahineilend, sein Gut, sein Streben jener

Gottheit weihte, für die sein Herz in edler Liebe entflammt war — dem Vaterlande, dem nun auch sein Leben noch zum Opfer fiel — wenngleich nich auf dem Schlachtfelde, oder wie das Hofers, unter den Kugeln der Feinde.

Vaterland, du hast die Schuld der Dankbarkeit seinem Gedächnisse noch nicht abgetragen. Kaum ein Gedenkzeichen mahnt an ihn; dein Museum bewahrt nicht einmal sein Bild. — Vergiß seinen Namen nicht, denn du vergissest damit die Tage deines Aufschwunges, die du einst mit begeisterter Hand in d Geschichte verzeichnet hast. Eine rechte Mutter verläugnet nicht ihr Kind. Ein rechtes Land rühmt sich seiner edlen Söhne. Ein rechtes Volk weist mit Stolz auf die Taten der Vorfahren, — diese in der Geschichte fortlebenden Repräsentanten seiner Kraft und seines Ruhmes.

Im Kirchhofe zu Zizers am Rheine liegt Doktor Schneiders Leichnam begraben; Erzherzog Johann setzte ihm dort ein einfaches Denkmal, er betrauerte den Freund.

Auch die hinterbliebene Witwe stiftete dem Verstorbenen eine Erinnerungstafel. Sie befindet sich unter dem Peristyl der Pfarrkirche zu Bregenz, links vom Eingange eingemauert. Die Platte ist aus grauem Sandstein, die Inschrift, in einfachen schwarzen Lettern, ist vom ehemaligen Dechanten Walner verfaßt. Man vergißt über die wohlweinende Absicht, die sich darin ausspricht, die Schwierigkeiten, die der beliebte Dialektdichter auf dem fremden Felde zu

überwinden hatte. Der Mangel an Glätte wird reichlich durch die innere Wahrheit aufgewogen. So steht's geschrieben:

Dem christlich frommen Andenken
des
k. k. Appellationsrates und beider Rechte Doktors
Franz Anton Schneider.
Er war geboren zu Weiler am 19. Oktober 1777 und starb
zu Fideris am 16. Juli 1820.

Er starb? O nein, er lebt, lebt fort in den Annalen
Des Vaterlands, das warm er an dem Herzen trug!
Er lebt in Seiner Herz, dem ach! so tiefe Qualen
Ein unerbittlich Los, durch frühe Trennung schlug.
Und mußt' er gleich so früh des Lebens Schuld bezahlen,
Weint ferner nicht um ihn, er lebte lang genug!
Wer so sich Aller Wohl, wie er hat hingegeben,
Hat lang und schön gelebt und hört nicht auf zu leben.

* * *

An ihm verlor Vorarlberg einen seiner besten Söhne. Er war ein echter Mann aus dem Volke, zu dem er warme Liebe in seiner Brust, wenn er auch auf derselben keinen Fürstenorden trug.

Aus Zeiten, die nicht allzulang entfloh'n,
Entrollt' ein Bild ich Euerem Betrachten,
Ein Bild von Kämpfen, wenn auch nicht von Schlachten,
Als Krieger drin der Berge schlichter Sohn.
So taten Männer bei des Fremdling's Droh'n;
Sie sangen nicht, was Deutschland not — sie brachten
So Blut als Gut zum Opfer dar und dachten
An's Wohl des Vaterland's — nicht an den Lohn.

Manch seltner Mensch mag wohl sein Loos gestalten,
Zumeist doch formt das Schicksal erst den Mann.
Nicht eines Helden — eines Menschen Walten,
Der groß gehandelt, doch nicht Größe sann,
Erzählt' ich, sein Gedächtnis fest zu halten;
Bemäckle ihn, wer selber Beff'res kann.



